

PREDIGT ZUM CHRISTKÖNIGSFEST, GEHALTEN AM 25.  
NOVEMBER 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„MEIN REICH IST NICHT VON DIESER WELT“

Wir begehen heute, am letzten Sonntag des Kirchenjahres, das Christkönigsfest, ein Fest, das noch nicht einmal hundert Jahre alt ist. Alt ist das Geheimnis dieses Festes, neu ist seine Aktualisierung in dieser Gestalt. Das Bekenntnis zu Christus, dem König, darum geht es am heutigen Festtag. Dieses Bekenntnis ist so etwas wie eine Kurzform des christlichen Glaubens. Der zentrale Inhalt der Verkündigung Jesu war die Königsherrschaft Gottes oder das Königreich Gottes. Mit dieser Königsherrschaft Gottes aber hat er sich mehr und mehr identifiziert. Mehr und mehr mussten die Hörer seiner Botschaft erkennen, dass er selber die Königsherrschaft Gottes war, er in seiner Person. Vor Pilatus erklärt er dezidiert: „Ja, ich bin ein König“. Über seinem Kreuz war eine Tafel angebracht mit der Inschrift: „Jesus von Nazareth, der König der Juden“. Aber er war mehr als das. Das wussten jene, die ihm gefolgt waren.

\*

Könige begegnen uns heute nicht mehr, und doch weiß jeder, was er darunter zu verstehen hat. Gewiss, es gibt noch Könige, die sind jedoch bedeutungslos. Sie haben nur noch einen symbolischen Sinn. Aber die Idee, die dahinter steckt, erahnen wir, ohne dass man uns das genau erklärt. Selbst ein Kind weiß darum. Das Königtum bezeichnet eine Urwirklichkeit, wie Vaterschaft und Mutterschaft. Ein König ist etwas anderes als ein Präsident oder ein Regierungschef. Sie sind abhängig von ihren Wählern, die sie vertreten, die Präsidenten und die Regierungschefs, sie tragen ein Mandat. Für den idealen König aber gibt es nur die Abhängigkeit von Gott, den er vertritt, an dessen Stelle er steht. Und ihm kommt sein Amt zu von seiner Geburt her, es hängt am Adel seiner Person. Er ist herausgenommen aus der Schar der übrigen Menschen. In vielen Kulturen wurde das sichtbar durch eine Art von Weihe oder durch eine Salbung, die man an ihm vollzog. Damit wollte man zum Ausdruck bringen, dass er in die Region des Heiligen gehört. Oft wurde er gar als Sohn Gottes angeredet. So geschah es auch in Israel, obwohl man das hier in einem übertragenen Sinn verstand, denn es gab ja nur den einen Gott, ein wenig anders verhielt es sich damit in der Zeit des Neuen Testaments, in dem uns das trinitarische Geheimnis nahegebracht wird.

Aufgabe des Königs, des idealen Königs, ist es, den Menschen Frieden, Freiheit, Sicherheit und Wohlstand zu bringen. Das erwartete man in Israel, in der Zeit des Alten Testaments, von Anfang an in vollendeter Weise von der Königsherrschaft Gottes, die kommen sollte. Gott selbst wird König sein, das war der entscheidende Ausdruck der Hoffnung des auserwählten Volkes. Die Königsherrschaft Gottes ist von alters her der Inbegriff der Hoffnung in Israel.

Sie sollte mit dem Kommen des Messias anbrechen. Der Messias sollte Gottes Königsherrschaft auf die Erde bringen. Ja, ihn selbst dachte man sich als König, als König und Priester, denn „Messias“ heißt nichts anderes als „der Gesalbte“. Gesalbt aber wurden Könige und Priester.

Zum König gehört ein Reich, das heißt ein Raum, in dem seine Herrschaft gilt, in dem er sein Königtum ausübt. Während der irdische König die Unterwerfung seiner Untertanen erzwingt, appelliert die Herrschaft Gottes an die Freiheit des Menschen. Darum sagt Jesus zu Pilatus: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Joh 18, 36).

Im Anschluss an solche Gedanken entwickelt der heilige Augustinus vor 1500 Jahren das gigantische Bild von den zwei Reichen, die miteinander in Widerstreit stehen in dieser Weltzeit, von dem Reich Christi und dem Reich Satans. Darin sieht er den eigentlichen Sinn der Geschichte. Eine genialere Deutung der Wirklichkeit im Geist der Botschaft des Christentums gibt es nicht.

Dieser gigantische Kampf zwischen den beiden Reichen ist der Raum, in dem wir uns als Christi Jünger bewähren müssen.

Im Blick auf den Kampf der beiden Reiche, in den wir hineingestellt sind, der natürlich ein geistiger Kampf ist, müssen wir heute nüchtern feststellen: Die Feinde des Gottesreiches werden immer dreister und auf ihre Weise immer konsequenter, während die Trägheit, die Bequemlichkeit und die Feigheit und gar die Untreue der Soldaten Christi immer größer wird. Dadurch werden der Gegenspieler Gottes und seine Helfershelfer mehr und mehr angeeifert und beflügelt. Sie sind heute allgegenwärtig, und ihre Zahl wächst zusehends.

Ihre Kanzeln sind glaubens- und sittenlose Zeitschriften und glaubens- und sittenlose Fernseh- und Hörfunksendungen. Neuerdings kommt noch das Internet hinzu. Und wir alle, die wir dazu schweigen oder gar uns selbst daran ergötzen, wir verraten unsere Berufung.

Der Kampf der beiden Reiche, in den wir hineingestellt sind, ist ein geistiger Kampf, aber auch der macht Mühe, auch dabei kann, ja muss man Wunden einstecken, Wunden, die im Grunde mehr schmerzen als jene des Leibes.

Die Herrschaft Christi ist unsere Aufgabe. Wir müssen uns dafür einsetzen, dass die Menschen sie anerkennen. Das unsichtbare Reich Christi muss in dieser Welt sichtbar werden durch uns. Viele Chancen versäumen wir. Gerade heute warten die Menschen auf die Zeugen Christi und seiner Kirche, die allzu rar geworden sind. Viele hungern, aber es ist niemand da, der ihnen die Schönheit des Reiches Christi aufzeigt und die Dringlichkeit der Entscheidung für dieses Reich. Wir alle sind gefragt. Es geht um die Rettung

der Menschen und um die Rettung der Welt. So will es Gott. Ja, so will es auch die Vernunft, wenn wir sie nur gebrauchen.

Wenn Christus einst kommen wird auf den Wolken des Himmels, so heißt es im letzten Buch des Neuen Testaments, werden seine Feinde wehklagen (Apk 1, 7). Allein, wir brauchen einen langen Atem. Der Glaube und der Auftrag, der mit ihm verbunden ist, sind ein wunderbares Geschenk. Nur müssen wir diesen Glauben und den mit ihm verbundenen Auftrag in der rechten Perspektive sehen.

\*

Auf dem Petersplatz in Rom erhebt sich ein Obelisk - das ist eine frei stehende Säule - aus der Zeit des Kaisers Nero. Sie ist beinahe 2000 Jahre alt. Einst ein heidnisches Symbol, ist sie heute ein Zeichen der Unvergänglichkeit des Reiches Christi, wenn sie gekrönt ist mit dem Kreuz und die Inschrift trägt: Christus ist Sieger, Christus ist König, Christus ist Herrscher. Das ist er, für immer, auch wenn wir uns ihm nicht unterwerfen und nicht für ihn kämpfen. Aber weh uns, wenn wir es nicht tun und uns in den Dienst des Fürsten dieser Welt stellen, es sei denn, wir sind ohne unsere Schuld blind geworden. Wenn wir uns in den Dienst des Fürsten dieser Welt stellen, gefährden wir nicht nur unsere Ewigkeit, wir werden dann auch schuldig an der Zerstörung unserer Welt, denn es gibt keinen Frieden, keine Freiheit und keine Sicherheit und auch keinen dauernden Wohlstand für alle ohne Christus. Wo er nicht anerkannt wird und wo man ihn verachtet, wo man keine Notiz nimmt von seinem Reich der Wahrheit und des Lebens, von seinem Reich der Heiligkeit und der Gnade, von seinem Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, da entsteht das Chaos, im wörtlichen wie auch im übertragenen Sinne. Das gilt immer, mehr als sonst aber in unserer kompliziert gewordenen Welt, die mehr Möglichkeiten in sich birgt als je zuvor, im Positiven wie im Negativen. Amen.

PREDIGT ZUM 33. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 18.  
NOVEMBER 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DASS DU ES DOCH ERKANNT HÄTTEST  
AN DIESEM DEINEM TAGE, WAS DIR ZUM HEILE DIENT“

Im Evangelium des heutigen Sonntags spricht Jesus in einer Prophetie von der Zerstörung Jerusalems durch die Römer, die einige Jahrzehnte nach seinem Tod erfolgt ist. Ausgrabungen und alte Quellen bestätigen uns, dass die Prophezeiung Jesu sich erfüllt hat, dass kein Stein auf dem anderen geblieben

ist, als die Römer im Jahre 70 unter dem Feldherr Titus anrückten und die heilige Stadt und den herrlichen Tempel, an dem man 84 Jahre gebaut hatte, in Schutt und Asche legten. Seitdem Salomon beinahe 1000 Jahre zuvor den ersten Tempel gebaut hatte, war dies der dritte. Zweimal war der Tempel in kriegerischen Auseinandersetzungen wieder zerstört worden. Und dieses Mal war die Zerstörung schlimmer als zuvor. Was blieb, war die Klagemauer, bis zum heutigen Tag. Historiker schätzen, dass in diesem Krieg, der sieben Jahre währte - man nennt ihn den Jüdischen Krieg -, möglicherweise gar eine Million Menschen umgekommen sind, und zwar durchweg auf grausamste Weise. Das hatte Jesus vorausgesehen. Darum hatte er geweint, wie es im 19. Kapitel des Lukas-Evangeliums heißt, beim Anblick der heiligen Stadt, und darum hatte er geklagt: „Wenn du es doch erkannt hättest an diesem deinem Tage, was dir zum Heile dient“ (Lk 19, 42).

Die Zerstörung Jerusalems ist in der Sicht Jesu ein Gleichnis für das Unheil, das immer wieder über die Menschen gekommen ist als Folge ihrer Abwendung von Gott, ein Gleichnis vor allem auch für die letzte Drangsal, die über die Menschheit kommen wird. Darum verbindet er mit seinen Voraussagen über die Zerstörung Jerusalems Voraussagen über das Ende der Welt und über seine Wiederkunft am Ende aller Tage.

Er spricht von den Vorzeichen, die dem Ende vorausgehen, hält diese jedoch so allgemein, dass sie immer gültig sind - mehr oder weniger - in allen Jahrhunderten, von seiner Auferstehung und von seiner Himmelfahrt an. Es sind die Schrecken, die immer wieder vorkommen in der Geschichte der Menschheit, wie Kriege, Aufstände, Erdbeben, Seuchen, Hungersnöte, falsche Propheten und Verfolgungen, Drangsale, die die Menschen fortwährend begleiten auf ihrem Weg durch die Zeit. Für Jesus sind sie die Folge ihrer steten Abwendung von Gott und ihrer Verstocktheit und ihrer Hartnäckigkeit im Sündigen. Die Bosheit der Menschen wächst, und mit ihrer Bosheit wächst das Ausmaß der Strafe Gottes. Das ist wie ein Teufelskreis. Also: Leid und Tod, Katastrophen und viele Nöte bestimmen unser Leben bis Christus einst wiederkommt. Das ist nicht deshalb so, weil Gott es so will, sondern weil wir es so wollen.

\*

Der zentrale Begriff unseres Evangeliums ist der des Endes. Die durch ihn bezeichnete Wirklichkeit ruft gegensätzliche Empfindungen in uns hervor: Freude und Trauer, Schmerz und Seligkeit, Sehnsucht und Sorge, hier, in unserem Zusammenhang, aber auch sonst: Wir freuen uns auf das Ende, wenn eine schwere Zeit zu Ende geht, wir trauern, wenn eine glückliche Zeit sich neigt. Immer hat unser Leben zwei Aspekte. Es ist schön und schwer zugleich. Freude und Trauer, Hoffnung und Angst bestimmen es. Mit diesen Worten beginnt die Pastorkonstitution des II. Vatikanischen Konzils „Über

die Kirche in der Welt von heute“. Mal überwiegt das eine, das Schöne, in unserem Leben, mal das andere, das Schwere.

Auch das endgültige Ende hat zwei Aspekte für uns. Deshalb ruft die Botschaft von ihm, wenn wir sie recht hören, Freude und Hoffnung, aber auch Trauer und Angst oder Angst und Sorge in uns hervor, muss sie diese Empfindungen in uns hervorufen. Freude und Hoffnung, weil das Ende uns die Vollendung unserer Erlösung bringen wird. Trauer und Angst oder Angst und Sorge deshalb, weil es das Urteil über unser Leben sprechen wird und weil wir an ihm Rechenschaft ablegen müssen über unser Leben.

Seitdem Jesus vom Ende der Welt und von den Vorzeichen dieses Endes gesprochen hat, hat es in allen Jahrhunderten Menschen gegeben, die meinten, das Ende der Welt stehe unmittelbar bevor. Schon der Apostel Paulus musste sich mit ihnen auseinandersetzen. Immer gab es solche Schwärmer. Und sie verwiesen auf die von Jesus genannten Vorzeichen: Kriege, Aufstände, Erdbeben, Seuchen, Hungersnöte, falsche Propheten und Verfolgungen der Gerechten.

Heute ist die Zahl derer, die das Ende als unmittelbar bevorstehend betrachten, besonders groß. Gleichzeitig gibt es aber unendlich viele, die das Ende völlig aus dem Auge verloren haben, ja, die es nicht mehr wahrhaben wollen. Dieser Tage konnte man in den Zeitungen lesen, dass in der Schweiz nicht einmal mehr jeder Sechste an die christliche Botschaft vom Ende der Welt und der Wiederkunft Christi glaubt.

Auch bei uns ist die Zahl jener groß, die so denken. Für sie hat das Leben keinen Sinn und kein Ziel, sie leben nur ihren vitalen Bedürfnissen. Sie sind unglücklich und zerstören ihr Leben. Das ahnen sie, auch wenn sie es nicht zugeben. Es gibt in unserem Leben so manche Wirklichkeit, die wir kennen, vor der wir aber die Augen verschließen und um die wir uns selber betrügen.

Die einen meinen, das Ende stehe unmittelbar bevor, vielleicht schon im nächsten Monat oder im nächsten Jahr, die anderen sagen, es gibt dieses Ende gar nicht, oder sie leben so, als ob es das nicht gäbe. Beide Haltungen sind jedoch falsch. Die einen ermahnt das Evangelium des heutigen Sonntags zur Nüchternheit, die anderen zur Gewissenhaftigkeit. Es gilt, dass wir das Ende bedenken und dass wir es immer vor Augen haben, dass wir aber gleichzeitig in Gelassenheit die täglichen Aufgaben erfüllen.

Im Alten Testament lesen wir: „Bei all deinem Tun bedenke das Ende, dann wirst du nie und nimmer Böses tun“ (Sir 7,36). Und „Denk an das Ende und lass ab von der Feindschaft“ (Sir 28, 6). Wenn wir immer an das Ende denken, werden wir in der Freude nicht ausgelassen sein und im Leid nicht

verzweifeln. Haben wir die rechte Sicht von der Gegenwart und von der Zukunft, dann ist unser Leben im Lot.

Wir müssen Gottes Wort so stehen lassen, wie es geschrieben ist, und uns von ihm sagen lassen, was ist und was sein wird. Es gibt keinen Frieden ohne ein Leben mit Gott und ohne die treue Erfüllung seines heiligen Willens. Das gute Beispiel eifert uns an, aber leider gilt für das schlechte Beispiel, dass es uns ansteckt.

Wenn wir fortwährend das Ende bedenken und es immer vor Augen haben, werden wir nicht den falschen Propheten nachlaufen, die heute zahlreicher sind als je zuvor, und dann werden wir uns durch Verfolgungen nicht davon abschrecken lassen, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Was die falschen Propheten angeht, sie haben verschiedene Gesichter. Sie vertreten zum einen den Unglauben und zu anderen den Aberglauben. Das heißt: Sie verführen uns, dass wir zu wenig oder gar nichts mehr glauben - das ist der Unglaube - oder dass wir zu viel glauben - das ist der Aberglaube. Vor allem verdunkeln sie unseren Verstand, damit wir die Verdunkelung unserer Herzen nicht mehr erkennen. Sie machen uns ein gutes Gewissen, wo wir dem Zeitgeist dienen, und sie machen uns unruhig und unsicher, wo wir Christus und seiner Kirche die Treue halten. Die falschen Propheten empfehlen uns stets den leichteren Weg, und stets schmeicheln sie unseren Wünschen und Leidenschaften. Daran kann man sie noch am besten erkennen. Wenn wir auf sie hören und uns mit ihnen verbünden, entgehen wir der Verfolgung. Aber wie wollen wir dann am Ende vor Gott bestehen?

\*

Die Voraussagen unseres Evangeliums werden sich erfüllen, und sie haben sich schon zum Teil erfüllt. Der Jüngste Tag wird kommen. Für die meisten Menschen kommt er allerdings in der Gestalt des individuellen Todes. Wir können die Augen verschließen vor den letzten Dingen, halten sie damit aber nicht auf. Nichts ist so unerbittlich wie die Zeit. Wir können nichts Besseres tun, als dass wir uns mit dem Gedanken an das Ende anfreunden, den falschen Propheten nicht nachlaufen und uns nicht fürchten vor den Feinden Gottes. Amen.

PREDIGT ZUM 32. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 11.  
NOVEMBER 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WENN GOTT FÜR UNS IST, WER KÖNNTE DANN

## GEGEN UNS SEIN“

In der (zweiten) Lesung dieses Sonntags werden den Thessalonichern drei Grundhaltungen nahe gelegt, drei Grundhaltungen, die auch für uns maßgebend sind, die der Weg zum inneren Frieden und gleichzeitig die Bedingung dafür sind, dass wir das Ziel erreichen, den Himmel, die ewige Gemeinschaft mit Gott, wovon im Evangelium die Rede ist. Dabei ist zu bedenken, dass erst durch dieses Ziel unser Leben einen Sinn erhält. Denn gibt es nur diesseitige Ziele für uns, ist letztlich alles sinnlos. In unserer Lesung geht es um die Grundhaltungen des Gottvertrauens, der Gottesliebe und der Geduld. Das Gottvertrauen geht aus der Gottesliebe hervor, und die Geduld hat ihre Wurzeln im Gottvertrauen.

\*

Gott lieben, das bedeutet: ihn bejahen, seine Nähe suchen, seinen Willen achten, sein Vatersein nicht nur glauben, sondern daraus leben. Dass Gott unser Vater ist, das ist die entscheidende Aussage des Neuen Testaments über Gott. Was das bedeutet, das ist uns im Allgemeinen nicht sehr bewusst. Das liegt einmal an unserer Gedankenlosigkeit, die sich besonders verhängnisvoll in unserem religiösen Leben auswirkt, dann liegt das aber auch an den Schwierigkeiten, die uns das Vaterbild und somit die Väterlichkeit in einer weithin orientierungslos gewordenen Zeit bereiten.

Väterlichkeit im idealen Sinne bedeutet Würde und Güte, Größe und Selbstentäußerung, Ferne und Nähe. Sie ist etwas anderes als Brüderlichkeit. Zu ihr gehört das Aufschauen, die staunende Verehrung, aber ebenso die herablassende Liebe, die alle Scheu immer wieder verschlingt.

Wie Kinder, wie gute Kinder, sollen wir vor Gott und mit ihm leben wie vor einem idealen irdischen Vater und mit ihm. Das meint die Gottesliebe. Nicht Gott von Zeit zu Zeit eine Aufwartung machen, sondern um ihn kreisen in unserem Denken und Handeln.

Wie die Vaterliebe der Kindesliebe vorausgeht, so ist es auch bei der Liebe Gottes zu uns. Gottes Liebe zu uns geht unserer Liebe zu ihm voraus. Sie ist der Grund unseres Heiles, unseres natürlichen und unseres übernatürlichen Heiles. Wir müssen unsere Augen aufmachen, die Augen unseres Geistes, um das Wirken der Liebe Gottes in unserem Leben zu erkennen. Unsere Liebe zu Gott ist die Antwort auf seine Liebe uns, aber immer ist sie unendlich unvollkommen, immer ist sie eine kümmerliche Antwort nur, die bei weitem zurückbleibt hinter der Liebe, die Gott uns geschenkt hat.

Aus unserer kindlichen Liebe zu Gott, aus dem Umgang mit ihm, aus dem Leben in seiner Gegenwart geht das Vertrauen hervor. Wer einen liebenden

Vater hat, der braucht sich nicht zu fürchten. Das Kind vertraut seinem Vater, und das Vertrauen des Kindes ist dem Vater ein Ansporn, dieses Vertrauen nicht zu enttäuschen. Dennoch kann der irdische Vater sein Kind nicht vor allen Gefahren bewahren, er ist begrenzt. Anders ist das aber bei Gott: Seine Macht erstreckt sich über das Diesseits und über das Jenseits, über Zeit und Ewigkeit.

„Wenn Gott für uns ist“, erklärt der heilige Paulus im Römerbrief, „wer könnte dann gegen uns sein“ (Röm 8, 31). Wir können es auch so sagen: Wenn Gott für uns ist, dann können alle gegen uns sein, dann kann uns niemand und nichts mehr etwas anhaben. Das müssen wir uns immer wieder sagen, wenn wir leiden unter den Anfeindungen der Menschen.

Der Apostel Paulus vertraut in den Schwierigkeiten seines apostolischen Berufes, die er bedrängend erfahren hat, ganz und gar auf Gott. Immer wieder hat er erfahren, wie ihm und den anderen Glaubensboten böse Menschen in den Weg getreten sind. Auch er, der so erfolgreiche Missionar, der sich ganz eingesetzt hat, hat manchen Misserfolg erlebt. Aber er hat nicht resigniert, er hat vertraut, auf Gott, und um Gottes willen hat er auf die Menschen vertraut. Von Gott hat er alles erwartet, der Völkerapostel. So sollen auch wir es machen. Wenn ich einem Menschen vertraue, voll und ganz, heißt das, dass ich alles Gute von ihr erwarte. Um wie viel mehr gilt das für Gott, der nicht begrenzt ist, wie die Menschen es sind. In seiner Absolutheit führt Gott uns nicht nur auf den Wegen dieser Welt, sondern auch über die Schwelle des Todes hinweg.

Aus der liebenden Verbundenheit mit Gott geht immer neu das Vertrauen hervor. Und Gott selber schenkt es uns, das Vertrauen zu ihm, wenn wir uns bemühen und uns dieser Gabe würdig erweisen.

Es ist das Maß der Liebe zu Gott, das unser Vertrauen zu ihm bestimmt und damit das Vertrauen zu den Menschen und zum Leben. Da besteht ein tiefer innerer Zusammenhang. Im Alten Testament sagt der Dulder Hiob: „Und wenn er mich tötet, ich werde nicht von ihm lassen“ (Hiob 13, 15). In diesem Wort begegnet uns ein aus einer ganz großen Liebe hervorgehendes Vertrauen.

Aus dem Vertrauen zu Gott - und zu den Menschen und zum Leben - aber erwächst die Geduld. Geduldig ist der, der einen festen Stand, der tiefe Wurzeln hat. Anders der unstete flüchtige Mensch, der keinen festen Boden unter den Füßen hat. Er ist ruhelos und ohne inneren Frieden. In der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags meint die Geduld die Ausdauer in den äußeren Bedrängnissen, speziell im Zusammenhang mit der Erwartung der Wiederkunft Christi. Sehen wir es grundsätzlicher, müssen wir sagen: Geduld haben, das heißt Augenblick für Augenblick den Willen Gottes hier und jetzt

zu erfüllen. Das Vorbild der Geduld ist für uns Christus. Denn den Willen seines Vaters zu erfüllen, das war für ihn so etwas wie eine Speise und mehr noch als das.

In den Evangelien wird uns ein schönes Jesus-Wort überliefert. Es lautet: „In der Geduld werdet ihr das Leben finden“ (Mt 21, 19). Wir dürfen ergänzen: das zeitliche und das ewige Leben. Mit unserer Ungeduld bereiten wir uns viel Ungemach, mit ihr zerstören wir letztlich unser Leben. Das gilt zunächst für das natürliche, dann aber auch für das ewige Leben.

\*

Die Geduld erwächst aus dem Gottvertrauen, das Gottvertrauen aber geht aus der Gottesliebe hervor. Hier gilt: Das Maß der Liebe ist das Maß des Vertrauens, und das Maß des Vertrauens ist das Maß der Geduld. Erst wenn wir Gott vertrauen, können wir in Wahrheit den Menschen und dem Leben Vertrauen schenken. Das Gottvertrauen aber ist die Quelle der Geduld. In ihr, in der Geduld, ruhen wir in Gott, im Wort und in der Tat. Geduld haben, das heißt Augenblick für Augenblick den Willen Gottes hier und jetzt zu erfüllen, getragen vom Vertrauen auf Gott und von der Liebe zu ihm. Amen.

PREDIGT ZUM 31. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 4.  
NOVEMBER 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„SELIG SIND DIE TOTEN, DIE IM HERRN STERBEN“

Heute ist der vierte Tag des Novembermonats, der im Ablauf des Kirchenjahres im Zeichen des Gedenkens der Toten und des Todes steht. Eingeleitet wird dieser Monat durch das Allerheiligen- und das Allerseelenfest, zwei Festtage, die eine über 1000 Jahre alte Geschichte haben und die uns das christliche Verständnis des Todes und das Schicksal der Toten gemäß dem Glauben der Kirche vor Augen stellen. Die Toten erinnern uns, wenn wir ihrer gedenken, an unseren eigenen Tod. Machen wir uns vertraut mit ihm, wird unser Leben reicher und tiefer und wahrhaftiger.

Das Totengedenken ist so etwas wie eine Brücke zur Ewigkeit für uns, eine Brücke, die heute bei vielen von uns zerstört ist. Das hat eine Reihe von Gründen. Viele sind heute bestimmt vom Geist des Egoismus. Dieser umgibt uns wie eine Atmosphäre und prägt unser Leben. Und die Tugend der Dankbarkeit, sie ist uns weithin abhanden gekommen. Undankbar sind wir nicht nur gegenüber Gott, sondern auch gegenüber den Menschen. Zudem wird uns das Jenseits immer mehr zur Frage, da allzu viele heute den

Menschen auf seine biologische Existenz verkürzen. Und jene, die am Jenseits festhalten, ihnen wird vielfach das Purgatorium, das Fegfeuer, zur Frage sowie die Strafe, die der Sünde zugeordnet ist, und die Sühne, die uns im Zeichen des Kreuzes zuteil wird. Und endlich hapert es am Vertrauen zu Gott, der unsere Gebete erhört, wenn wir ihn in Demut bitten.

Vergessen wir sie nicht, die Toten, werden sie uns ihrerseits ein Ansporn sein, dass wir in unserem Leben entschieden auf der Seite Gottes stehen, dass wir in dieser Welt gewissenhaft unser Heil wirken und dass wir uns gut vorbereiten auf unsere Begegnung mit Gott jenseits der Schwelle des Todes.

\*

Wir sprechen von den Armen Seelen. Arm sind sie in der Tat, denn sie werden gepeinigt von ihrer bitteren Reue und ihrer brennenden Sehnsucht nach Gott. Sie leiden dadurch, wie wenn sie im Feuer brennen und doch nicht verbrennen würden. Das Feuer ist ein Bild, natürlich, denn den reinen Geistern kann das irdische Feuer nichts anhaben, und die reinen Geister können auch keine sinnhaften Schmerzen empfinden.

Die Armen Seelen leiden wie wenn sie von Feuer gequält würden, und sie können ihre Leiden selber nicht abkürzen. Darum sind sie arm. Zugleich aber sind sie reich. Denn sie wissen, dass sie die Prüfung des Lebens bestanden haben, was für uns, die noch Lebenden, noch nicht der Fall ist. Sie haben die Sicherheit des Heiles, wohin wir noch auf dem Weg sind. Darum sind die Leiden der Armen Seelen von unbeschreiblichen Tröstungen begleitet, darum sind die Armen Seelen in ihrer Armut reicher als wir alle. Das darf uns aber nicht dazu verleiten, ihre Leiden zu unterschätzen und uns nicht um sie zu kümmern. Durch unser Gebet können wir ihnen helfen, müssen wir ihnen zu Hilfe kommen. Das ist zugleich eine Pflicht der Liebe und der Dankbarkeit und ein Ausdruck unserer inneren Verbundenheit mit ihnen.

Objektiv betrachtet bestehen nämlich enge Bande zwischen den Leidenden im Fegfeuer und uns. Es gilt, dass wir diese in unserem Leben realisieren. Zusammen mit den Vollendeten im Himmel sind wir mit den Armen Seelen verbunden in der Gemeinschaft der Heiligen. Diese umfasst die streitende, die leidende und die triumphierende Kirche. Einmal, am Ende der irdischen Geschichte, wird es nur noch die triumphierende Kirche geben, am Ende werden die leidende und die streitende Kirche in die triumphierende aufgenommen. Dann wird es nur noch die Geretteten und die Verlorenen geben - eine herbe Wahrheit.

Dank der Gemeinschaft der Heiligen, in der wir mit den im Fegfeuer weilenden Seelen verbunden sind, können wir ihnen zu Hilfe kommen, können aber auch sie uns zu Hilfe kommen, ja, können die Vollendeten im

Himmel, die selbst keiner Hilfe mehr bedürftig sind, für uns und für die Armen Seelen eintreten.

Die Seligen des Himmels, die triumphierende Kirche, und wir, die streitende Kirche, wir können den Armen Seelen, der leidenden Kirche, ihr Schicksal erleichtern durch unser Gebet, genauer: durch unser Gebet und durch unser Opfer, denn das Gebet wird durch das Opfer, durch den freiwilligen Verzicht, verstärkt. Durch unser Gebet und durch unser Opfer oder: durch unser Fasten und Beten können wir den Verstorbenen unsere Liebe und unsere Dankbarkeit und unsere Verbundenheit über das Grab hinaus schenken.

Heute gerät das Gebet für die Verstorbenen mehr und mehr in Vergessenheit. Das ist letztlich bedingt durch unsere Selbstgenügsamkeit, durch unsere wachsende Isolierung, durch unsere Vereinzelung, und, mehr noch, durch unseren schwach gewordenen Glauben.

Der heilige Augustinus (+ 430) schildert uns in seinen „Bekenntnissen“ mit ergreifenden Worten den Tod seiner Mutter Monika. Das war um das Jahr 400. Sie starb auf der Reise von Mailand zurück in die nordafrikanische Heimat vor den Toren der Stadt Rom, in Ostia am Meer. Die letzten Worte der sterbenden Mutter lauten, so schreibt der heilige Sohn: Begrabt mich, wo ihr wollt, aber gedenket meiner am Altar! Die Sorge für die Seele ist wichtiger als die Sorge für den Leib, auch über den Tod hinaus.

Die Pflege der Gemeinschaft mit den Abgeschiedenen und das Gebet für sie, das sollen wir neu einüben in diesem Monat.

Vergessen haben es viele von uns, dass wir in diesen Tagen, in der Oktav des Allerheiligenfestes, jeden Tag einmal einen vollkommenen Ablass für die Verstorbenen gewinnen können. Im Ablass betet die ganze Kirche mit uns. Die Bedingungen für die Gewinnung dieses Ablasses für die Verstorbenen sind folgende: Der Besuch eines Friedhofs oder einer Kirche und das Gebet für die Verstorbenen. Hinzukommen die allgemeinen Bedingungen für die Gewinnung eines vollkommenen Ablasses, nämlich das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis und ein Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters sowie die heilige Beichte und der andächtige Empfang der heiligen Kommunion. Der Empfang der Sakramente kann auch eine oder zwei Wochen vorher oder nachher erfolgen. Werden die Bedingungen nur schlecht oder nur teilweise erfüllt, gewinnen wir immerhin einen Teilablass.

Kardinal Newman (+ 1890), eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Kirche im 19. Jahrhundert, der ein großer Beter gewesen ist, stellte das Fürbittgebet in die Mitte seines täglichen Betens, vor allem das Gebet für die Verstorbenen. Über viele Jahrzehnte hin blieb er den Toten in Dankbarkeit

verbunden. So konnte er nicht zuletzt leichter Herr seiner Zerstreuungen sein in seinen Gebeten, weil sein Beten konkret blieb.

Es darf kein Tag vergehen, an dem wir nicht der Verstorbenen im Gebet gedenken. Beten wir täglich immer wieder: Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen, lass sie ruhen in Frieden. Und denken wir dabei an bestimmte Tote, die wir gekannt oder von denen wir gehört haben. Denken wir dabei aber auch an die, an die niemand mehr denkt. Im Stundengebet der Kirche nimmt das Gebet für die Verstorbenen einen bedeutenden Platz ein. Im früheren Stundengebet wurde gar jede einzelne Hore mit dem Gebet für die Verstorbenen abgeschlossen.

Das Gebet für die Verstorbenen ist für uns indessen immer wieder ein Ansporn, dass wir uns gewissenhaft vorbereiten auf unsere Begegnung mit Gott jenseits der Schwelle des Todes, dass wir für Gott und für die Ewigkeit leben und uns dafür immer wieder stärken durch den Empfang der Sakramente. In letzten Buch der Heiligen Schrift heißt es: „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben“ (Apk 14, 13). Darauf kommt es an, dass wir im Herrn sterben. Das aber setzt voraus, dass wir im Herrn leben.

Der heilige Joseph ist der Patron der Sterbenden. Zugleich ist er der Patron der Kirche. Wenn wir ihn verehren, er lehrt uns, recht zu leben und recht zu sterben. An seinem Sterbelager standen Christus, der menschengewordene Sohn Gottes, und die Gottesmutter Maria.

\*

Reich sind die Armen Seelen, weil sie die Gewissheit des Heiles haben. Reicher noch sind sie, wenn wir ihrer gedenken in unseren Gebeten. Die liebende Verbundenheit mit den Verstorbenen aber erinnert uns daran, dass wir im Herrn leben und uns so ein Leben lang auf einen guten Tod vorbereiten. Wenn wir für die Verstorbenen beten, dann beten sie auch für uns, dann helfen sie uns, unser Leben recht zu leben und unseren Tod einmal recht zu sterben. Amen.

PREDIGT ZUM FEST ALLERHEILIGEN, GEHALTEN AM 1.  
NOVEMBER 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„ICH SAH EINE GROSSE SCHAR AUS ALLEN VÖLKERN,  
STÄMMEN, NATIONEN UND SPRACHEN“

Im Apostolischen Glaubensbekenntnis, das die wichtigsten Lehren unseres christlichen Glaubens kurz zusammenfasst, bekennen wir uns zum Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen und an das ewige Leben. Das sind Wahrheiten oder Wirklichkeiten, die unser Leben im Allgemeinen nicht besonders prägen, weil wir allzu sehr auf unser irdisches Wohlergehen bedacht und auf unsere irdische Zukunft fixiert sind. Das Allerheiligenfest will uns daran erinnern, dass unsere Gemeinschaft mit den Vollendeten und das ewige Leben das Ziel unseres gegenwärtigen Lebens sind. Darin findet die Taufgnade ihre Vollendung, die Frucht der Erlösung, das göttliche Leben. Der Weg zu diesem Ziel ist ein Leben gemäß dem Evangelium, wie es uns die Kirche seit zweitausend Jahren verkündet. Das Evangelium aber kulminiert in der Bergpredigt, vor allem in den acht Seligkeiten, die die Bergpredigt einleiten, in denen von der Armut des Geistes die Rede ist, von der Sanftmut, von der Sündentrauer, von dem Hunger und dem Durst nach der Gerechtigkeit, von der Barmherzigkeit, von der Friedfertigkeit, von der Reinheit und von der Tapferkeit in den äußeren Verfolgungen. Der gemeinsame Nenner dieser Seligkeiten und allgemein: der Weisungen der Bergpredigt ist die Hingabe an Gott und an seinen heiligen Willen.

\*

Viele sehen heute den Tod als das endgültige Ende an, bewusst oder unbewusst. Es umgibt uns eine Atmosphäre der Diesseitigkeit. Selbst wenn wir uns ehrlich bemühen, aus dem Glauben zu leben, ist es oft schwer für uns, die Gemeinschaft der Heiligen und das ewige Leben nicht aus dem Auge zu verlieren. Auch in unserem Alltag gibt es immer wieder Bemerkungen, leicht dahingesagt, in denen wir den Tod eher als das definitive Ende verstehen oder Zweifel bekunden an einem Fortleben nach dem Tod, als dass wir in ihm das Tor zur Gemeinschaft der Heiligen und zum ewigen Leben erkennen.

Bei jungen Menschen finden wir immer häufiger den merkwürdigen Glauben an die Seelenwanderung, an eine Wiedergeburt in einem anderen Leben. Das ist ein Gedanke, der aus den fernöstlichen Religionen kommt, aber auch in unseren Breiten schon eine lange Geschichte hat. Heute übernimmt man ihn gern, um das Vakuum auszufüllen, das das verlorene Christentum hinterlassen hat. So hat man dem Leben einen Sinn gegeben und kann zudem noch dieses Leben entlasten und die Verantwortung, die man hat, auf verschiedene Wiedergeburten verteilen. Und man kann sich sagen: Wenn es mir in diesem Leben schlecht ergeht, dann ergeht es mir im nächsten besser.

Die Antwort Gottes lautet jedoch anders. Wir leben nur einmal auf dieser Erde, bestenfalls einige Jahrzehnte, dann aber beginnt die Ewigkeit, die endgültig ist und eigentlich mit jeder Stunde näherrückt.

Unserem Pilgerstand folgt der Stand der Vollendung, so soll es sein, so entspricht es dem Plan Gottes. Der Pilgerstand ist durch das Helldunkel des Glaubens bestimmt, der Stand der Vollendung durch das Schauen der Herrlichkeit Gottes und seiner Auserwählten.

Die endgültige Gemeinschaft mit Gott und mit den vollendeten Heiligen übersteigt all unsere Vorstellungen und erst recht all unsere Worte. Das höchste Glück, das uns auf Erden zuteil werden kann, ist nur ein schwacher Abglanz des Glücks, das uns diese Gemeinschaft vermittelt.

Aber die Vollendung bei Gott, sie fällt uns nicht in den Schoß. Auf Erden müssen wir Heilige werden durch unser Arbeiten, durch unser Leiden, durch unser Leben für Gott und mit ihm im Glauben und in der Liebe, damit wir es einmal im Himmel sein können. Unser gegenwärtiges Leben ist die Zeit der Bewährung. Die Heilige Schrift sagt unmissverständlich: „Es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann“ (Joh 9, 4).

Es gibt eine Alternative zum ewigen Leben, die ewige Verlorenheit, die Schrift spricht von dem ewigen Tod. Auch das ist eine Form von Leben, aber ein Leben, das ebenso unglücklich ist wie das Leben bei Gott glücklich ist.

Gott will sich allen schenken, aber nur, wenn sie ihn suchen. Das ewige Leben muss uns ein Ansporn sein, dass wir mit unseren „Talenten“ gleichsam wuchern, mit dem, was Gott uns anvertraut hat.

In der Weisheitsliteratur des Alten Testaments heißt es: „In all deinem Tun gedenke der letzten Dinge, und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen“ (Sir 7, 40). An den Tod zu denken, das ist eine wirksame Hilfe in unserem Leben. Wir relativieren so die vergänglichen Güter. Der Pfarrer von Ars (+ 1859) erklärt im Blick auf die Gemeinschaft der Heiligen und das ewige Leben: Man ist das, was man vor Gott ist, nicht mehr und nicht weniger.

Gewiss liegt noch zwischen Himmel und Hölle der Reinigungsort, das Fegfeuer, aber dieser Ort kann nur die geringfügigeren Sünden und Fehler ausmerzen.

\*

Die Gemeinschaft der Heiligen und das ewige Leben sind die entscheidende Perspektive unseres begrenzten irdischen Lebens. Sie sind es freilich nur dann, wenn wir uns nicht nur mit Worten dazu bekennen. In der Gemeinschaft der Heiligen und im ewigen Leben vollendet Gott das Leben der Gnade, das uns in der heiligen Taufe geschenkt wurde als die Frucht der Erlösung und das wir bewahren und vertiefen in der treuen Erfüllung des Willens Gottes. Das neue Gesetz, das Gesetz Christi, ist das Gesetz der Hingabe, der Hingabe

an Gott und an die Aufgaben, die er uns stellt. Ein Ziel erreichen wir nur dann, wenn wir den rechten Weg einschlagen, den Weg, der uns zu ihm hinführt. Auf diesem Weg begleiten uns, wenn wir ihn ehrlich gehen, die Sakramente der Kirche. Auf ihm wollen uns aber auch die vollendeten Heiligen begleiten als Vorbilder und als Fürsprecher. Wir tun gut daran, sie zu verehren und sie anzurufen, denn Gott hat ihnen große Macht verliehen. Und sie bereichern unser Glaubensleben, gestalten es farbiger und lebendiger, und machen es authentischer. Nichts ist unmöglich für uns, wenn wir getragen werden von dem Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen und an das ewige Leben, sofern unser Leben darin seine Krönung findet. Und nichts ist schwierig für uns, wenn wir Gott lieben und die Ewigkeit, die er uns verheißen hat. Amen.

PREDIGT ZUM 30. SONNTAG IM KIRCHENJAHR  
(WELTMISSIONSSONNTAG), GEHALTEN AM 28. OKTOBER 2007 IN  
FREIBURG, ST. MARTIN

„ICH HABE DEN GUTEN KAMPF GEKÄMPFT“

Wir begehen heute den Sonntag der Weltmission. Er will uns daran erinnern, dass wir alle verantwortlich sind für die Verkündigung des Evangeliums und für die Ausbreitung der Kirche, dass ein jeder von uns bemüht sein muss, die, die bereits zur Kirche gehören, im Glauben zu bestärken und der Kirche nach Kräften neue Glieder zuzuführen.

\*

Was die Quantität und vor allem was die Qualität der Mitglieder angeht, sieht es heute nicht gerade gut aus in der Kirche. In den schon seit Jahrhunderten christlichen Ländern des Abendlandes ist die Zahl der Christen eindeutig rückläufig. Die Zahl der Kirchaustritte ist hoch, insbesondere in den Städten. In einer Stadt wie München sind es jährlich mehr als 6000. Vor allem ist überall die Zahl der Randchristen oder Namenschristen im Wachsen begriffen. Hinzu kommt, dass die Zahl der Kinder, die noch aus katholischen Ehen stammen, aber nicht mehr getauft werden, immer größer wird, nicht nur bei uns. Und groß ist die Zahl derer, die getauft sind, sich aber nicht mehr um ein Leben aus der Taufnade bemühen. Stark rückläufig ist auch die Zahl der Missionare und mehr noch ihre Einsatzbereitschaft. Und oft verwechseln sie die Verkündigung des Evangeliums mit Entwicklungshilfe oder verfälschen das Evangelium durch ihre Worte oder auch durch ihre Taten. Zudem hält in den Missionsländern die Zahl der Neuchristen bei weitem nicht Schritt mit dem Wachsen der Bevölkerung. Teilweise stehen die Christen in diesen Ländern auch unter dem äußeren Druck der Verfolgung, oftmals in einem

weit höheren Maß als es uns im Allgemeinen bekannt ist. In Anlehnung an die Rede von entvölkerten Landstrichen hat man schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Blick auf das Christentum von einer entvölkerten Religion, von einer "religio depopolata", gesprochen.

Diese Situation ist nicht zuletzt das Produkt der unermüdlichen und einfallsreichen Aktivitäten vieler Nicht-mehr-Christen. Zudem sind die Ungläubigen der verschiedenen Schattierungen oftmals sehr viel einsatzfreudiger als die Christen. Anders als in manchen Missionsländern gibt es bei uns keine äußere Christenverfolgung, aber es wird subtileres Gift verspritzt gegen das Aufkeimen der Saat des Wortes Gottes. Dieses Gift heißt Konsum, Säkularisierung, also Verweltlichung oder Profanierung des Lebens, Madigmachen jeder Autorität und vor allem Sexualisierung des öffentlichen Lebens und speziell der heranwachsenden Generation und im Zusammenhang damit Abbau jeder moralischen Verantwortung. Das aber bedeutet die Zerstörung der Familie und schließlich auch des Volkes bereits an der Wurzel. Die Demoralisierung des Menschen ist der ärgste Feind der Religion, die dann am Ende ihrerseits der Religion den Todesstoß versetzt. Das gilt in ganz besonderer Weise für das Christentum, wie es die Kirche verkündet.

Es ist verhängnisvoll, wenn man die Augen vor der Wirklichkeit verschließt und das Kind nicht beim Namen nennt, wenn man eine bedenkliche Situation schön redet. Wir fürchten uns davor, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen, weil wir dafür mit Entrüstung bestraft werden, weil man uns dann als Miesmacher beschimpft, als Spielverderber, als düstere Unheilspropheten oder gar als wirklichkeitsfremde Moralprediger. Indessen auch hier gilt das Wort aus dem Johannes-Evangelium, das nur die Wahrheit uns frei macht (Joh 8, 32).

Echte Hoffnung kann es nur geben auf dem Hintergrund einer unbeschönigten Analyse, einer nüchternen Beurteilung der Lage, wie sie ist. Wer sich angewöhnt, das Dunkel, die Finsternis, für Licht zu halten, der weiß schließlich nicht mehr, was Licht ist. Unsere Hoffnung, unser Licht aber ist Christus, der mächtiger ist als alle Resignation, als aller Defaitismus, als alle Niedergeschlagenheit, der heller ist als alle Dunkelheit, der siegen wird, und zwar deshalb, weil er schon gesiegt hat.

Wir bauen auf Christus, der uns berufen hat, seine Zeugen zu sein, und der bei uns ist bis zu seiner Wiederkunft am Ende der Tage. Gott will Menschen durch Menschen retten. Das ist das Grundgesetz in der Geschichte Gottes mit seinem Volk. Darum trägt jeder Verantwortung für das Evangelium und die Kirche. Allerdings müssen wir uns beharrlich und beständig einsetzen dafür, müssen wir uns dafür, bildlich gesprochen, wenn es sein muss, die Hände schmutzig machen.

Oftmals ist es so, dass jene, die sich als engagierte Katholiken verstehen, viele große Worte machen, aber nicht bereit sind, sich wirklich für die Sache Gottes und für die Kirche einzusetzen. Dann müssten sie nämlich auch bereit sein, Nachteile dafür in Kauf zu nehmen. Gerade darin würde sich indessen die Echtheit ihres Einsatzes erweisen.

Als Jünger Jesu und Glieder der Kirche Christi dürfen wir uns nicht schonen, dürfen wir uns nicht anpassen mit unseren Worten und mit unserem Leben, wie es allzu oft geschieht, müssen wir vielmehr bereit sein, Anstoß zu erregen, unser Ansehen zu riskieren und uns Hass und Verfolgung einzuhandeln. Das muss jedoch immer in Demut geschehen, nicht anmaßend, arrogant und stolz. Denn glaubwürdig kann die Wahrheit Gottes immer nur im Geist der Demut bezeugt werden, ist die Demut doch ein integrales Moment dieser Wahrheit.

Wer sich auf das Evangelium einlässt und auf Christus und auf seine Kirche, wer das wirklich tut, der darf keine Kompromisse machen. Aber Kompromissbereitschaft ist doch etwas Gutes, so werden wir sagen, Kompromissbereitschaft ist doch ein anderes Wort für Friedfertigkeit. Das gilt für zweitrangige Fragen, da, wo es um die Nützlichkeit geht, nicht jedoch für die Wahrheit. Im Hinblick auf Gottes Wort und seine Weisung kann es keine Kompromisse geben. Gott ruft zur Entscheidung. Das aber bedeutet Scheidung. So entspricht es stets der Eigenart der Wahrheit. Das will nicht sagen, dass wir die etwa bekämpfen sollen, die sich nicht zu Gott und zu seiner Kirche bekennen. Das wäre Fanatismus. Auch die, die sich nicht zu Gott und zu seiner Kirche bekennen, müssen wir lieben, ja, auch die, die Gott und die Kirche bekämpfen.

Nur in der Liebe können wir Zeugen Christi sein. Nur so können wir Menschen für Christus gewinnen. Es geht hier um die Liebe zu den Menschen, nicht um die Liebe zu ihren falschen Überzeugungen. Es ist eine große Gefahr, dass die Guten sich so sehr an das Böse gewöhnen, dass sie es schließlich gar nicht mehr registrieren. Es ist eben schwer, zwischen der Sünde und dem Sünder zu unterscheiden. Die Sünde sollen wir hassen, aber den Sünder lieben.

\*

Wir tragen missionarische Verantwortung nach innen und nach außen hin, wir tragen sie für die Wahrheit Gottes in unserem Land und in jenen Ländern, die wir als Missionsländer bezeichnen. Durch unser Apostolat erweisen wir uns als Christi Jünger. Christ sein bedeutet immer Apostel sein. Der Apostel aber macht nicht zunächst seine Rechte geltend, sondern er fragt nach seinen Pflichten, er fragt: Was muss ich tun für Christus und seine Kirche? Was darf ich tun? Was kann ich tun?

Der Apostel Paulus ist das Urbild des Missionars. Er ist der Missionar schlechthin. Die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags zeigt uns seine Situation an der Schwelle des Todes. Beharrlich hat er Zeugnis abgelegt für Christus und hat er gekämpft für die Wahrheit mit den Waffen des Geistes. Nun soll er für seinen missionarischen Einsatz sterben. Alle haben ihn verlassen. Aber einer ist bei ihm geblieben, Christus, der Herr. Das tröstet ihn und erfüllt ihn mit großer Kraft.

Christus erwartet von uns, dass wir seine treue Zeugen sind nach dem Beispiel des Apostels Paulus. Wenn wir uns darum bemühen, führt er auch uns durch die letzte Einsamkeit hindurch, wie er den heiligen Paulus durch sie hindurchgeführt hat. Amen.

PREDIGT ZUM 29. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 21.  
OKTOBER 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

DER MENSCHENSOHN, WENN ER KOMMT, WIRD ER  
GLAUBEN FINDEN AUF DER ERDE?“

Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht vom Bittgebet und von der Erhörung des Bittgebetes durch Gott. In einem Gleichnis veranschaulicht es, wie wir beharrlich beten sollen und wie Gott uns nicht vergeblich beten lässt. Dabei handelt das Gleichnis in erster Linie von der Macht des Bittgebetes. Sein Grundgedanke ist der: Die Jünger Jesu sollen allezeit beten, das heißt: beharrlich, und sie sollen nicht müde, das heißt: nicht mutlos werden, wenn die Erhörung auf sich warten lässt. Allezeit beten, das heißt aber auch: in jeglichem Anliegen beten. Und nicht müde werden, das heißt auch: nie an der Kraft des Gebetes zweifeln.

\*

Beharrlich sollen wir beten, das heißt: ohne Unterlass. Beten ist dasselbe wie bitten. Es ist der gleiche Wortstamm, der uns da begegnet. Das Gebet nimmt seinen Anfang beim Bitten, wenngleich es dabei nicht bleiben darf. Es müssen das Dankgebet und der Lobpreis Gottes hinzukommen. Aber zunächst bedeutet Beten Bitten. Die ursprünglichste Form des Gebetes ist das Bittgebet. Das Hauptgebet der Christenheit, das Vaterunser, ist, das dürfen wir nicht vergessen, ein ausgesprochenes Bittgebet mit seinen sieben Bitten.

Um alles dürfen, ja, sollen wir Gott bitten, und das ohne Unterlass, um alles, was uns nicht von ihm trennt, um alles, was wir in unserem irdischen Leben

brauchen und vor allem um Weisheit und Einsicht, damit wir recht erkennen und recht handeln und zum ewigen Leben gelangen. Auch die kleinen Dinge des Alltags dürfen, ja, sollen wir von ihm erbitten. Keine Sorge ist so unbedeutend, als dass wir Gott damit nicht belästigen dürften. Dabei erwartet Gott von uns, dass wir ihm unsere Sorgen nicht einmal oder zweimal, sondern immer wieder vortragen, unaufhörlich sollen wir das tun, ohne Unterlass, beharrlich. So wie die Witwe im Gleichnis unseres Evangeliums nicht aufhört zu bitten die Witwe ist schon im Alten Testament ein Bild der Hilflosigkeit und der Schwäche.

Im Gleichnis steht sie einem ungerechten Richter gegenüber, dem sie keine Ruhe lässt, weil ihr zum einen niemand anders helfen kann und weil sie zum anderen darauf vertraut, dass er schließlich doch helfen wird. Der Richter soll ein Urteil fällen, durch das ihr zu ihrem Recht verholfen werden soll. Dieser Richter ist jedoch ein übler Zeitgenosse, wie sie gar nicht so selten sind, einer von jenen, die nur sich selbst kennen, denen Recht und Gerechtigkeit gleichgültig sind, die ihre Stellung ausnutzen und sich ein angenehmes Leben machen auf Kosten derer, für die sie bestellt sind.

Die im Gleichnis gezeichnete Gestalt des Richters ist nicht ein Ausnahmefall, sie stellt vielmehr den Normalfall eines orientalischen Richters dar: Der denkt nicht daran, der allein stehenden Frau Recht zu verschaffen. Wenn er sich endlich dennoch entschließt, das zu tun, tut er das nicht aus einem gesunden Rechtsempfinden und weil es seines Amtes ist, sondern weil ihm das fortgesetzte Bitten der Witwe unangenehm ist und weil er seine Ruhe haben will. Demnach ist der entscheidende Gedanke des Gleichnisses nicht die Beharrlichkeit des Gebetes, sondern die Gewissheit der Erhörung, ist die entscheidende Gestalt des Gleichnisses nicht die Witwe, sondern der Richter. Von daher geht es im Gleichnis in erster Linie nicht darum, wie wir uns beim Bittgebet Gott gegenüber verhalten sollen oder müssen, sondern wie er sich unseren Bitten gegenüber verhält.

Wenn schon ein schlechter Mensch, wie dieser Richter, sich aus bloßem Egoismus durch die Bitten einer hilflosen Frau bewegen lässt, ihr zu helfen, um wie viel mehr wird dann Gott, der gütige Vater, die Hilferufe seiner Auserwählten erhören.

Den ungerechten Richter kann man nicht mit Gott vergleichen, wohl aber kann man die Witwe mit uns vergleichen. Ihre Erhörungsgewissheit, verbunden mit ihrer Hartnäckigkeit, ist beispielhaft für uns. Sie kann beharrlich bitten, weil sie weiß, sie findet Erhörung. Ihre Beharrlichkeit wächst hervor aus ihrer Erhörungsgewissheit. Und darin ist sie beispielhaft für uns, ist sie uns ein Ansporn, eine Mahnung. Wie sie sollen wir es. Wir sollen nicht müde werden und nicht nachlassen in unserem Beten, wenn die Erhörung auf sich warten lässt, aus dem Glauben an die Macht und Liebe

Gottes heraus, der all unsere Gebete erhört, wenn nur unser Glaube stark und wenn unser Vertrauen groß ist.

Manchmal lässt Gott uns deshalb warten, damit unser Glaube und unser Vertrauen durch das beharrliche Gebet wachsen, damit wir uns zu ihm emporbeten und uns bereiten für sein Wirken.

Gott erhört all unsere Gebete. Das hat er uns durch seinen Sohn gesagt. Er erhört all unsere Gebete, wenn wir nur in rechter Weise beten. Das heißt allerdings nicht, dass er uns auch unsere törichten Bitten erfüllt. Das wäre seiner nicht würdig. Er kennt unsere Vergangenheit, unsere Gegenwart und unsere Zukunft. Und aus seiner umfassenden Kenntnis heraus gibt er uns mehr, als wir erbitten, vorausgesetzt dass wir beharrlich bitten, mit einem starken Glauben und mit großem Vertrauen.

Wir würden uns selber etwas vormachen, würden wir die Augen vor der Tatsache verschließen, dass die Zahl derer, die nicht mehr beten, heute sehr groß ist und dass sie immer größer wird, ganz zu schweigen vom beharrlichen Beten. Viele leben heute nach der Devise „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“, wenn sie nicht gar der Meinung sind, dass Gott unsere Gebete weder erhören kann noch erhören will, oder wenn sie nicht gar an seiner Existenz zweifeln. Darin müssen wir zuweilen auch die Verantwortlichen in der Kirche einbeziehen.

Das ist das große Gravamen der Kirche heute: Es wird nicht mehr genug gebetet in ihr. An die Stelle des Gebetes ist zum einen vielfach die endlose Diskussion getreten, das unaufhörliche Gerede, womit sich dann oftmals ein unbegrenztes Vertrauen auf das eigene Machen verbindet. Ebenso oft ist zum anderen an die Stelle des Gebetes einfach die Gedankenlosigkeit getreten, die geistige Passivität, das Fernsehen, das Sich-berieseln-Lassen, das Sich-unterhalten-Lassen.

Da lautet die existentielle Mahnung unseres Gleichnisses: Wichtiger als alles Tun ist für den Christen und für den Menschen überhaupt das Gebet. Es ist der Ernstfall des Glaubens, das Gebet. Umso verständlicher ist es da, dass es in unserer Welt und auch in der Kirche und in der Christenheit nur noch einen geringen Stellenwert hat. Die Zeit, die wir Gott im Gebet schenken, ist in jedem Fall wertvoller für uns als die übrige Zeit des Tages. Das müssen wir uns klar machen. Das ist umso wichtiger als sich viele heute vom Gebet dispensieren.

\*

Glaube und Vertrauen äußern sich zuerst im Gebet, im beharrlichen Bittgebet, das sich dann immer wieder, wenn es aus dem rechten Geist hervorgeht,

ausweitet zum Dankgebet und zum Lobpreis Gottes. Wenn wir nicht beten, verlieren wir uns in dieser Welt, verspielen wir unsere Berufung, können wir das übernatürliche Ziel unseres Lebens nicht erreichen, denn in den Schoß fällt es uns nicht. In diesem Kontext steht die abschließende Frage unseres Evangeliums: „Der Menschensohn, wenn er kommt, wird er Glauben finden auf der Erde?“ Das Gebet, speziell auch das Bittgebet, ist der Ernstfall des Glaubens. Amen.

PREDIGT ZUM 28. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 14. OKTOBER 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DIE NEUN ANDEREN, WO SIND SIE“

Jesus heilt zehn Aussätzige, und nur einer von ihnen dankt es ihm. Der Aussatz war eine furchtbare Geißel der Menschheit in früheren Jahrhunderten. Wer von ihm befallen war, litt nicht nur an einer unheilbaren Krankheit, er war dazu noch ein Ausgestoßener, denn die Krankheit war ansteckend, in gefährlicher Weise. Deshalb verbannte man die Aussätzigen in Ghettos. Das war das Schicksal der Zehn, von denen das Evangelium des heutigen Sonntags berichtet. Sie lebten in einem Ghetto an der Grenze zwischen Samaria und Galiläa.

Ihre Situation war ausweglos. Nur noch durch ein Wunder konnten sie aus ihr befreit werden. Das aber erhofften sie sich von dem Propheten aus Nazareth. Darum wandten sie sich an ihn mit großem Vertrauen. Und er lohnte es ihnen. In ihrem Vertrauen auf Gott sind sie Vorbilder für uns, nicht aber in ihrer Undankbarkeit. Ehe Jesus sie heilt, fordert er sie auf, sich den Priestern zu zeigen, damit diese feststellen, dass sie rein geworden sind. Das Wunder der Heilung ist also nicht sogleich geschehen, sondern erst, als die Aussätzigen auf dem Weg zu den Priestern sind. Die Aufforderung Jesu an sie ist somit eine Glaubensprobe für sie. Sie alle bestehen sie, die Glaubensprobe, aber nur einer empfindet es als seine Pflicht, Gott dafür die Ehre zu geben, ihn zu preisen und zu dem Wohltäter zurückzukehren, um ihm und Gott zu danken. Dieser eine aber ist ein Samariter. Die Samariter waren ein Mischvolk aus Israeliten und von den Assyrern angesiedelten heidnischen Kolonisten - so werden sie uns im Alten Testament geschildert (4 Kö 17, 24) -, weshalb die Juden sie als halbe Heiden ansahen und verachteten. In jenem Aussätzigen-Ghetto lebten sie gemeinsam mit den Juden, in ihm wurde der gegenseitige Hass, der sie voneinander trennte, durch das gemeinsame Leid überwunden. Der Eine, der zurückkehrt und sich bedankt, ist ein Samariter. Das heißt: Der halbe Heide beschämt die frommen Juden. Das geschieht noch heute, zuweilen, dass Ungläubige mehr Anständigkeit besitzen als Gläubige und

diese beschämen. Auch wir werden heute oftmals durch die beschämt, über die wir uns erheben.

Die Heilung der Aussätzigen durch Jesus wurde aufgezeichnet im Evangelium des Lukas wegen des Vertrauens der Zehn und wegen der Dankbarkeit des Einen. Die Undankbarkeit der Geheilten wird getadelt von Jesus, aber ebenso wird ihr vertrauensvolles Gebet gelobt.

\*

Die Aussätzigen erwarten die Rettung von Gott, sie wissen, dass da, wo menschliche Weisheit am Ende ist, wo Menschen nicht mehr helfen können, Gott eingreifen kann und es auch tut, vorausgesetzt, dass der Mensch großes Vertrauen hat zu ihm und ihn darum bittet. Das ist anders bei vielen von uns. Sie vertrauen nicht mehr auf Gott. Sie rechnen nicht mehr mit Gott, mit seiner Macht und mit seiner Güte. Sie sagen: Gott kann nicht eingreifen, und er will es auch nicht. Dabei treten ihnen viele moderne „Gottesgelehrte“ mit ihrer Dialektik zur Seite, die nicht merken, dass sie sich damit für weniger einsetzen als für einen dritten Aufguss des Christentums, ja, dass sie so gar einer gesunden Vernunft widerstreiten. Tatsächlich falten viele nicht mehr die Hände zum Gebet, tragen viele nicht mehr die Not der Zeit vor Gott: Die Probleme ihres eigenen Lebens, den Kummer und das Leid in der Familie, die Sorge um die schlimme Entwicklung in Staat und Kirche. Sie täuschen sich hinweg über ihre ausweglose Situation und spielen sie herunter, oder sie vertrauen auf menschliche Hilfe, wo es sie nicht gibt und geben kann, oder sie setzen ihre Hoffnung auf die Wissenschaft oder auf große Ideen, oder sie resignieren einfach oder verzweifeln. Aber auf Gottes Hilfe zu vertrauen und ihm ihre Bitten vorzutragen, ihm und den Heiligen, das halten sie für antiquiert und für naiv.

Gehören wir zu jenen, dann müssen wir es uns sagen lassen: Auch heute noch wirkt Gott die Wunder, die er einst gewirkt hat. Ja, wir können Zeugen noch größerer Wunder werden, wenn wir mit großem Vertrauen zu Gott beten und die Heiligen anrufen. Und die Anliegen sind unzählige heute.

Das Bittgebet adelt uns, es ist Ausdruck eines reinen und tiefen Glaubens und eines die Welt überwindenden Gottvertrauens. Es ist das Erste und Wichtigste für den gläubigen Christen, eigentlich schon für jeden religiösen Menschen, egal, was seine Religion ist.

Zum Bitten aber muss das Danken hinzukommen. Gewiss ist es besser zu bitten, ohne zu danken, als weder zu bitten noch zu danken. Aber das Bitten, wenn es in rechter Weise geschieht, drängt es uns gleichsam von selbst zur Dankbarkeit. Damit sind wir bei dem zweiten Gedanken unseres Evangeliums.

Nur Einer von Zehn nimmt die Wohltaten Gottes nicht gedankenlos entgegen. Wenn er niederfällt vor dem, der ihn geheilt hat, ist das ein Ausdruck seines elementaren Gefühls der Dankbarkeit.

Die Dankbarkeit ist zunächst eine natürliche Tugend, sie gehört schon zur menschlichen Anständigkeit. Weil dem so ist, deshalb verpflichtet sie erst recht den Christen, der die menschlichen Tugenden mit besonderer Gewissenhaftigkeit zu üben hat, weil er doch tiefer schaut und die besseren Motive hat und weil er aus der Gnade lebt. Zudem ist die Dankbarkeit deshalb eine Grundtugend des Christen, weil sie eine Anwendung der Tugend der Wahrhaftigkeit ist und weil die Undankbarkeit aus der Ursünde des Stolzes und der Überheblichkeit hervorgeht.

Heute wird sie sehr klein geschrieben, die Dankbarkeit, und zwar in dem Maße, in dem sich die Menschen vom Christentum und von der Kirche lossagen. Dabei besteht eine innere Beziehung zwischen der Dankbarkeit gegenüber Gott und der Dankbarkeit gegenüber den Menschen. Ja, im Umgang mit Gott lernt man die Tugend der Dankbarkeit noch am ehesten.

Es wird nicht immer leicht sein, Menschen gegenüber die Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen. Aber eines werden wir immer können, beten für die, denen wir zu Dank verpflichtet sind. Das gilt in erster Linie für die Dankbarkeit gegenüber unseren Eltern. Sie ist im Dekalog sanktioniert und mit Verheißungen verbunden. Gott gegenüber aber sollen wir unsere Dankbarkeit in erster Linie durch die Feier des Sonntag bekunden. Wie leichtfertig wird er heute entweiht, der Sonntag!

Es geht hier nicht um Worte: Diese sind leer, wo ihnen die Taten nicht folgen. Wir müssen uns immer wieder klar machen, dass wir im Grunde alles, was wir sind und haben, durch andere sind und haben, durch andere Menschen und durch Gott.

Es gibt für uns keine bessere Schule der Dankbarkeit als die aufmerksame und seelenvolle Mitfeier der heiligen Messe. Sie ist uns als die große Danksagungsfeier des Gottesvolkes geschenkt worden. In ihr feiern wir das Erlösungsoffer und danken Gott dafür. Und indem wir das tun, indem wir danken für das Erlösungsoffer, wird es gegenwärtig

Danken müssen wir Gott am Abend und am Morgen und immerfort, denn, so drückt es der Jakobusbrief aus: „Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk steigt herab vom Vater der Lichten, bei dem es keine Veränderung gibt“ (Jak 1, 17).

Die Dankbarkeit verbindet uns miteinander und mit Gott, wie andererseits die Undankbarkeit uns in die Einsamkeit führt. Dabei ist sie auch immer wieder die Quelle tiefer und reiner Freude, die Dankbarkeit, denn was kann uns mehr Freude bereiten als das Bewusstsein, reich beschenkt worden zu sein?

\*

Zwei Appelle richtet das Evangelium des heutigen Sonntags an uns. Im ersten Appell geht es um das Gottvertrauen und um das Bittgebet. Wenn wir es pflegen, suchen wir Hilfe bei Gott, wo wir sie bei den Menschen und in dieser Welt nicht finden können. Im zweiten Appell geht es um die Dankbarkeit gegenüber Gott und den Menschen. Machen wir es wie der Eine im Evangelium, der nicht gedankenlos war und stolz! Die Tugend der Dankbarkeit folgt aus der Wahrhaftigkeit und aus der Gerechtigkeit, und sie ist ein wunderbares Lebensprogramm. Amen.

PREDIGT ZUM 27. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 7.  
OKTOBER 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN,

„SCHÄME DICH NICHT, ZEUGNIS ABZULEGEN  
FÜR UNSEREN HERRN“

Das Evangelium spricht vom Glauben und von seiner Kraft im Leben, die (zweite) Lesung spricht von dem Zeugnis, das wir davon ablegen müssen. Darin müssen wir eine ernste Mahnung erkennen, denn unser Glaube ist weithin schwach und das, was uns davon verblieben ist, verbergen wir oft in unserem „Herzenskammerlein“.

\*

Die Jünger bitten den Herrn: Vermehre in uns den Glauben! Der Glaube ist das Überzeugtsein von dem, was wir nicht sehen. Er hat all das zum Inhalt, was Gott uns in seiner Offenbarung mitgeteilt hat, so, wie es uns in der Kirche verkündet wird. Vor allem bezieht er sich auf den dreifaltigen Gott, der uns liebt, auf den Vater, der uns seinen Sohn in Menschengestalt gesandt hat, der nach seiner Himmelfahrt in seiner Kirche bei uns geblieben ist und im Heiligen Geist in der Welt wirkt.

Der Glaube ist nicht Menschenweisheit, sondern Gottes Weisheit. Dabei ist er nicht willkürlich, darf er nicht Willkür sein. Ich muss wissen, warum und was ich glaube. Gott hat seine Offenbarung durch sichtbare Zeichen beglaubigt - bis in die Gegenwart hinein. Man muss allerdings seine Augen aufmachen,

um diese Zeichen zu sehen: die äußeren Augen, aber auch die inneren Augen des Herzens und des Verstandes. Dabei müssen wir uns um ein reines Herz bemühen. Denn die Sünde verdunkelt den Blick, wenn es um die wesentlichen Dinge des Lebens geht. Das wussten schon die alten heidnischen Philosophen in Griechenland, dass die Sünde unseren Blick verdunkelt, dass sie uns blind macht gegenüber der Wahrheit.

Wir verwechseln Glauben heute gern mit „meinen“, mit „eine Meinung haben“. Das ist grundfalsch, es geht nicht um eine Meinung. Von Meinungen können nicht Heil und Unheil abhängen, wie das beim Glauben der Fall ist. Und so ist es, vom Glauben hängen Heil und Unheil ab, für Zeit und Ewigkeit. Im Markus-Evangelium heißt es ausdrücklich: „Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet werden, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden“ (Mk 16, 16). Auf eine Meinung kann man nicht alle Menschen verpflichten, wohl aber auf Gottes Botschaft, auf Gottes Offenbarung. Es geht im Glauben also nicht um Meinungen, die wir uns bilden, sondern um eine Überzeugung, um die Überzeugung von geheimnisvollen Wirklichkeiten, die Gott verbürgt, in denen wir Gemeinschaft mit Gott finden.

Wir glauben nicht, weil wir uns das gut vorstellen können, was wir glauben, sondern weil Gott es uns gesagt hat. Das vergessen viele, deshalb wählen sie aus, glauben sie nur das, was ihnen plausibel erscheint oder was sie gern glauben, und lassen sie das weg, was ihnen unwahrscheinlich vorkommt oder was ihnen nicht angenehm ist, was ihnen nicht ins Konzept passt. Man wählt also aus nach seinem Geschmack. Das ist freilich der Anfang vom Ende des Glaubens: Wer heute nicht den ganzen Glauben bejaht und auswählt, der hat morgen den Glauben völlig verloren, der bekennt sich morgen nur noch zu Welt.

Was man bei dieser Auswahl besonders gern weglässt, das ist das dritte Gebot, in dem uns der Besuch der heiligen Messe am Sonntag geboten wird, oder das, was die Kirche uns zum 6. Gebot sagt.

Irgendwo las ich, die sexuelle Permissivität, die völlige Auflösung der Sexualmoral, also die sexuelle Freizügigkeit, sei heute so etwas wie eine mächtige Weltanschauung geworden und mehr als das, sie sei wie eine Anti-Religion geworden, die eine verheerende Breitenwirkung habe. Dem kann ich nur zustimmen. Die Speerspitze dieser Anti-Religion ist dann die Rechtfertigung der homosexuellen Unzucht und ihre Propagierung, wie sie uns heute fortwährend begegnet. Auf jeden Fall ist diese Anti-Religion heute eine unheimliche Konkurrentin des Christentums und der Kirche geworden.

Wenn wir auswählen aus dem Glauben der Kirche, was uns gefällt oder was uns einleuchtet und das andere weglassen, gleichsam auf den Müllhaufen

werfen, so ist das nicht nur sündhaft, das heißt: so ist das nicht nur ein Angriff gegen Gott, so ist das auch töricht, denn damit machen wir uns selber etwas vor. Der Glaube ist etwas anderes als eine Philosophie. Bei ihm gilt: Entweder alles oder gar nichts! Denn ich glaube die Glaubenswahrheiten nicht um meiner Einsicht willen, sondern weil Gott deren Wahrheit verbürgt, und zwar in ihrer Gesamtheit. Ich glaube, weil ich erkannt habe, dass es sich hier, bei den Schriften des Alten und des Neuen Testaments, und dass es sich bei der Verkündigung der Kirche um Gottes Offenbarung handelt. Im Übrigen stehe ich, wenn ich etwas weglasse davon, am Ende nicht anders da als der, der alles weglässt.

Der schwache Glaube vieler ist der Grund für viele Nöte in Kirche und Welt und auch für viele persönliche Nöte, die uns bedrängen, für die Uneinigkeit in der Kirche, für die Unehrllichkeit und die Ungerechtigkeit in der Welt, für viele Ängste und Sorgen in unserem persönlichen Leben.

Der Glaube ist ein Geschenk, deswegen müssen wir um ihn beten wie die Jünger im Evangelium, aber auf dieses Geschenk müssen wir uns vorbereiten, wie wir uns überhaupt auf alle Geschenke Gottes vorbereiten müssen. Denn diese sind stets nicht nur Gabe, sondern auch Aufgabe. Beim Glauben wirken Gott und der Mensch zusammen. Wir müssen unseren Stolz überwinden und unser Herz reinigen, wir müssen uns selbst überwinden und das Ungenügen der Welt erkennen und unsere Augen öffnen für die Zeichen, mit denen Gott seine Offenbarung beglaubigt hat.

Im Evangelium des heutigen Sonntags spricht Jesus davon, dass der Glaube, wenn er stark ist, Außergewöhnliches bewirken, dass er Bäume versetzen kann. An einer anderen Stelle spricht er davon, dass er Berge versetzen kann (Mt 17, 19). Von dem Apostel Petrus wird uns berichtet, dass er einmal in der Kraft des Glaubens auf dem Wasser gewandelt ist (Mt 14, 28 - 32). Schon im natürlichen Leben kann der Glaube ungeahnte Kräfte aktivieren im Menschen. Um wieviel mehr gilt das dann für den übernatürlichen Glauben.

Wenn wir einen starken Glauben haben, dann können wir die Welt überwinden. So heißt es einmal im 1. Johannesbrief (1 Joh 5, 4). Dann werden wir mit allem fertig, was uns beschwert in Kirche und Welt wie auch in unserem persönlichen Leben.

Ein solcher Glaube ist die Frucht der Gnade, ein Geschenk Gottes, das in der Regel eine Frucht des Gebetes ist, aber auch unseres persönlichen Bemühens um die Wahrheit, unseres redlichen Bemühens um die Erkenntnis der Wahrheit, nicht nur der natürlichen Wahrheit. Mit diesem redlichen Bemühen um den Glauben muss das Bekenntnis des Glaubens verbunden sein, die Bereitschaft, Schmach zu erleiden für den Glauben, die Bereitschaft Verkennung oder Nachteile auf sich zu nehmen für ihn Ein schwacher Glaube

verkriecht sich, aber ein bekenntnisfreudiger Glaube wird lebendig, er wächst und wird stark. Jeder von uns hat viel Gelegenheit dazu, zum Bekenntnis des Glaubens, weil die Glaubenslosigkeit heute stetig im Wachsen begriffen ist. Es gilt, dass wir auch hier unser Bemühen mit unserem Gebet begleiten: Herr, schenke mir Mut zum Bekenntnis. Nimm alle Menschenfurcht von mir, wenn es um Dich geht, um Deine Wahrheit und um Deine Rechte! Die Menschenrechte sind wichtig, und es ist gut, dass sie heute viele Anwälte haben, aber wichtiger sind die Gottesrechte, denn auch die Menschenrechte geraten bald in Vergessenheit, wenn niemand mehr für die Rechte Gottes eintritt.

\*

Die Jünger Jesu bitten ihren Meister im Evangelium des heutigen Sonntags um den Glauben, um die Gnade des Glaubens, der eine große Kraft ist in unserem Leben. Alles, was wir haben, ist ein Geschenk Gottes. Das gilt für die inneren Güter wie auch für die äußeren. Sie fallen uns jedoch nicht in den Schoß. Gott schenkt uns seine Gaben immer nur, wenn wir uns ihrer würdig erweisen, wenn wir all unsere Kräfte einsetzen und uns nicht schonen. Was den Glauben angeht, müssen wir uns um ihn bemühen durch das Gebet, durch ein reines Leben, durch das Bemühen um die Wahrheit und nicht zuletzt auch dadurch, dass wir Zeugnis ablegen für ihn. Amen.

PREDIGT ZUM 26. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 30.  
SEPTEMBER 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„JETZT WIRD ER HIER GETRÖSTET, DU ABER WIRST GEPEINIGT“

Zwei Grundgedanken enthält das Gleichnis des heutigen Evangeliums, das eigentlich eine Beispielerzählung ist. Der eine Grundgedanke hat die Gefährlichkeit des Reichtums zum Inhalt, der andere die Konsequenzen des Unglaubens. Im Gleichnis erklärt Abraham dem reichen Mann: „Mein Sohn, denk daran, dass du Gutes in deinem Leben empfangen hast, Lazarus aber ebenso Böses, jetzt wird er hier getröstet, du aber wirst gepeinigt“ (Vers 25). Und in einem neuen Ansatz fügt er hinzu: „Sie (deine Brüder) haben Mose und die Propheten, auf die sollen sie hören“.

\*

Zunächst geht es um die Gefährlichkeit des Reichtums in diesem Evangelium. Vor einigen Wochen - genau war es der 18. Sonntag, der 5. August - wurde uns im Evangelium der trügerische Charakter des Reichtums vorgestellt (Lk

12, 13- 21). Heute geht es um seinen gefährlichen Charakter. Dabei wird zugleich ein zentraler Gedanke aus dem Evangelium des vergangenen Sonntags weitergeführt, nämlich die Feststellung „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Lk 16, 13).

Der reiche Mann, er ist die Hauptgestalt des Gleichnisses. An ihm und an seinem schrecklichen Schicksal wird gezeigt, welche gefährliche, ja, verderbliche Macht der Reichtum ist. Im Gleichnis ist er, der reiche Mann, der Repräsentant jener Menschen, die vollständig in den Genüssen dieser Welt, die der Reichtum zu schaffen vermag, aufgehen und sich um Gott und die Ewigkeit nicht kümmern. Er lebt sorglos und genießt das Leben, während neben ihm der Arme - Lazarus heißt er, im Hebräischen Eleazar, das heißt „Gott helfe“ - in tiefstem Elend dahinlebt, bis diese Gegensätzlichkeit durch den Tod in ihr Gegenteil verkehrt wird: Nun ist der Reiche in Not und der Arme im Glück. Und der Reiche wendet sich an Abraham und bittet ihn um Hilfe. Dieser erklärt ihm: „Mein Sohn, denk daran, dass du Gutes in deinem Leben empfangen hast, Lazarus aber ebenso Böses; jetzt wird er hier getröstet, du aber wirst gepeinigt“. Das ist nicht so zu verstehen, dass es einen mechanischen Ausgleich des Loses im Jenseits gäbe, unabhängig von jeder ethischen Motivierung. Das schreckliche Los des Reichen in der anderen Welt ist Strafe, und der Reiche erkennt das auch an, was deutlich wird, wenn er Abraham bittet, seine Brüder zu warnen. Und das selige Los des Armen ist nicht bloße Entschädigung, sondern wirkliche Vergeltung. Dabei besteht die Schuld des Reichen nicht nur in seiner Erbarmungslosigkeit gegenüber dem im tiefsten Elend liegenden Lazarus, das ist sicherlich auch ein Element seiner Schuld, aber das Entscheidende ist, dass er ein gottloser Weltmensch ist, der nur dem Genuss lebt, dass der Reichtum ihn gottlos und egoistisch gemacht hat.

Solche Menschen aber gibt es nicht wenige, heute mehr denn je. Der Reiche ist einer von vielen heute. Sehr viele machen es heute so wie er. Wenn wir nur für uns leben und nur an das gegenwärtige Leben denken, wenn wir alle Tage Feste feiern, kein Fest auslassen und es uns gut sein lassen, dann ist es eines Tages zu spät.

Der Reichtum und der Wohlstand, sie sind gefährlich. Man wiegt sich in falscher Sicherheit und vergisst Gott und die Verantwortung, die man trägt. Man lebt ohne Gott und ohne die Ewigkeit, so, wie die anderen es auch tun, bis einem die Augen aufgehen. Geschieht das vor dem Tod, können wir alles noch wieder gut machen, geschieht das jedoch nach dem Tod, dann ist es zu spät.

\*

Für den Reichen im Gleichnis war es zu spät. Daher möchte er seine Brüder warnen, damit sie nicht das gleiche Schicksal ereilt wie ihn. Das ist der zweite Grundgedanke unseres Gleichnisses, unserer Parabel, die nun eine Wendung nimmt. Die Bitte des reichen Mannes setzt voraus, dass seine Brüder das gleiche Leben führen, wie er es einst geführt hat. Abraham aber lehnt die Erfüllung der Bitte ab, weil sie überflüssig ist, „denn sie haben Mose und die Propheten“ (Vers 29). Die Erfüllung der ersten Bitte war nicht möglich, weil ein tiefer Abgrund klafft zwischen hien und drüben. Die Erfüllung der zweiten Bitte ist nicht nötig, weil die Brüder doch Abraham haben und die Propheten.

Das will sagen: Die im Alten Testament enthaltene Offenbarung des Willens Gottes genügt vollkommen. Wer ihr keinen Glauben schenkt, kann auch durch ein noch so großes Wunder nicht zum Glauben gezwungen werden. Der Glaube hat seine Gründe, seine vernünftigen Gründe, aber man muss ihn auch wollen. Ebenso wie man von einem gottlosen Wandel nur umkehren kann, wenn man es auch will.

Viele machen es heute wie die Brüder des Reichen, sie hören nicht mehr auf Abraham und die Propheten. Und vielleicht wenden auch wir uns manchmal ab von ihnen, wenn uns Gottes Forderungen zu schwer erscheinen, oder biegen sie zurecht nach unserem eigenen Gutdünken, was auf das Gleiche hinausläuft.

Abraham und die Propheten, das ist heute die Kirche, das ist heute vor allem der Papst. Denn sie erklären uns heute den Willen Gottes mit göttlicher Autorität.

Abraham und die Propheten sowie die Kirche und der Papst werden heute jedoch allzu oft übertönt durch die Meinungsmacher in den Medien, die sich nicht selten als Propheten des Nihilismus erweisen. Vielen erscheinen sie glaubwürdiger, weil sie unserem Selbstgefühl schmeicheln, weil sie uns all das vorschlagen, wonach uns der Sinn steht, unser irdischer Sinn: Das egoistische Leben im Genuss und im Wohlstand, unbekümmert um die Mitmenschen, um Gott und um die Ewigkeit.

Allein, wir riskieren die Ewigkeit, wenn wir auf jene hören, die uns bestätigen und die uns in unserer egoistischen Lebensweise und in unserer religiösen Gleichgültigkeit beruhigen, wenn wir also nicht hören auf die wahren Propheten, auf jene, die uns fordern und unruhig machen.

Mit letzter Klarheit sagt es uns das Gleichnis: Einmal ist es zu spät. Wer auf die Propheten dieser Welt hört, der wird am Ende alles verloren haben, und das für immer.

Dabei muss allerdings auch darauf hingewiesen werden, dass es heute in der Kirche zuweilen nicht an solchen fehlt, die diese Botschaft abwiegeln, die sie umformen nach dem Motto: Diese Rede ist hart. Wer kann sie hören? Die so reden, haben indessen die Gabe der Unterscheidung der Geister verloren und laufen den fragwürdigen Propheten dieser Welt nach.

Am Tor eines Friedhofs las ich einmal die Worte: „Hier die Saat, und dort die Ernte!“ Das ist es. Genau das ist das Thema unseres Evangeliums. Wenn wir nicht säen, können wir auch nicht ernten. Wenn wir nur für diese Welt leben und den Propheten dieser Welt Glauben schenken und an den Propheten Gottes vorbeihören, wenn wir uns von dem leichteren Weg betören lassen und uns nicht die Mühe machen, die falschen Propheten zu entlarven, vielleicht, weil wir am Ende nicht allein da stehen wollen, so riskieren wir unsere Ewigkeit.

\*

Das Evangelium spricht von der Gefährlichkeit des Reichtums und von den Folgen des Unglaubens. Es ruft uns dazu auf, dass wir die Gefahr des Reichtums erkennen, die gefährliche Faszination der Güter dieser Welt, und dass wir auf Mose und die Propheten hören. Es erinnert uns daran, dass der bequeme Weg des Besitzenwollens und in Verbindung damit der Weg des Genusses und der Anerkennung und der Ehre bei den Menschen unsere Ewigkeit in Frage stellt. Hören auf Abraham und die Propheten, das heißt heute: Hören auf Christus, wie er seine Stimme in der Kirche vernehmbar macht, vor allem in seinem Stellvertreter auf Erden, im Träger des Petrusamtes. Tun wir das nicht, dann riskieren wir die Ewigkeit, ist Christus am Ende umsonst für uns gestorben. Hören auf Abraham und die Propheten, das bedeutet für uns, um es konkreter zu sagen, dass wir um unsere Verantwortung vor Gott wissen, dass wir dankbar sind gegenüber Gott, aber auch gegenüber den Menschen, und dass wir wohlütig sind, dass wir die Not der Menschen lindern, ihre materielle, in erster Linie aber ihre geistige Not. Amen.

PREDIGT ZUM 25. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 23.  
SEPTEMBER 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DIE SÖHNE DIESER WELT SIND IM VERKEHR MIT  
IHRESGLEICHEN KLÜGER  
ALS DIE SÖHNE DES LICHTES“

Nicht der reiche Mann, ein Großgrundbesitzer, wie sie zur Zeit Jesu vor allem in Galiläa zu finden waren, ist die Hauptgestalt des Gleichnisses in unserem Evangelium, sondern sein Verwalter. Dieser wird bei seinem Herrn angeklagt, dass er durch schlechte Verwaltung dessen Besitz verschleudert hat. Er wird seines Amtes entsetzt und zur Rechenschaftsablegung aufgefordert. Weil er weiß, dass er seinen Platz in Kürze verlassen muss, überlegt er, was er machen soll. Er könnte seinen Herrn bitten, ihm sein Versagen nachzusehen. Daran denkt er jedoch nicht. Wahrscheinlich hält er das für aussichtslos. Die Möglichkeit, sich nach der Entlassung mit Graben durchzubringen, das heißt im Verständnis damaliger Zeit: mit schwerer körperlicher Arbeit, und jene andere, seinen Lebensunterhalt durch gewerbsmäßigen Bettel zu bestreiten, diese beiden Möglichkeiten zieht er nicht in Betracht. Das eine ist nicht möglich für ihn, das andere will er nicht. Da kommt ihm der Gedanke, auf Kosten seines bisherigen Herrn Vorsorge zu treffen. Er lässt dessen Schuldner einzeln rufen, einzeln deshalb, weil man solche Geschäfte, wie er sie vorhat, nur unter vier Augen abschließen kann. Die Fragen, die er an sie richtet, sind für die Zuhörer des Gleichnisses bestimmt, nicht für ihn, denn er weiß ja, wie viel sie schuldig sind, hat er doch selber die Schuldscheine ausgestellt und liegen ihm diese doch vor. Offen bleibt hier, ob die Schuldner Pächter des Großgrundbesitzers sind, die mit ihren Abgaben noch im Rückstand sind, oder ob sie Händler sind, die die Ware, die sie gekauft haben, auf Kredit erhalten haben. Das ist für das Gleichnis jedoch unwichtig. Die Änderung der Schuldscheine ist so zu denken, dass der alte jeweils durch einen neuen ersetzt wird, den dann der Gutsbesitzer, der ja von den alten Schuldscheinen nicht weiß, in die Hand bekommt, wenn er den Verwalter entlassen hat.

Der Verwalter wird wegen der Klugheit gelobt, mit der er für seine Zukunft vorsorgt, so lange er noch Zeit hat dazu. Gelobt wird er nicht von dem Gutsbesitzer, sondern von dem, der das Gleichnis erzählt. Es gehört doch zu seiner Klugheit, dass er so handelt, dass sein Herr nichts davon erfahren kann, von seiner Zukunftsvorsorge, von seinem neuen Betrug, denn dann würde der den Betrug vereiteln und ihn dem Gericht übergeben. Jesus, der das Gleichnis erzählt, er lobt den Verwalter, nicht weil er seinen Herrn betrogen hat, sondern wegen seiner Klugheit. Allein in seiner Klugheit liegt die Vorbildlichkeit seiner Handlungsweise, in nichts anderem. Dafür wird er gelobt, nicht für seine Ungerechtigkeit.

Und Jesus fügt hinzu: Die Söhne dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichtes. Die Kinder des Lichtes, das sind die, die sich von dem von Gott kommenden Licht leiten lassen. Die Söhne dieser Welt hingegen, das sind die Menschen, die in ihren Lebensgrundsätzen und in ihrem Handeln vom Geist dieser gottentfremdeten, dem Einfluss des Teufels unterstehenden Welt beherrscht werden und nur irdische Ziele kennen. Sie erweisen sich den Söhnen des Lichtes an Klugheit und Weitblick in der Verfolgung ihrer

Interessen überlegen wie auch in der Wahl der für die Erreichung ihrer Ziele geeigneten Mittel.

Das Lob des ungerechten Verwalters und der Söhne dieser Welt ist ein Tadel für die Kinder des Lichtes: Sie sollen sich angesichts der ungleich wichtigeren, aber auch schwierigeren und opfervollen Aufgabe des Trachtens nach dem ewigen Heil das zielbewusstere Verhalten der von ihrem Eigennutz geleiteten und angetriebenen Weltmenschen als Beispiel nehmen.

Damit erinnert uns das Gleichnis daran, dass wir alles einsetzen müssen, um das ewige Leben bei Gott zu erlangen, dass der Weg zum Himmel schmal ist und steil, dass also die nicht Recht haben, die die billige Gnade verkünden. Das aber sind allzu viele heute.

Die dem Gleichnis folgenden Verse des Evangeliums, die sich mit dem Mammon beschäftigen - in gewisser Weise bilden sie eine Anwendung des Gleichnisses -, sie stellen in sich verschiedene Gedankeneinheiten dar, die einer eigenen Erklärung bedürfen.

\*

Wir können das Ziel unserer Berufung verfehlen. Das Bekenntnis zum Christentum und die Zugehörigkeit zur Kirche oder einfach die Distanzierung von denen, die Gott und die Ewigkeit leugnen, das reicht nicht hin für das ewige Leben. Schon der Kirchenvater Augustinus (+ 430) weist darauf hin, dass manche, die drinnen sind, in Wirklichkeit draußen sind, dass aber manche, die draußen sind, in Wirklichkeit drinnen sind. Das ist der beständige Glaube der Kirche, in allen Jahrhunderten.

Es ist ein Erbe der Reformation, wenn heute auch bei uns in der Glaubensverkündigung immer weniger die Rede ist vom Tun des Menschen, wenn man heute auch bei uns das Heil des Menschen lediglich an das Tun Gottes bindet. Die Folge davon ist die, dass viele der Häresie der billigen Gnade huldigen, ausdrücklich oder einschlussweise. Sie meinen, es sei kinderleicht, den Weg des Heiles zu gehen, wenn man nur den Glauben hat. Dabei verzichten viele heute auch schon auf die Bedingung des Glaubens, wenn sie sagen, dass alle das Heil finden, ohne Ausnahme. Sie denken oder sie sprechen es zuweilen auch aus, dass es keine Hölle gibt, dass die Möglichkeit der ewigen Verdammnis nur ein Mittel zur Disziplinierung der Menschen gewesen sei, auf das man um der Ehrlichkeit willen heute verzichten müsse. Dabei verweisen sie oftmals auf die Barmherzigkeit Gottes, als ob diese dem Menschen das ernsthafte Bemühen erspare, den Weg der Gebote zu gehen und sich des ewigen Lebens würdig zu erweisen. Wenn sie so einen absoluten Heilsoptimismus vertreten, haben sie das Fegfeuer schon

früher abgeschafft, was konsequent ist, wenn das Leben, wenn unser Tun und Lassen, nicht relevant ist für unser ewiges Schicksal.

Das ist jedoch eine Verfälschung des Glaubens der Kirche von der Wurzel her, eine Verfälschung des Glaubens, wie sie uns heute in vielfältiger Weise begegnet. Die Sprache Jesu ist hier jedenfalls eine andere. Das Gleiche gilt für die verbindliche Sprache der Kirche. „Ein Kriegsdienst ist unser Leben“, heißt es schon im Alten Testament (Hiob 7, 1). Dieses Wort begegnet uns auch im Neuen Testament, in verschiedenen Abwandlungen.

\*

Die Vollendung bei Gott, der Himmel, fällt uns nicht in den Schoß. Daran erinnert uns das Gleichnis des heutigen Evangeliums, das Gleichnis von dem ungerechten Verwalter. Richtiger müsste es heißen: das Gleichnis vom klugen Verwalter. Seine Klugheit besteht in der richtigen Einschätzung seiner Situation, in der Vorsorge für seine Zukunft und in der Konsequenz seines Handelns. Er sichert seine irdische Zukunft, die vergänglich ist. In der Sicherung unserer ewigen Zukunft sollen wir uns ihn zum Vorbild nehmen, denn nur die werden eingehen in das Himmelreich, die sich anstrengen, die tätig sind für das ewige Leben bei Gott, die nicht die Hände in den Schoß legen. Diejenigen jedoch, die die Notwendigkeit dieses Bemühens in Abrede stellen, weil angeblich es am Ende nur den Himmel geben wird, sie werden morgen auch ihn ableugnen, wenn sie es im Grunde nicht heute schon getan haben. Amen.

PREDIGT ZUM 24. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 16.  
SEPTEMBER 2007  
IN FREIBRUG, ST. MARTIN

„FREUT EUCH MIT MIR, DENN ICH HABE MEIN SCHAF GEFUNDEN,  
DAS VERLOREN WAR“

Die Gleichnisse des Evangeliums des heutigen Sonntags sprechen von der Barmherzigkeit und von der Vergebungsbereitschaft Gottes: Gott umwirbt die Menschen, er geht uns nach, wie ein guter Vater dem auf Abwege geratenen Sohn nachgeht. Er hat Erbarmen mit uns, und er hat ein Herz für uns, wenn wir uns von ihm abwenden und unser Leben zerstören. Bei Gott finden wir das, was wir bei Menschen so oft vergeblich suchen.

Gott erbarmt sich unser, das heißt: Er leidet mit uns. Das muss freilich recht verstanden werden, das Leiden Gottes, angesichts der Vollkommenheit Gottes. Das Erbarmen geht aus dem Mitleid hervor. Von daher können wir sagen: Gott leidet mit uns, wenn wir uns in die Scheinfreiheit der Sünde begeben und ins Unglück laufen, wenn wir ihn verlassen in der irrigen Meinung, so das Glück zu finden, wenn wir das Vaterhaus verlassen, um eigene Wege zu gehen, wie es geschieht, wenn wir sündigen. Gott verhindert das nicht, er könnte es, aber er tut es nicht, in der Regel, er respektiert unsere Freiheit, er lässt uns ziehen, aber mit seiner Sorge verlässt er uns nicht. Und er vergibt uns, wenn wir heimkehren zu ihm.

Vergebung finden wir nur, wenn wir umkehren. So selbstverständlich, wie das ist, so oft wird das heute vergessen, wenn nicht gar ausdrücklich geleugnet. Barmherzigkeit und Vergebung ohne Umkehr, das ist widersprüchlich, das gibt es nicht. Gottes Barmherzigkeit wird uns nur dann zuteil, wenn wir unsere Sünde bereuen, wenn wir uns Gott wieder zuwenden und seine Hilfe aufs Neue suchen.

\*

Heimkehren oder umkehren aber kann man nur, wenn man weiß um die Not, in die man sich mit der Sünde begeben hat, objektiv betrachtet, und wenn man sich diese Not auch eingesteht. Demgegenüber beobachten wir heute, dass viele sich von Gott abgewandt haben, aber gar nicht daran denken, umzukehren. Ihre Situation gefällt ihnen gut. Der Sündenzustand ist ihnen zur zweiten Heimat geworden. Sie bleiben in ihrem Elend, in der Gottesferne, und denken gar nicht an eine Umkehr, und sie fühlen sich wohl dabei, subjektiv.

Viele haben heute faktisch das Sündenbewusstsein verloren. Sie erkennen die Sünde nicht einmal mehr. Ihr Gewissen ist abgestumpft, und Buße und Vergebung sind Fremdwörter geworden für sie. Weithin ist uns der Sinn für die Sünde heute abhanden gekommen, unsere Gewissen sind verdunkelt, und wir unterscheiden nicht mehr zwischen Gut und Böse.

Viele haben sich so an die Sünde gewöhnt, dass sie sie gar nicht mehr registrieren, dass sie nichts mehr denken bei ihr. Das ist eine ganz neue Erscheinung, das hat es früher so nicht gegeben, jedenfalls nicht in solcher Verbreitung. Gesündigt haben die Menschen immer, aber sie haben früher Vergebung gesucht, sie haben ihre Sünden bereut und sich um die Versöhnung mit Gott und um die Wiedergutmachung bemüht. Da hat sich ein grundlegender Wandel vollzogen, wenn die Sünde heute vielfach gar nicht mehr als solche erkannt wird.

Man spricht zwar viel von Ethos und Moral. Man entrüstet sich auch über die, die lügen und betrügen, die rücksichtslos sind und egoistisch, die ein genießerisches und unbeherrschtes Leben führen, die andere ausbeuten und sich bereichern auf Kosten der anderen, man entrüstet sich über sie, aber nur, sofern man selber darunter zu leiden hat oder sofern man sich dadurch selber als besser darstellen kann. In Wirklichkeit haben wir heute infolge der allgemeinen Gleichgültigkeit gegenüber der Sünde einen grandiosen Zerfall der Moral.

Woran liegt das, dass uns der Sinn für die Sünde abhanden gekommen ist? Ein entscheidender Grund ist der, dass wir immer mehr zu Massenmenschen werden. Wir handeln vielfach nach der Devise: Was alle tun, kann nicht schlecht sein. Und was alle tun, das wird in kürzester Zeit durch die Massenmedien in jedes Haus geliefert. Wenn alle etwa am Sonntag nicht in die Kirche gehen, dann kann das doch nicht so schlimm sein. Unsere Denkfaulheit und unser Verzicht darauf, unsere Verantwortung wahrzunehmen, werden vor allem durch das Fernsehen, durch den übermäßigen Fernsehkonsum, gefördert. Indem wir unsere Verantwortung nicht wahrnehmen, zerstören wir jedoch unsere Menschenwürde und stellen so immer mehr ein menschenwürdiges Leben in Frage, begeben wir uns immer mehr in die Unfreiheit, ohne es zu merken, in die Abhängigkeit von anonymen Mächten in uns und um uns.

Es gibt noch einen zweiten Grund für den Verlust des Sündenbewusstseins: Die weit verbreitete Abwendung von dem lebendigen Gott, die Verfinsterung unserer Gottesvorstellung, die theoretische oder die praktische Leugnung Gottes.

Gott ist für viele von uns, wenn er überhaupt noch ernst genommen wird, mehr ein Gegenstand der Diskussion und der Auseinandersetzung als eine lebendige Person. Wir reden mehr über ihn als zu ihm. Weithin haben wir kein Verhältnis mehr zu ihm. Wenn wir seine Existenz nicht theoretisch leugnen, leugnen wir sie jedoch praktisch. Die Gottesleugnung hat sich heute tief auch in der Kirche eingenistet. Dem entspricht die Tatsache, dass unser Gottesdienst oft sehr veräußerlicht ist, sich nur noch als ein äußerer Vollzug darstellt, und dass unser Gebet ebenso oft verkümmert ist.

\*

Was sollen wir da tun? Wie können wir den Sinn für die Sünde wiedergewinnen? Zunächst empfiehlt es sich, dass wir bewusst dem Sog der Masse widerstehen, dass wir immer wieder die Begründungen unseres Handelns überprüfen und den Mut haben, eigene Wege zu gehen, dass wir uns nicht nur auf unser Gewissen berufen, dass wir auch auf unser Gewissen hören.

Als Zweites empfiehlt sich das lebendige Gebet, persönlich und in der Familie, das persönliche Gebet wird wie auch das Familiengebet nicht selten durch das Fernsehen verdrängt. Auf dem Fundament der Vernunft ist das Gebet der einfachste Weg zu Gott und zur rechten Selbsterkenntnis. Wenn ich mich in der rechten Gesinnung im Gebet Gott zuwende, kommen mir meine Kleinheit und meine Unwürdigkeit zum Bewusstsein. Ich werde dann eher umkehren - immer wieder aufs Neue - und Gott um Vergebung bitten.

Als Drittes sollten wir dem Bußsakrament wieder mehr Bedeutung zumessen. Die Sünde ist konkret, daher bedarf sie des Bekenntnisses. Zwischen dem Empfang dieses Sakramentes und dem Sündenbewusstsein oder der Gewissensbildung - wie man auch sagen kann - besteht ein tiefer Zusammenhang. Nicht von ungefähr geht das Schwinden des Sündenbewusstseins Hand in Hand mit der Zurückdrängung dieses Sakramentes. Die allgemeinen Sündenbekenntnisse können das ehrliche Sündenbewusstsein nicht wach halten und pflegen, das zeigt schon die Erfahrung.

\*

Gott ist barmherzig, das heißt: Er hat ein Herz für uns, und er leidet mit uns, recht verstanden. Er erbarmt sich unser. Er geht uns nach. Das Erbarmen aber geht aus dem Mitleid hervor. Das gilt auch für Gott. Daher ist er bereit, uns zu vergeben, daher geht er uns gleichsam nach. Die Vergebung durch Gott setzt aber Einsicht und Umkehr voraus. Diese Einsicht und diese Umkehr erspart Gott uns nicht. Er kann sie uns nicht einmal ersparen. Nur dann nimmt er uns wieder an, wenn wir heimkehren, wenn wir umkehren und uns ihm wieder zuwenden. Diese Umkehr aber muss unser Leben mit Gott fortwährend bestimmen. Amen .

PREDIGT ZUM 23. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 9.  
SEPTEMBER 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WER SEIN KREUZ NICHT TRÄGT UND MIR NICHT NACHFOLGT,  
DER KANN NICHT MEIN JÜNGER SEIN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags handelt vom Ernst der Jüngerschaft und vom Ernst der Nachfolge Christi. So scharf und so radikal wie hier hat Jesus an anderer Stelle seine Forderungen nicht formuliert. Der Ruf in die Jüngerschaft, in die Nachfolge, ist nicht ein Rat für Einzelne, er gilt für alle, wenn nicht wörtlich, so doch der Gesinnung nach. Wer nicht Jesu Jünger ist,

wer ihm nicht nachfolgt, der kann nicht zum ewigen Leben gelangen, zum Leben in der Gemeinschaft mit Gott, in der Anschauung Gottes. Das gilt natürlich im Maß der Einsicht, die dem Einzelnen gegeben ist. Denn für das, was man nicht weiß, ist man nicht verantwortlich. Aber - unter Umständen ist man verantwortlich dafür, dass man etwas nicht weiß.

Es gibt keinen anderen Weg in das Gottesreich und damit in die ewige Gemeinschaft mit Gott als den bedingungslosen Anschluss an die Person Jesu. Das ist gemeint mit Nachfolge und Jüngerschaft. Es geht nicht nur um den Anschluss an die Person Jesu Christi, es geht um den bedingungslosen Anschluss an ihn.

\*

Was ist damit gemeint? - Ein Zweifaches: Christus muss den ersten Platz in unserem Leben einnehmen (1), und wir müssen sein Leben nachahmen (2).

Der Wortlaut des Evangeliums des heutigen Sonntags, die Übersetzung, schwächt den ursprünglichen Wortlaut ab, wenn es da heißt: Der Jünger muss Christus mehr lieben als seine Angehörigen und als alles, woran sein Herz natürlicherweise hängt, oder: er muss das alles gering achten. Im Urtext steht: Er muss all das hassen. Christus verlangt den radikalen und schmerzlichen Entschluss, alle natürlichen menschlichen Beziehungen hinter die Bindung an ihn zurückzusetzen und unter Umständen selbst das Leben preiszugeben für ihn - im Martyrium.

Er hebt etwa das 4. Gebot nicht auf oder die anderen Gebote. Sie alle bleiben bestehen, die überkommenen Gebote. Das sagt er an anderer Stelle ausdrücklich (Lk 18,20; Mk 10,19; 7,10-12). Aber das Gebot, sich an ihn anzuschließen ohne Wenn und Aber, steht über allen anderen Geboten. Im Konfliktfall können Vater und Mutter, ja, auch der Ehegatte und die Ehegattin und die eigenen Kinder zu Feinden der Sache Gottes werden. Und dann muss unsere Wahl eindeutig sein. Dann dürfen wir nicht lange überlegen, auf welcher Seite wir stehen. Im Entscheidungsfall muss alles preisgegeben werden, sogar das Leben, das höchste der irdischen Güter, die wir besitzen. Das zeitliche Leben muss für das ewige eingesetzt werden, im Konfliktfall.

Das wird uns noch einmal eingeschärft, wenn Christus seine Jünger und mit ihnen uns auffordert, ihm nachzufolgen, indem sie ihm das Kreuz nachtragen. Sein Kreuz tragen, das ist eine biblische Bezeichnung für die Preisgabe des Lebens. Die Nachahmung Christi gipfelt im Sterben mit ihm und für ihn, im wörtlichen oder im übertragenen Sinne, buchstäblich oder geistigerweise.

Radikaler kann ein Anspruch nicht sein. Eine so ernste Forderung muss man sich nüchtern überlegen. Davon sprechen die zwei Gleichnisse des Evangeliums. Sie sagen nicht, dass man gegebenenfalls davor kapitulieren darf. Das geht nicht, denn dann ist ja alles verloren. Hier geht es ja um alles. Vielmehr fordern sie - die zwei Gleichnisse - uns auf, alles einzusetzen, aber mit Vernunft. Sie erinnern uns daran, dass wir ein so wichtiges Unternehmen nicht leichtfertig in Angriff nehmen dürfen, dass wir uns dafür zurüsten müssen, damit wir durchhalten können.

Wenn wir in das ewige Leben eingehen wollen, müssen wir Christus und seinem Wort und - wir dürfen hinzufügen: dem Wort seiner Kirche, „wer euch hört, der hört mich“, heißt es im Evangelium (Lk 10, 16) -, wenn wir in das ewige Leben eingehen wollen, müssen wir Christus und seinem Wort und dem Wort seiner Kirche den ersten Platz einräumen, und wir müssen ihn, Christus, nachahmen in seinem Leben bis hin zu seinem Kreuzestod. Nur wer zu jedem Opfer bereit ist und auch das Schwerste wagt, der kann wirklich Jesu Jünger sein.

Man könnte denken: Das ist unmöglich. Schwer ist das sicher, vielleicht auch manchmal schier unmöglich. Aber wir müssen uns wenigstens ernstlich darum bemühen, dann kann die Gnade Gottes unser Bemühen vollenden. Und sie wird es tun. Auf die innere Einstellung kommt es an.

So radikal wie Christus und das Evangelium uns beanspruchen, kann nur Gott den Menschen beanspruchen. Wenn Christus das tut, wenn das Evangelium uns so radikal fordert, deutet sich auch darin das gottmenschliche Geheimnis Jesus an, das gottmenschliche Geheimnis seines Wesens, das Einmalige und Einzigartige des Christentums, das verfehlt wird in einem wesentlichen Punkt, wo immer es diese Radikalität nicht oder nicht mehr artikuliert.

Die Radikalität, die uns hier begegnet, ist nun, Gott sei es geklagt, ein wunder Punkt in der Kirche von heute. Das Evangelium wird oftmals poliert oder frisiert. Die Forderungen Jesu werden abgewiegelt, heruntergespielt, so dass am Ende nicht mehr viel übrigbleibt als eine gewisse Wohlanständigkeit. Und aus dem, der am Kreuz gestorben ist für die Menschheit wird dann ein guter Mensch oder ein Menschenfreund. Daran beteiligen sich zuweilen selbst die Hirten, wenn nicht gar die Oberhirten, weil sie es falsch gelernt haben oder weil sie abhängig sind von falschen und treulosen Lehrern.

Oft fällt vor allem die Rede von der Sünde und vom Kreuz unter den Tisch, weil viele von der Sünde und vom Kreuz nichts hören wollen. Da nimmt man dann jene Rücksicht, auf die man andernorts vergeblich wartet. Solche Rücksichtnahme entbehrt freilich nicht einer gewissen Konsequenz, wenn man die Kirche als Dienstleistungsbetrieb versteht und wenn man die „Kundschaft“ bei Laune halten will.

Viele möchten ein entschärftes Christentum, ein bequemes Christentum für den Hausgebrauch, als Rahmen für festliche Anlässe, vielleicht auch als Schwelgen in schönen Gefühlen, aber damit betrügen sie sich selbst, und zudem ist das der Anfang vom Ende des Christentums, weil es so grundlegend verfälscht wird.

Tatsächlich wird uns das Christentum auch in der Verkündigung oftmals so geboten, wie wir es wünschen - décaféiné würde man im Französischen sagen.

Aber: Mit welchem Recht verschließen wir die Augen vor dem, was uns als Wort Gottes überliefert ist? Mit welchem Recht deuten wir das klare Wort Jesu um? Entweder nehmen wir die ganze Botschaft an, oder wir nehmen sie gar nicht an. Wenn wir nur einen Teil annehmen, den Teil, der uns gefällt, dann sind wir nicht besser als die, die die Botschaft gar nicht annehmen. Die Negation, die klare Verneinung, ist in den Augen Jesu gar besser als die Lauheit. Aber weder die einen noch die anderen können in das Gottesreich eingehen.

Die Botschaft nur halb annehmen oder gar nicht, Beides ist indessen verhängnisvoll, es sei denn, es fehlt uns die Einsicht. Nur wenn die Botschaft der Kirche uns fordert, ist sie die Botschaft Christi, wenn sie aber entschärft wird und untergeht in immer neuen Erklärungen und Stellungnahmen, wenn sie in oberflächlichem Gerede verflacht wird, wenn sie so dargestellt wird, dass sie nicht mehr Anstoß erregt bei den Menschen, dann ist das Salz schal geworden. Dann lohnt es sich im Grunde nicht mehr, eine solche Botschaft zu verkünden, so wenig wie es sich dann noch lohnt, eine solche Botschaft anzunehmen: Das Wort Gottes ist dann zum Menschenwort geworden.

\*

Es ist eine Heilsfrage für uns, dass wir Christus und seiner Kirche den ersten Platz einräumen und aller Halbheit entsagen (1) und dass wir sein Leben nachahmen bis hin zu seinem Tod am Kreuz (2), dass wir in Liebe „ja“ sagen zu seinen Geboten, auch zu den schwersten, und das im Vertrauen auf seine Gnade. Wenn es uns heute noch nicht gelingt, das zu tun, zumindest müssen wir es wollen, müssen wir uns darum bemühen, es zu tun, und Gott bitten, dass er uns die Kraft dazu schenkt. Amen.

PREDIGT ZUM 22. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 2.  
SEPTEMBER 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WER SICH SELBST ERHÖHT, WIRD ERNIEDRIGT WERDEN“

Jesus erteilt uns im Evangelium des heutigen Sonntags eine Lektion, die nach beinahe 2000 Jahren nichts an Aktualität eingebüßt hat. Der Stolz, das Streben nach Macht und Ehre, der Kampf um den ersten Platz, ist die größte Versuchung des Menschen. Die Gier nach Macht und Ehre, sie geht zwar oft mit der Gier nach Besitz und nach Genuss zusammen, aber sie ist stärker, die Gier nach Macht und Ehre. Sie ist der Wurzelgrund alles Bösen. In der menschlichen Gesellschaft ist sie gleichzeitig der entscheidende Konfliktstoff. Mit dem Stolz hat die Sündengeschichte der Menschheit begonnen, und bei allen großen und kleinen Verfehlungen steht der Stolz irgendwie im Hintergrund. Jede Sünde, die wir begehen, geht letztlich aus der Selbstherrlichkeit hervor und aus dem ungeordneten Streben nach Ansehen, Anerkennung, Ehre und Macht.

Dem Stolz entgegengesetzt ist die Demut. Sie allein kann ihn überwinden. Dabei sollte es uns nicht entgehen, dass wahre Größe in dieser Welt stets mit der Demut gepaart ist. Mit dem Stolz der ersten Menschen begann das Unheil, mit der Demut hat die Erlösung ihren Anfang genommen in der Fülle der Zeit. Durch den Stolz werden immer neue Konflikte heraufbeschworen. Immer wieder bringt er die Menschen gegeneinander auf. Und alle Katastrophen der Geschichte, die Menschen ausgelöst haben, wurzeln im Größenwahn des Menschen. Größenwahn, das ist die Extremisierung des Hochmuts, der Anmaßung, des ungezügelten Strebens nach Macht und Ehre.

Die Lektion, die uns das Evangelium erteilt, lautet: Der Stolz führt uns ins Unglück, den Einzelnen und die Menschheit in ihrer Gesamtheit, die Demut aber verwandelt unser Leben, und sie verwandelt die Welt. Und es gibt nur einen einzigen Weg zum Glück, zum zeitlichen wie zum ewigen, das ist der Weg der Demut: Das Glück des Menschen und der Menschheit liegt nicht im Stolz, sondern in der Demut, denn die Demut ist die Wahrheit.

Als die Quelle aller Sünden ist der Hochmut immer zerstörerisch. Stets macht er den Menschen unglücklich, nicht vordergründig, aber hintergründig und auf die Dauer. Demgegenüber ist die Demut die Quelle aller Tugenden. Stets ist sie aufbauend, die Demut, konstruktiv. Und immer macht sie den Menschen glücklich, nicht für den Augenblick, ad hoc, aber in einem größeren Zusammenhang und in einem tieferen Sinn.

\*

Der Geist dieser Welt ist bestimmt durch den Stolz, durch das Kämpfen um den ersten Platz. Viele drängen sich vor. Mit allen Mitteln wollen sie nach oben. Es sind nicht wenige, denen dabei jedes Mittel recht ist. Sie suchen die

Ehre bei den Menschen, die ihnen alles ist, und vergessen darüber, dass allein die Ehre vor Gott beständig ist und dass sie unvergleichlich wertvoller ist als die Ehre bei den Menschen. Um nach vorn zu kommen, gehen viele über Leichen - ein treffendes Bild in unserer Sprache -, sie gehen über Leichen und verlieren alle moralischen Bedenken. Sie wollen mehr sein als sie sind, wenigstens wollen sie mehr zu sein scheinen als sie sind. Der Platz, den sie in der Gesellschaft einnehmen, ist ihnen ein und alles. Dafür spielen sie unter Umständen ein ganzes Leben lang Theater, wenigstens außerhalb der Mauern ihres privaten Kämmerleins, manchmal freilich sogar auch innerhalb dieser Mauer. Und sie haben Erfolg damit. Die Welt honoriert die Lüge, im Allgemeinen, und das ungehemmte Streben nach dem ersten Platz oder nach einem der ersten Plätze, wenn es nur nicht allzu offenkundig zutage tritt. Jene, die skrupellos kämpfen um den ersten Platz, sie haben Erfolg damit, jedenfalls sehr oft, und heute mehr denn je, vor allem dann, wenn sie den Stolz unter der Maske der Demut verbergen und aufpassen, dass es dabei nicht zu dramatischen Rivalitäten kommt.

Die Welt ist leicht zu betrügen, wie gesagt. Das ist eine alte Erfahrung. Angesichts dieser Erfahrung resignieren viele, wenn sie etwa sagen: Die Welt will betrogen werden, also soll sie betrogen werden.

Wenn viele nach dem ersten Platz oder nach einem der ersten Plätze streben und sich dabei ungehemmt der Lüge und der Verstellung bedienen, so heißt das nicht, dass alle es so machen. Nicht alle, die oben sind, sind stolz und hochmütig, und nicht alle, die unten sind, sind demütig und bescheiden. Es gibt Demütige und Bescheidene in hohen Stellungen und Stolze und Anmaßende in weniger hervorgehobenen Positionen. Denn es gibt Gerechte hier wie dort und zuweilen erhöht Gott schon in dieser Welt die Niedrigen und stürzt er schon in dieser Welt die Stolzen von ihren Thronen. Aber das ist nicht die Regel. Der endgültige Durchbruch der anderen Ordnung Gottes ist uns erst für die Ewigkeit verheißen, erst in der kommenden Welt wird er erfolgen. Der Grundsatz „die Ersten werden die Letzten sein, und die Letzten werden die Ersten sein“ gilt im Allgemeinen erst am Ende, nur zuweilen gilt er schon vor dem Ende (vgl. Mk 10, 31; Mt 19, 30; Lk 13, 30).

Der Stolze findet nur dann Anerkennung, nur dann erreicht er sein Ziel, wenn sein Stolz nicht offen zutage tritt. Deswegen weiß er sich im Allgemeinen zu tarnen. Daher bedient er sich häufig des Gewandes der Demut. Mit der geheuchelten Demut gelangt er auf jeden Fall auf dem schnellsten Wege zum Ziel, zu seinem fragwürdigen Ziel. Denn die Menschen merken es nicht, wenn man es nicht ganz dumm anstellt. Das ist verständlich, haben sie doch selber oft das gleiche Laster. Das aber macht sie blind.

Christus gebietet uns, klug zu sein und die ungeordneten Triebe zu beherrschen. Er gebietet uns, die Ehre vor Gott höher einzuschätzen als die Ehre vor den Menschen. Er erinnert uns daran, dass die Ehre vor den Menschen trügerisch ist und vergänglich, dass die Ehre vor Gott hingegen sicher ist und beständig und von unvergleichlich höherem Wert als die Ehre vor den Menschen. Und er erinnert uns daran, dass die Zeit kurz, die Ewigkeit aber lang ist.

Die zentrale Tugend des Christen ist die Demut, nicht die gespielte, sondern die gelebte. Sie orientiert sich an Christus und an seiner heiligen Mutter, der seligen Jungfrau Maria, und an ihrem Bräutigam, dem heiligen Joseph. Sie meint nicht bucklige Demut oder stoische Gleichgültigkeit - das eine ist nicht ehrlich und das andere ist nicht sachgemäß -, sie meint vielmehr absolute Wahrhaftigkeit und vor allem nüchternen Wirklichkeitssinn, so wie er dem Jesus der Evangelien zu Eigen ist.

Es ist nicht gegen die Demut, wenn man seine Fähigkeiten ausbildet und etwas leisten möchte, wohl aber ist es gegen die Demut, wenn man sich mit allen Mitteln nach oben kämpft oder wenn man die von der Welt verweigerte Anerkennung allzu tragisch nimmt. Seine Fähigkeiten zum Wohl der Menschen und zur Ehre Gottes einzusetzen, das ist nicht gegen die Demut, wohl aber ist es gegen die Demut, wenn man vergisst, dass all unsere Fähigkeiten Gaben Gottes sind.

Fortwährend müssen wir uns die Frage des Paulus vor Augen halten: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest?“ (1 Kor 4, 7). Der Stolze betrügt sich selbst. Er glaubt, etwas zu sein, derweil er doch nichts ist (Gal 6, 3).

Die Demut zeigt sich im Geist des Dienens, in der Hingabe an Gott und an die Menschen, sie zeigt sich im Absehen von der eigenen Person, und sie zeigt sich in der Freude über die Zurücksetzung, die einem widerfährt, in der Freude über Geringachtung, Verfolgung und ungerechte Verurteilung. Nicht zuletzt zeigt sie sich im regelmäßigen Bekenntnis der Sünden im Sakrament der Buße. Amen.

PREDIGT ZUM 21. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 26.  
AUGUST 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„VIELE WERDEN VERSUCHEN, HINEINZUKOMMEN, ABER  
ES NICHT VERMÖGEN“

Das Evangelium korrigiert eine weit verbreitete Meinung, die Meinung, dass schließlich doch alle in den Himmel kommen, dass es zumindest kinderleicht ist, dieses Ziel zu erreichen oder dass man sich schon anstrengen muss, wenn man es verfehlen will. Jesus wird gefragt, ob es wenige sind oder viele, die gerettet werden. Und seine Antwort lautet: Viele werden draußen vor der Tür bleiben müssen. Und er knüpft daran die Mahnung an, dass wir uns, weil der Pfad zum Himmel steil und eng ist, bemühen müssen und keine Anstrengung scheuen dürfen. Dass nicht alle das Ziel erreichen, dass nur Kampf und Mühsal uns zum ewigen Heil führen, das wird nicht nur hier gesagt, das ist der Grundtenor der ganzen Offenbarung. Es ist daher erstaunlich, dass man diese Grundwahrheit weithin vergessen hat, in der Verkündigung der Kirche wie auch im Vollzug des Glaubens. Aber: Das Unangenehme, das, was uns beansprucht, vergessen wir immer gern.

\*

Wie steht es nun genauer mit der Zahl derer, die gerettet werden? Fest steht zunächst, dass Gott will, dass alle Menschen gerettet werden. Gottes Heilswille umfasst alle. Christus ist für alle Menschen gestorben. Es gibt keine Vorherbestimmung zur ewigen Seligkeit oder zur ewigen Verdammnis, wie etwa Calvin, der Genfer Reformator (+ 1564), es gemeint hat. Gott hat alle Menschen zur ewigen Seligkeit bestimmt, vorausgesetzt, dass sie sich dieser Bestimmung nicht widersetzen. Das aber können wir, das lässt Gott zu, denn er hat uns einen freien Willen gegeben. Er hat uns nicht als Sklaven oder als Marionetten geschaffen, sondern als Menschen, die sich in Freiheit für ihn und für das Gute entscheiden können. Darin besteht unsere Größe, unsere Würde als Menschen. Wir haben den Verstand und den freien Willen. Diese unsere Größe ist aber zugleich unser Elend. Denn wenn wir uns nicht in Freiheit für Gott entscheiden, dann können wir nicht zu ihm kommen. Gott hat uns ohne uns geschaffen, und er hat uns auch ohne uns erlöst, er will uns aber nicht ohne uns retten. Je höher man aufsteigt, umso tiefer kann man fallen.

Nun kann man nicht sagen: Es ist gegen Gottes Barmherzigkeit, einen Menschen verloren gehen zu lassen. Das ist menschlich gedacht. Wir können nicht eine Eigenschaft Gottes leugnen, weil wir sie nicht mit einer anderen vereinbaren können. Wir können nicht die Gerechtigkeit Gottes leugnen, weil sie uns im Gegensatz zu seiner Barmherzigkeit zu stehen scheint. Die eine Eigenschaft gehört nicht weniger zum Wesen Gottes als die andere. Die Gerechtigkeit Gottes besteht darin, dass der Mensch das erntet, was er sät. Jesus meint es ernst, wenn er feststellt, dass die unfruchtbare Rebe verbrannt, dass das vergrabene Talent weggenommen und dass der faule Knecht in die Finsternis geworfen wird. „Es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken

kann“. Der Verharmlosung des Gerichtes wird ein schreckliches Erwachen folgen.

Wenn heute viele Menschen ohne Gott, ohne Gebet und ohne jede Verantwortung leben, wenn sie nur auf ihren eigenen Profit sehen und vor Verführung nicht zurückschrecken, wenn sie einfach das nachreden, was ihnen die Massenmedien, das Fernsehen, das Radio und die Illustrierten vorreden, wenn sie mehr Ehrfurcht haben vor den Massenmedien als vor dem Wort Gottes, so muss man sich ernstlich Sorgen machen um das ewige Heil dieser Menschen.

Gewiss können sie sich noch bekehren, vielleicht im Angesicht des Todes, aber diese Gnade wird nur wenigen zuteil. Sie muss schon intensiv erbetet werden. Normalerweise stirbt der Mensch, wie er gelebt hat, es sei denn, dass viele Gebete seine Irrwege begleiten. Die Geschichte von dem rechten Schächer wiederholt sich immer wieder in unserer Welt bis zum Jüngsten Tag, aber nicht bei allen. Der linke Schächer bekehrt sich auch im Tod nicht. Das übersehen wir oft.

Die Leichtfertigkeit und Lässigkeit gegenüber Gott und gegenüber den religiösen und sittlichen Pflichten, die Gott uns auferlegt hat, ist heute oft erschreckend. Natürlich können wir nicht in das Innere des einzelnen Menschen hineinsehen und den Grad seiner Schuldhaftigkeit bestimmen - die Schuldigen sind manchmal andere, solche, die wir für sehr gut halten, für gottesfürchtig und vollkommen -, aber wenn solche Gottlosigkeit und solche Verantwortungslosigkeit mit der nötigen Einsicht und mit der erforderlichen Freiheit des Willens gelebt wird, so kann man nur sagen mit den Worten Jesu: Das ist der breite Weg, der ins Verderben führt. Wer Gott und seine Kirche im Leben nicht kennt oder wer Gott nur äußerlich dient, der wird ihn auch nicht in der Ewigkeit finden.

Gott schenkt uns seine Barmherzigkeit, wenn wir uns bekehren, wenn wir selbstlos und friedfertig und opferbereit sind, wenn wir bereit sind, für den Glauben zu leiden, wenn wir nicht mit den gottlosen Wölfen heulen.

\*

Niemand kann sagen, ob die Zahl der Geretteten größer ist als die Zahl der Verlorenen. Noch weniger können wir etwas über das ewige Schicksal des Einzelnen sagen. Wohl aber können, ja, müssen wir sagen, dass wir alle in der Entscheidung stehen und dass ein Leben ohne Gott, ohne die Erfüllung der Gebote Gottes, dass ein Leben in der Todsünde in die Nacht der ewigen Verlorenheit führt.

Wir sollten das ernste Wort Jesu nicht vergessen: „Viele sind berufen, wenige aber sind auserwählt“ (Mt 20, 16; 22, 14)) und jenes andere: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber das ewige Leben verliert“ (Mt 16, 26). Hier ist auch an das Jesus-Wort zu erinnern: „Fürchtet den, der Leib und Seele in das Verderben der Hölle stürzen kann“ (Mt 10, 28). Von daher erscheint das uns allen wohl bekannte Psalmwort in einem anderen Licht: „Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit“ (Ps 110, 10).

Jesus beantwortet nicht die Frage, wie viele gerettet werden, aber er stellt doch fest. „Viele werden versuchen hineinzukommen, aber sie werden es nicht vermögen“ (Lk 13, 24). Und sie werden zurückgewiesen mit den Worten: „Ich kenne euch nicht“. Das ist keine leere Drohung. Es liegt an uns, wo wir stehen werden. Amen.

PREDIGT ZUM 20. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 19.  
AUGUST 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„ICH BIN GEKOMMEN, UM FEUER AUF DIE ERDE ZU BRINGEN“

Jesus ist gekommen - so erklärt er im Evangelium des heutigen Sonntags -, um Feuer auf die Erde bringen. Damit unterstreicht er die Kraft seiner Botschaft und seines Wirkens. Er betont, dass es ihn drängt, die Scheidung der Menschen herbeizuführen durch sein Leiden, seinen Tod und seine Auferstehung, durch das Werk der Erlösung, das er als seine Taufe bezeichnet, und dass er unter diesem Aspekt nicht gekommen ist, den Frieden zu bringen. Er legt dar, dass sein Wort und sein Werk die Menschen miteinander entzweien werden, dass er Unruhe in die Welt bringen wird, Streit, Feindseligkeit und Uneinigkeit, das will sagen: Zwietracht zwischen denen, die auf ihn hören, und denen, die nach ihrem eigenen Willen und nach ihrer eigenen Einsicht leben, die sich also über Gott, über ihn und über seine Kirche - so dürfen wir heute sagen - erheben. An der Stellung zu ihm scheiden sich die Geister. Er wird zum Ärgernis für die Menschen. Deshalb verurteilen sie ihn zum Tod am Kreuz. An ihm scheiden sich die Geister, müssen sie sich aber auch scheiden, denn er duldet keine Halbheit, keine Neutralität. An anderer Stelle sagt er: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich, wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut“ (Mt 12, 30; vgl. Lk 11, 23).

Darum geht es im Wirken Jesu: Um die kompromisslose Entscheidung für ihn und für Gott und für seine Kirche. Diese aber führt den Jünger in die Auseinandersetzung, bringt ihm die Feindseligkeit der Welt ein, denn der Jünger ist nicht über dem Meister (Mt 10, 24). Die konsequente Nachfolge

Christi hat für ihn Feindschaft zur Folge, Hass und Verfolgung, gelegentlich sogar in der eigenen Familie. Das ist eine Tatsache, die gerade heute von besonderer Aktualität ist, aber eigentlich immer wieder erkennbar ist in der Geschichte der Kirche, schon in den Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte.

Das erscheint widersprüchlich und ist schwer zu verstehen: Im Alten Testament wird der Messias als der Friedensfürst vorausverkündet (Jes 9, 5). Im Johannes-Evangelium bezeichnet sich Jesus als der, der den Frieden bringt (Joh 14, 27). Wenn er am Beginn seiner Passion, auf einem Esel reitend, in Jerusalem einzieht, so erhebt er damit den Anspruch, ein Friedenskönig zu sein. Und wie oft ist von dem Frieden Christi die Rede bei dem Apostel Paulus. Hier aber bringt dieser Christus das Feuer und die Auseinandersetzung, den Hass und den Streit. Im Matthäus-Evangelium heißt es einmal, dass er gekommen ist, das Schwert zu bringen (Mt 10, 34). Der die Friedensstifter selig preist (Mt 5, 9) und der gekommen ist, den Frieden zu bringen (Lk 1, 79; 2, 14), er stiftet Unruhe in der Welt.

Zudem: Das Christentum ist doch die Religion der Liebe. Wie sollten der Streit und die Zwietracht einen Ort haben, wo die Liebe das Sagen hat? - Aber wenn die Freundschaft mit Gott die Feindschaft der Welt zur Folge hat, dann ist nicht Gott schuld daran. Wie Christus das Zeichen des Widerspruchs in der Welt gewesen ist in seinen Erdentagen - dafür steht das Kreuz -, so sind es auch die, die ihm folgen werden. So ist es konsequent. Und sie werden ein Zeichen des Widerspruchs sein, wenn sie ihm wirklich folgen. Auch die Kirche, die er gestiftet hat, sie wird es sein, ein Zeichen des Widerspruchs, wenn sie ihren Stifter nicht verrät, wenn sie sich nicht lossagt von ihm.

Es wäre jedoch verhängnisvoll, wenn wir den Zwiespalt und die Auseinandersetzung, den Hass und die Verfolgung verursachen würden, etwa durch Intoleranz und Fanatismus, durch Unversöhnlichkeit und Überheblichkeit. Das hat es gegeben, aber das darf nicht sein. Der Jünger Christi betet für die, die ihn hassen und die ihn verfolgen, aber selber darf er nicht hassen und verfolgen, er darf nicht unversöhnlich sein und überheblich. „Soweit es an euch liegt, haltet Frieden mit allen Menschen“, heißt es bei dem Apostel Paulus (Rö 12, 18).

\*

Daraus folgt: Christsein ist nicht eine bequeme Sache, die gut und brauchbar ist für Fest und Trauertage. Faktisch ist das oft so, aber das ist eine Verfremdung des Christentums. Ein solches Christentum ist nicht authentisch. Christsein bedeutet nicht, dass wir es schon recht machen, dass wir so weitermachen können wie bisher. Es bedeutet vielmehr Kampf für das Reich Gottes in der Welt, In-Kauf-Nehmen von Hass und Verfolgung und Eingehen

in die Leidensbereitschaft Christi. Wenn wir das Christsein ernst nehmen, dann müssen Christus und seine Botschaft und das Leben in seiner Nachfolge den ersten Platz einnehmen für uns, dann dürfen wir uns nicht scheuen, die Freundschaft Gottes einzutauschen gegen die Feindschaft der Welt.

Der Kampf für das Reich Gottes ist ein geistiger Kampf, er ist gewaltlos. Er besteht darin, dass wir dem Geist der Welt widerstehen, dass wir die Hoffnung auf das ewige Leben bewahren und von dieser Hoffnung her leben. Niemals dürfen wir dabei auf Zwang und Gewalt bauen und gar Böses mit Bösem vergelten. Wie Christus immer an das Gewissen appelliert und an die Verantwortung, so müssen ihm seine Jünger darin folgen. Er argumentiert geduldig in der Auseinandersetzung mit seinen Gegnern und verweist auf seine Werke. Nicht anders dürfen wir es machen. Wir müssen unsere christliche Überzeugung begründen und für sie werben durch unser Leben, nicht zuletzt durch unsere innere Verbundenheit mit Gott. Unser geistiger Kampf für das Reich Gottes besteht endlich darin, dass wir geduldig auf Gottes Eingreifen warten und dass wir ihn im Gebet um sein Eingreifen bitten, wenn seine Sache von den Menschen mit Füßen getreten wird, wir aber alles getan haben, was wir tun konnten.

Der geistige Kampf, den die Christen heute führen, wenn man überhaupt noch davon reden kann, ist lahm, und die vielen Kompromisse der Christen belasten die Glaubwürdigkeit des Christentums. Wir alle müssen uns heute den Vorwurf gefallen lassen, dass Glaubensmüdigkeit und Lauheit uns befallen haben - davon spricht die Lesung -, dass die Unentschiedenheit auch in der Kirche vielfach das Szepter führt, dass von dem Feuer, das Christus gebracht hat, heute nicht viel zu spüren ist. Wir haben vergessen, dass der Weg des Glaubens einem Wettkampf vergleichbar ist, dass er alles andere ist als ein behaglicher und gemütlicher Spaziergang.

\*

Also: Die Entscheidung für Gott und für die Kirche führt die Menschen zur Scheidung. Wer sich für Gott entscheidet, der entscheidet sich gegen den Widersacher Gottes. Von ihm aber sagt die Schrift, dass er der Fürst dieser Welt ist. Darum kann der entschiedene Zeuge Christi in schmerzliche Einsamkeit geraten, ja, er kann Feindseligkeit, Hass und Verfolgung auf sich nehmen müssen. Ja, irgendwann muss das einmal geschehen, wenn wir unsere Berufung als Christen ernst nehmen. Mangelnde Entschiedenheit ist aber gerade heute charakteristisch für viele Christen. Sie wollen Gott dienen und dem Mammon. Das geht jedoch nicht. Aber auch das erleben wir heute immer wieder, dass Christus und seine Kirche ganze Familien entzweien. Da kommt es darauf an, dass nicht die Christen den Widerstreit verursachen und verantworten müssen. Unsere konsequente Entscheidung für Christus ist von unabsehbarer Tragweite, von ihr hängt unsere ganze Ewigkeit ab.

Der Friede Christi ist von anderer Art als der Friede dieser Welt. Er ruht in der Wahrheit und in der Liebe. Deshalb kann er da, wo die Wahrheit und die Liebe verachtet werden, nicht gedeihen. Von Gott her muss er erbetet werden, vom Menschen her muss er erlitten werden. Dante Alighieri, der bedeutendste Dichter des europäischen Mittelalters (+ 1321) spricht von dem „erweiteten Frieden“. Genau das ist der Friede Christi. Amen.

PREDIGT ZUM 19. SONNTAG, GEHALTEN AM 12. AUGUST 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„GLAUBEN HEISST ÜBERZEUGTSEIN VON ETWAS,  
DAS MAN NICHT SIEHT“

Die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags beschäftigt sich eingehend mit dem Glauben. Sie erläutert ihn im Blick auf zwei bedeutende Gestalten des Alten Testaments, im Blick auf Abraham und Sara. Das Leben dieser Zwei fällt ungefähr in das 17. vorchristliche Jahrhundert, das sind etwa 500 Jahre vor dem Auftreten des Mose.

Drei Gedanken sind es, die die Lesung dabei hervorhebt. Sie sagt uns, dass der Glaube von dem Unsichtbaren das Heil erwartet, dass er sich auf das Zukünftige hin ausrichtet und dass er erst im Gehorsam seine rechte Gestalt erhält.

\*

Der Glaube erwartet das Heil von dem Unsichtbaren, das unsere sichtbare Welt transzendiert oder übersteigt. Glauben heißt überzeugt sein von etwas, das man nicht sieht, so heißt es in unserer Lesung. Für den, der glaubt, ist das Unsichtbare in der Gestalt des Weltjenseitigen wichtiger als das Sichtbare in der Gestalt des Weltdiesseitigen. Er schaut auf das Unvergängliche, er erliegt nicht der Faszination des Vergänglichen.

Man sagt heute gern, man müsse den Glauben erfahren. Damit verschließt man den Blick vor der Einsicht, dass der Glaube sich auf das Unsichtbare richtet, oder man verdunkelt diese Einsicht damit. Denn erfahren kann man nur das Innerweltliche. Alles, was wir im Glauben erfahren, ist von daher innerweltlich und nur ein Reflex der Transzendenz. Zur jenseitigen Welt haben wir keinen direkten Zugang. Sie wirft zwar ihre Schatten in unsere Welt hinein, aber sie selbst ist von ganz anderer Art.

Dennoch wäre es falsch, wenn wir den Glauben als ein Wagnis beschreiben würden. Auch das geschieht oft, fälschlicherweise oder wenigstens missverständlicherweise. Der Glaube ist kein Wagnis, denn er hat seine Gründe. Und wir dürfen nur glauben, wenn wir gute Gründe dafür haben. Das sind wir unserer Vernunft schuldig. Gott hat sie uns gegeben, damit wir uns mit ihr orientieren in dieser Welt. Alle Entscheidungen, die wir fällen, müssen wir vor unserer Vernunft rechtfertigen, in irgendeiner Weise, das gilt auch für die Glaubensentscheidung. Was nicht vernünftig ist, ist willkürlich. Alle Willkür aber ist vom Übel und des Menschen unwürdig, erst recht, wenn es um den Glauben geht. Hier auf das Gefühl zu vertrauen, das reicht nicht hin, denn Geühle sind trügerisch

Eine Botschaft darf ich nur glauben, wenn ich den Boten oder das, was er verkündet, geprüft habe. Als katholischer Christ muss ich mir Rechenschaft darüber ablegen, warum ich nicht evangelischer Christ bin oder Buddhist oder Moslem. Dabei genügt unter Umständen die Überzeugung, die ich von der Aufrichtigkeit, von der Integrität des Boten gewonnen habe.

Eine unmittelbare Prüfung des Glaubens auf seine Wahrheit hin ist nicht möglich, da der Glaube es mit Wirklichkeiten zu tun hat, die unsichtbar sind, die dem Jenseits angehören, die unsere Erkenntniskraft übersteigen. Aber ich muss wissen, ob ich glauben darf und was ich glauben darf. Darum sagt der Apostel Paulus einmal: „Ich weiß, wem ich geglaubt habe“ (2 Tim 1, 12). Der Glaube ruht im Wissen.

Manche sagen: Ich glaube nur das, was ich sehe. Das ist entweder Unsinn, denn was ich sehe, brauche ich nicht zu glauben, oder man will damit sagen, dass man nicht blindlings glauben will, ohne Beweise, ohne Gründe. Das ist ein berechtigter Anspruch, ja, das ist sogar ein Gebot. Nur darf man diese Beweise nicht übermäßig strapazieren, man darf sich mit ihnen nicht die Entscheidung ersparen oder die Glaubenswahrheiten nur als natürliche Wahrheiten annehmen wollen. Zum Glauben gehört das Dunkel, die Nacht, das Nichtverstehen. Das ist deshalb so, weil die Transzendenz von ihrem Wesen her unserer Vernunft unzugänglich ist, wenn man einmal von einigen grundlegenden Inhalten absieht, die wir vernünftigerweise erschließen können.

Der Glaube richtet sich auf das Zukünftige. Er hat es mit der Hoffnung zu tun. Das war der zweite Gedanke, dem wir im Blick auf den Glauben nachgehen wollten. Der Glaube schaut auf das Unsichtbare, und er erwartet das Heil von der Zukunft. Der Glaubende steht fest in der Hoffnung. Er lebt gewissermaßen von der Zukunft her. Er weiß, dass ihm das Eigentliche noch bevorsteht. Damit flüchtet er nicht aus der Gegenwart in die Zukunft, weiß er doch, dass seine Zukunft abhängt von seiner Gegenwart, dass er die verheißene Zukunft nur dann erreicht, wenn er die Mühe des Weges nicht

scheut, wenn er sich ihr würdig erweist, wenn er in der Gegenwart die Aufgaben erfüllt, die die Zukunft ihm stellt.

Wenn wir rein innerweltlich denken, werden wir auf die Zukunft nur in jungen Jahren setzen, im Alter jedoch allein noch von der Vergangenheit her leben. Anders macht es der Gläubige, er setzt immer auf die Zukunft, ob er jung ist oder alt. Daher hat man mit Recht gesagt, dass der Gläubige jung bleibt, dass die Glaubensperspektive, wenn sie wirklich das Leben bestimmt, dem Menschen ewige Jugend verleiht.

Der Glaube lehrt uns, auf die Zukunft zu schauen und von ihr schließlich alles zu erhoffen. Er erinnert er uns daran, dass wir Pilger und Fremdlinge sind in dieser Welt. Wenn wir im Glauben leben, wissen wir, dass diese Welt letzten Endes keine bleibende Stätte für uns ist, dass sie uns nicht zur Heimat werden kann und darf.

Glauben ist Feststehen in dem, was man erhofft. Da braucht es Geduld und Ausdauer, zumal, wenn die Welt schön und das Leben angenehm ist. Geduld und Ausdauer brauchen wir aber auch, wenn uns das Leben sinnlos erscheint.

Ist das Leben sehr angenehm, so kann man die Zukunft vergessen, ist es aber sehr unangenehm oder gar sinnlos, sehnt man die Zukunft ungeduldig herbei, wenn man nicht gar verzweifelt.

Wer das Heil von der Zukunft erwartet, der bedarf der Geduld und der Ausdauer. Seit eh und je haben die Christen gebetet um die Gnade der Geduld oder um die Gnade der Beharrlichkeit, um das Feststehen in der Hoffnung auf ein schöneres Morgen.

Ein dritter Gedanke der Lesung des heutigen Sonntag ist der, dass der Glaube sich im Gehorsam verleiht, verleiblichen muss, dass er seine rechte Gestalt erst erhält im Gehorsam gegenüber Gott und gegenüber seinem Anspruch. Was das bedeutet, erfahren wir nicht in den Massenmedien, leider, die stehen weithin nicht im Dienste Gottes oder gar Christi. Dabei könnten sie so viel Gutes tun.

Der Glaube des Abraham nahm Gestalt an in seinem Aufbruch. Er verließ seine Heimat und seine vertraute Umgebung. Das erinnert uns daran, dass der Glaube Tatsachen hervorbringen muss, über die die Ungläubigen unter Umständen lachen, wie sie damals gelacht haben, als Abraham seine Heimat verließ, und wie sie immer wieder gelacht haben, wenn Menschen in letzter Konsequenz den Glauben gelebt haben.

Der Glaube muss fruchtbar sein oder werden. Pure Frömmigkeit oder viel beten, das reicht allein nicht hin, so wichtig die Gesinnung und das Gebet

auch sind. Gerade das ist oft ein Ärgernis, dass Christen, dass fromme Christen sich mit ihrer Frömmigkeit und mit dem Gebet begnügen. Sie vergessen das Jesus-Wort: „Nicht jeder, der Herr, Herr sagt, wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der wird in das Himmelreich eingehen“ (Mt 7, 21).

Es ist leichter, nur zu beten, als auch für Gott und für die Botschaft der Kirche einzustehen, aber Gott verlangt mehr von uns, als dass wir beten. Das Gebet ist wichtig, aber es ist nur der erste Schritt. Gott verlangt aber zwei Schritte von uns. Der Glaube muss Gestalt annehmen in der Erfüllung des Willens Gottes. Dazu gehört auch das Einstehen für den Glauben und für die Rechte Gottes. Wirklich glauben heißt beten und handeln.

\*

Der Gläubige setzt nicht auf das Sichtbare oder auf das Vordergründige, sondern auf das Unsichtbare, auf das Hintergründige. Glauben heißt Überzeugtsein von dem, was man nicht sieht. Der Gläubige lebt aus der Hoffnung auf die kommende Welt. Er richtet den Blick auf die Zukunft. Von ihr erwartet er alles, zumindest das Entscheidende. Der Gläubige entwirft sein Leben nicht selbst. Er tut nicht, was ihm gefällt. Er lebt aus dem Gehorsam gegen Gott oder aus der Liebe zu Gott, aus der tätigen Liebe, denn nur sie ist wahre Liebe. So beschreibt die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags den Glauben. Sie hält uns damit den Spiegel vor und fragt uns: Bauen wir auf das Sichtbare unserer diesseitigen Welt, bauen wir auf die Gegenwart und bauen wir auf den eigenen Willen oder auf das, was „man tut“, auf das „man“ des modernen Massenmenschen? Oder schauen wir auf das Unsichtbare, auf die Zukunft und auf den Willen Gottes?

Der Geist des Unglaubens dringt tief in unser Leben ein. Wer könnte sich davon freisprechen? Daher bedürfen wir alle der Besinnung und der Umkehr, immer wieder aufs Neue. Der Glaube ist die Bedingung des Heiles, das dürfen wir nicht vergessen. Dabei ist er nicht nur die Voraussetzung für das ewige Leben, sondern auch für ein glückliches Leben in dieser Welt. Das versteht allerdings nur der, der durch die Fassaden der Menschen, durch die Masken, die sich die Menschen zulegen und zugelegt haben, hindurchschaut, der nicht bei dem äußeren Schein stehen bleibt und der gelernt hat zu denken, wirklich kritisch zu denken. Halten wir daran fest in einer Welt, die dem christlichen Glauben misstraut, die sich über ihn hinweg entwickelt hat und den Unglauben favorisiert. Amen.

## IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WAS NÜTZT ES DEM MENSCHEN, WENN ER DIE GANZE WELT  
GEWINNT, WENN ER  
DABEI ABER SEIN LEBEN VERLIERT ODER EINBÜSST“

Im Orient ist es üblich, dass man auch in weltlichen Angelegenheiten sich an eine religiöse Autorität wendet. Tatsächlich ließen sich die Rabbis zur Zeit Jesu gern zu solchen Gutachten und Entscheidungen in Anspruch nehmen. Jesus dagegen lehnt die Inanspruchnahme seiner Autorität zu einem weltlichen Rechtsgeschäft, so erfahren wir im Evangelium des heutigen Sonntags, deutlich und scharf ab. Eine solche Entscheidung gehört nicht zu seiner Sendung. Er will den Menschen nicht zu Geld verhelfen. Ihm geht es um Anderes. Einerseits zeigt er, dass die Habsucht, die Gier nach Vermehrung des materiellen Besitzes Torheit ist, weil durch die Größe des Besitzes das leibliche Leben keineswegs gesichert wird. Andererseits weist er darauf hin, dass der irdische Reichtum die Gefahr in sich birgt, dass wir dabei den Blick von Gott und von der Ewigkeit abwenden.

\*

Der irdische Reichtum sichert nicht unser Leben. Zwar brauchen wir ein Mindestmaß von materiellen Gütern, um unser Leben erhalten zu können, aber mit der Größe des Besitzes wächst nicht auch die Sicherheit unseres Lebens. Selbst wenn ein Mensch im Überfluss lebt, sein Leben kann er so nicht sichern. Das veranschaulicht Jesus im heutigen Evangelium mit einem Gleichnis.

Der Held der Gleichniserzählung macht sich nicht reich, er bereichert sich nicht zu Recht oder zu Unrecht, sondern er ist es bereits. Der unerwartet reiche Ertrag der Ernte lässt ihn mit Wohlbehagen in die Zukunft blicken. Er hat Vorräte für viele Jahre. Darum kann auch eine Reihe von Missernten, durch die andere in Not und in die Gefahr der Verhungerns geraten, ihm nichts anhaben. In seinem Selbstgespräch erhofft er sich sorglosen Lebensgenuss im Besitz der dazu nötigen reichlichen Mittel. Er ist nicht ein ausgesprochener Genussmensch oder Egoist, aber er freut sich, dass die reiche Ernte ihm nun auf lange Sicht sorglose und frohe Tage ermöglicht. Was er aber nicht bedenkt, das ist die Tatsache, dass es in unserer Welt letztlich keine Sicherheit gibt, dass unser Leben immer wieder durch Unvorhergesehenes durchkreuzt wird. Daran aber wird er erinnert durch den Tod, der ihn in der Nacht ereilt. Während er sich voller Wohlbehagen seinen Zukunftsträumen hingibt, greift Gott ein, mit dem er nicht gerechnet hat, und in einem Augenblick brechen alle Träume und Hoffnungen zusammen. Gott sprach zu ihm, so heißt es im Gleichnis: „Du Tor, in dieser Nacht noch wird man deine Seele von dir fordern“. Das „man“ umschreibt den Gottesnamen.

Gott wird seine Seele von ihm zurückfordern. Das Leben ist eine Leihgabe Gottes. So sagt es das Buch der Weisheit im Alten Testament: Weish 15, 8. Das hat der reich gewordene Mann nicht bedacht. Er war allzu sehr auf das Irdische und auf das Vordergründige fixiert.

Das Gleichnis schließt mit der rhetorischen Frage: Und was du aufgehäuft hast, wer wird es bekommen? Die rhetorische Frage soll die Torheit des reichen Mannes wirkungsvoll hervortreten lassen. Es ist gleichgültig, wer das bekommt, was er aufgehäuft hat. Wer das bekommt, darauf kommt es hier nicht an. Entscheidend ist, dass er selbst nichts mehr davon hat. Das ist der Kerngedanke des Gleichnisses. Es geht hier um die Torheit eines Menschen, der meint, er könne sich durch seinen Besitz das Leben sichern und nach seinem Wunsch gestalten, der nicht mit der Möglichkeit eines plötzlichen Todes oder auch einer sonst unerwarteten Wende rechnet. Sein Lebensprogramm hat sich als falsch erwiesen auch ohne den Blick auf das Jenseits. Die Gleichniserzählung zeigt uns, welch ein trügerischer Besitz der Reichtum ist und dass der ein Tor ist, der meint, er könne darauf sein Leben bauen.

\*

Der irdische Reichtum birgt aber immer die Gefahr in sich, dass wir, geblendet von ihm, Gott und die Ewigkeit nicht mehr in den Blick nehmen. Darauf verweist unser Evangelium im Anschluss an das Gleichnis, wenn es feststellt, dass wir Schätze sammeln sollen für die Ewigkeit. Sachlich leitet es damit über zu dem Kernsatz der (zweiten) Lesung: „Suchet, was droben ist“.

Wichtiger als die irdischen Güter, die vergänglich sind, sind die ewigen, die unvergänglich sind. Es kommt in erster Linie darauf an, dass wir reich werden vor Gott. Diesen Reichtum kann uns niemand nehmen. Ohne unser eigenes Zutun können ihn nicht verlieren. Reich vor Gott werden wir durch unsere Gebete, durch den Empfang der Sakramente, durch unseren Einsatz für die Botschaft der Kirche, für die Wahrheit und für die Gerechtigkeit, durch unseren Widerstand gegen die Unmoral einer säkularisierten Welt, durch die treue Pflichterfüllung und durch unsere guten Werke. Daran denken wir oftmals allzu wenig. Stattdessen bemühen wir uns häufiger in erster Linie darum, dass wir den materiellen Besitz erweitern, dass wir mehr genießen können, dass wir mehr Ehre und Ansehen bei den Menschen gewinnen. Und vergessen darüber dann die Ewigkeit.

\*

In einem anderen Zusammenhang als dem des heutigen Evangeliums sagt Jesus einmal: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, wenn er dabei aber sein Leben verliert oder einbüßt“ (Lk 9, 25). Er meint

damit das irdische, das diesseitige, und das jenseitige, das ewige Leben. Wenn wir auf die irdischen Güter unsere Hoffnung setzen, können wir enttäuscht werden, weil sie uns oftmals jäh entrissen werden. Werden sie uns aber nicht jäh entrissen, eines Tages werden wir sie auf jeden Fall verlieren. Bleibend aber sind die Güter, die wir für die Ewigkeit sammeln, das Gute, das wir in unserem Leben verwirklichen. Die Güter, die wir für die Ewigkeit sammeln, sie kann uns niemand nehmen. Gott aber krönt sie in der kommenden Welt mit dem ewigen Leben in der Gemeinschaft der Heiligen. Amen.

PREDIGT ZUM 17. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 29.  
JULI 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„ALS JESUS EINMAL BETETE, BAT IHN EINER DER JÜNGER:  
HERR, LEHRE UNS BETEN“

Die Jünger Jesu bitten ihren Rabbi: Lehre uns beten. Und er erteilt ihnen eine Lektion über das Bittgebet. Das Evangelium des heutigen Sonntags zeigt uns, dass es verfehlt ist, das Bittgebet zu verachten oder es als etwas Unvollkommenes zu bezeichnen. Es gehört zu jeder Religion, das Bittgebet - der religiöse Mensch vertraut auf die Hilfe von oben -, und es ist eine bedeutsame Äußerung auch des christlichen Glaubens. Es gibt zwar auch das Lob- und Dankgebet, aber die elementarste Form des Gebetes ist das Bittgebet, wie es bereits das Wort „Gebet“ zum Ausdruck bringt, das ja nichts anderes meint als bitten. Zudem preisen und danken wir Gott auch im Bittgebet. Beten ist bitten. Das Gebet, das Jesus seine Jünger lehrt, das Vaterunser, ist ein Bittgebet.

\*

Für den, der um Gottes Größe und Macht weiß, um seine Allgegenwart und seine Güte, ist das Bittgebet selbstverständlich. Und die Offenbarung unterstreicht diese Selbstverständlichkeit. Jesus sieht im Evangelium des heutigen Sonntags in der ursprünglichen Elternliebe ein Gleichnis für die Güte und Hilfsbereitschaft Gottes und in dem instinktiven Vertrauen des Kindes zu seinen Eltern ein Gleichnis für unser zuversichtliches Vertrauen auf Gott.

Die ganze Heilige Schrift bezeugt uns, dass Gott uns helfen kann und dass er uns helfen will, dass er uns allerdings nur dann helfen will, wenn wir glauben und vertrauen, wenn wir ihn beharrlich bitten und wenn wir auf ihn hören und uns bemühen um seine Gebote und um seinen heiligen Willen, wenn wir ihm ein lauterer und reines Herz präsentieren. Das ist hier nicht anders als im

natürlichen Leben. Wenn wir Gott keine Liebe entgegenbringen, kann sein Wohlgefallen nicht auf uns ruhen.

Mir dem Bittgebet ist es heute nicht gut bestellt. Viele, auch katholische Christen, nominell katholische Christen, runzeln die Stirn, wenn vom Bittgebet die Rede ist, und viele aufgeklärte Christen haben es schon lange aufgegeben und auf den Müll der Geschichte ihres Lebens geworfen. Da fehlt es am Glauben. Vielen erscheint der Gott der Offenbarung so fern und so unwirklich, dass sie schon gar nicht mehr im Ernst mit ihm rechnen. Deshalb setzen sie lieber ihre Hoffnung auf die sichtbare Welt, auf die Menschen und auf sich selbst. Je geringer unser Gottvertrauen ist, umso größer ist unser Selbstvertrauen. Je größer unser Selbstvertrauen aber ist, umso geringer ist unser Gottvertrauen. Das erfahren wir alle Tage, wenn wir die Augen aufmachen. Der Stolz ist eine bedeutende Macht in unserer Welt und in unserem Leben, der freilich nicht selten als Trotzreaktion zu verstehen ist und aus Minderwertigkeitskomplexen hervorgeht.

Andere meinen, die Vorstellung, dass Gott in unsere Welt und in unser Leben eingreifen würde, sei kindlich. Kindlich sei vor allem die Vorstellung, Gott werde sich durch uns bewegen lassen, in unsere Welt und in unser Leben einzugreifen. Vollends verständnislos sind sie dann gegenüber der Vorstellung, dass wir die Heiligen einbeziehen könnten in die Bitten, die wir Gott vortragen.

Manche denken so, weil die säkularisierte Öffentlichkeit so denkt, weil es so der öffentlichen Meinung entspricht, andere aber auch deshalb, weil sie schlechte Erfahrungen gemacht haben mit dem Bittgebet. Sie sagen: sie haben gebetet, und Gott hat ihnen nicht geholfen, er hat ihr Gebet nicht erhört. Wer so redet, versteht nicht, dass Gott unsere Bitten nicht mechanisch erhört. Das kann Gott gar nicht, er kann unsere Bitten nicht mechanisch erhören, weil er die Dinge ja von einer höheren Warte her sieht. Auch der irdische Vater erfüllt seinem Kind nicht seine törichten Wünsche. Das gibt es zwar, dass Eltern den Kindern alle Wünsche erfüllen und ihnen auch das geben, was ihnen schadet, heute vielleicht noch häufiger als früher, aber solche Eltern lieben ihre Kinder nicht. Sie nennen es vielleicht Liebe, aber eine solche Liebe ist ein Zerrbild ihrer selbst, sie ist Selbstliebe, die um die Gunst des Kindes buhlt. Solche Eltern schenken ihren Kindern keine Liebe, sie vorenthalten sie ihnen vielmehr. Und die Kinder rächen sich eines Tages dafür. Vor allem aber lernen sie nicht, wahrhaft zu lieben. Und das ist eine Katastrophe. - Diese Zerrform der Liebe gibt es nicht bei Gott. Gott liebt uns wirklich, und seine Liebe ist auf unser wahres Wohl hin ausgerichtet. Weil wir das oft nicht bedenken, deshalb haben wir manchmal den Eindruck, dass wir vergeblich gebetet haben. Gott erhört uns, aber er kann uns nur gute Gaben geben.

Sodann müssen wir aber auch die richtige Ordnung einhalten in unserem Beten: Um alles können wir Gott bitten und dabei die Fürsprache der Heiligen anrufen. Es gibt hier jedoch eine Rangordnung. Wir sollen Gott vor allem um die übernatürlichen und um die geistigen Güter bitten. Wir sollen bemüht sein, Gott in erster Linie in jenen Anliegen zu bitten, die auch die Seinigen sind, und das sind die übernatürlichen und die geistigen Güter. Beispielhaft ist in dieser Hinsicht das Vaterunser. Allein, auch die zeitlichen Güter haben ihre Berechtigung, und seien sie noch so individuell, noch so privat und noch so unbedeutend. Im Vaterunser werden sie repräsentiert durch die Brotbitte, die in diesem Gebet ihren Platz in der Mitte hat.

Gern zitiert man heute angesichts der Vernachlässigung des Bittgebetes das Sprichwort: Not lehrt beten! Das trifft nicht in jedem Fall zu, nur unter bestimmten Voraussetzungen lehrt die Not uns beten. Wenn das letzte Fünkeln Religion erloschen ist, dann lehrt auch die Not kein Beten mehr, dann lehrt sie nur noch die Verzweiflung oder das stumme und bittere Aushalten des Unvermeidbaren. Viele sind heute so weit weg vom Christentum und von jeder Religion, so weit, dass sie sich auch in der Not nicht mehr auf das Gebet besinnen, ja, nicht mehr besinnen können.

\*

Gott erhört unsere Bitten, und er lässt sich auch durch die Fürsprache der Heiligen bewegen, unsere Bitten zu erhören. Das tut er, wenn wir einen starken Glauben haben, wenn wir vertrauensvoll und beharrlich beten und wenn wir auf ihn hören, wenn wir ihm gehorsam sind. Dabei sind unseren Bitten keine Grenzen gesetzt. Wir sprechen von einem Berge versetzenden Glauben (Mt 17, 19; 1 Kor 13, 2). Der Apostel Paulus sagt: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“ (Phil 4, 13). Für ein gläubig vertrauendes Gebet gibt es nicht Unmögliches. Im Markusevangelium heißt es: „Wer glaubt, dem ist alles möglich“ (Mk 9, 23). Amen.

PREDIGT ZUM 16. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 22.  
JULI 2007 IN  
MÜNCHEN, SCHLOSS FÜRSTENRIED

„DAS GEHEIMNIS, DAS VERBORGEN WAR, JETZT SOLL ES  
OFFENBAR WERDEN“

Die Lesung des heutigen Sonntags spricht von dem Geheimnis Christi und der Erlösung und von der uns dadurch gegebenen Hoffnung auf die Herrlichkeit des Himmels. Wenige Jahrzehnte zuvor ist es Wirklichkeit geworden. Der Apostel Paulus darf es verkünden in dieser geschichtlichen Stunde. Es ist der

eigentliche Inhalt der Briefe des Apostels. Vierzehn solcher Briefe sind uns überliefert. In ihnen geht es im Grunde um nicht anderes als um dieses Geheimnis.

Es ist für alle Völker bestimmt, das Geheimnis Christi und der Erlösung. Das zu betonen, wird der Apostel nicht müde. Deshalb nennen wir ihn den Völkerapostel. Galt Gottes Liebe im Alten Testament nur dem Volk Israel, dem von Gott auserwählten Volk, so dachte man jedenfalls, galt sie nun allen Völkern. Christus hatte die universale Liebe Gottes verkündet. Damit war gleichsam eine neue Zeit angebrochen. Das neue Gottesvolk sollte sich als Weltkirche konstituieren. Die Botschaft lautete nun: Gott will das Heil aller. Freilich bedingt, denn die Menschen müssen es auch annehmen mit allem, was darin eingeschlossen ist. Aufgedrängt wird es ihnen nicht. Das wäre widersinnig, Gott hat die Menschen als freie Wesen geschaffen. Wollen können das Heil aber nur, wenn sie darum wissen, jedenfalls normaler Weise.

Heute, beinahe 2000 Jahre nach dem Wirken des heiligen Paulus ist erst ein Drittel der Menschheit getauft. Und in diesem Drittel haben viele die Botschaft von der Erlösung wieder vergessen oder über Bord geworfen. In unserer westlichen Welt ist das bei weitem die Mehrheit. Aber sie sind nicht glücklich dabei. Die Zahl der Suchenden wächst bei denen, die draußen sind, aber auch bei denen, die drinnen sind, die nominell noch drinnen sind. Da sind wir alle angesprochen, Zeugen des Glaubens und der Liebe zu sein. In erster Linie sicherlich durch unsere Lebensführung, durch unser Beispiel, aber nicht nur.

Die Weltmission, sie scheint weithin zusammengebrochen zu sein, und mit der Verkündigung des Glaubens bei uns, in der westlichen Welt, die traditionell christlich ist, sieht es nicht viel besser aus. Da herrscht weithin ein platter Hedonismus und verdrängt oder unterminiert das Christentum, sofern es noch vorhanden ist. Die Neu-Eangelisierung aber ist nicht sehr überzeugend. Und was die Verkündigung des Christusgeheimnisses in den Ländern der Zweiten und der Dritten Welt angeht, steht scheinbar die Entwicklungshilfe im Vordergrund. Wir unterschätzen die Menschen jedoch, wenn wir sie nur mit Lebensmitteln und Medikamenten versorgen wollen.

Dennoch steht fest, dass nur noch das Christentum, die Religion der Liebe, uns retten kann, nicht nur im Blick auf das Jenseits, auch im Blick auf das Diesseits, politisch, gesellschaftlich und wirtschaftlich. Viele haben erkannt, dass es so nicht weitergeht. Es werden viele Pläne geschmiedet für die Zukunft. Wir suchen nach neuen Energiequellen, bemühen uns, die Nahrungsmittelproduktion zu steigern, die Umwelt zu verbessern und arbeitssparende Maschinen zu konstruieren. Dabei übersehen wir, dass unser Bemühen in einem größeren Kontext stehen muss. Wir kommen nicht ans Ziel, wenn wir alles haben und nichts dafür einsetzen wollen, wenn wir

drauflos leben und nicht krank werden wollen, wenn wir nicht arbeiten und doch reich sein wollen. Wenn der genügsame Mensch ausstirbt, sind alle Reformen vergeblich. Das ist ein Punkt. Ein Weiteres ist hier zu bedenken: Wenn die Moral immer mehr ausblutet, geht alle Demokratie ins Leere. Viele empfinden die Not, die uns umgibt, die mangelnde Tragfähigkeit unseres Glaubens, unserer Hoffnung und unserer Liebe, wenn auch oftmals nur unbewusst. Es wachsen von daher bei ihnen die Angst und die Sorge, die Angst vor der Zukunft und die Sorge um sie.

Dabei gilt es zu erkennen, dass wir eine neue Ordnung nur dann einführen können, wenn wir genügend Selbstbescheidung haben in unseren irdischen Wünschen, und dass wir erst dann in eine tragfähige Zukunft schreiten können, wenn wir wieder begeistert sind von unserem Reichtum in Christus, von dem Reichtum unserer Hoffnung.

Die Verkündigung des Heilsgeheimnisses Gottes, das war immer der Grund für die staunenswerte Fruchtbarkeit des Wirkens der Kirche. Heute stagniert es weithin, dieses fruchtbare Wirken, weil die Kirche nicht selten die Vertikale verloren hat und zu einem Sozialinstitut degeneriert ist, weil sie vielfach nur noch unter dem Aspekt soziologischer Rezepte gesehen wird und sich auch selber vielfach nur noch unter diesem Aspekt sieht. Und selbst das soziale Wirken erfolgt dann oftmals nur noch in der Gestalt von kernigen Sprüchen. Dazu passt es, dass aus dem Priester ein Gemeindeleiter geworden ist. So wollten es viele von ihnen. So wollten es aber auch viele ihrer Mitstreiter aus dem Kreis der Laien. Da droht es in Vergessenheit zu geraten, dass die Kirche in erster Linie die Offenbarung Gottes zu hüten und zu verkünden und den Menschen das Heil zu vermitteln hat. Damit sind wir indessen alle angesprochen auf Grund unserer Taufe und unserer Firmung.

Die Welt wartet auf das Geheimnis Christi, auf die Verkündigung des Evangeliums von der Liebe Gottes und von der großen Zukunft, die auf uns wartet. Diese muss in Worten geschehen, aber auch in Taten, vor allem in Taten der Liebe, die aus dem Opfer hervorgeht. Da sind alle gefragt.

Wir stehen gegenwärtig an einer Wende von weltgeschichtlicher Bedeutung. Vieles wächst uns heute über den Kopf. Der Ansturm des Bösen ist mächtiger als je zuvor. In vielem erinnert unsere Zeit uns an den Anfang der Kirche, an die Zeit, in der der Apostel Paulus wirkte. Es geht heute um alles. Da braucht es das Vertrauen zu Christus, dem Erlöser, Gebet und Opfer sowie die treue Erfüllung des Willens Gottes, und in diesem Kontext die Verkündigung des Geheimnisses Christi und der Erlösung durch alle, die sich mit der Gnade Gottes den Glauben bewahrt haben. Amen.

PREDIGT ZUM 15. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 15.  
JULI 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„BARMHERZIGKEIT WILL ICH, NICHT OPFER“

Es gehört zur unverwechselbaren Eigenart Jesu, dass er in Gleichnissen die Menschen, seine Zeitgenossen, belehrt hat. In ihnen begegnet uns die originäre Stimme Jesu. Gleichnisse haben auch die Gesetzeslehrer zu damaliger Zeit verwendet, ja, alle Religionsstifter haben sie verwendet in der Geschichte der Religionen. Jeder gute Lehrer bedient sich ihrer, weil er so schwierige und komplizierte Gedanken leicht, anschaulich und eindrucksvoll vermitteln kann. Bei Jesus sind sie jedoch besonders originell, die Gleichnisse, und sie bilden dazu noch die Mitte seiner Verkündigung. Sie nehmen bei ihm den ersten Platz ein, und weithin sind sie geradezu von dichterischer Schönheit. In großer Zahl sind sie uns in den Evangelien überliefert. Sie schildern nicht Begebenheiten, die sich einmal zugetragen haben, sie schildern vielmehr solche, die sich immer wieder zugetragen haben und sich noch in der Gegenwart und in unserer Umgebung immerfort wiederholen, ja, wiederholen sollen.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter ist besonders markant. Es sagt uns: Gott will, dass wir barmherzig sind und dass wir uns als barmherzig erweisen, wo immer uns Menschen in Not begegnen. Häufig versagen wir alle in diesem Punkt, und oft ist es so, dass hier gerade diejenigen versagen, die beispielhaft sein sollten für die anderen. Im Evangelium ist die Rede von den Priestern und von den Leviten, die vorübergehen. Wir könnten die Bediensteten der Kirche an ihre Stelle setzen, Priester und Laien, und jene, die sich ehrenamtlich einsetzen in der Kirche. Es ist immer ein großes Ärgernis, wenn jene versagen, die in besonderer Weise die Kirche repräsentieren, vor allem für die, die abseits stehen oder die noch auf dem Wege zur Kirche sind. Im Anschluss an das Evangelium des heutigen Sonntags fragen wir, warum und wo und wann und wie wir Barmherzigkeit üben sollen gemäß der Intention Jesu.

\*

Die Barmherzigkeit wird heute klein geschrieben. Das kann niemandem entgehen. Der Begriff der Barmherzigkeit enthält eigentlich zwei Begriffe, zwei Wirklichkeiten: Erbarmen und Herz. Das, wofür das Erbarmen steht, ist heute so selten geworden wie das, wofür das Herz steht. In der Beziehung der Menschen zueinander breiten sich mehr und mehr Gleichgültigkeit und Desinteresse aus. Mehr und mehr beherrscht der Egoismus die Menschen, ein Egoismus, der oft zu einer Egomanie auswächst, zu einer pathologischen Ichbezogenheit. Zu der Gleichgültigkeit und zu dem Desinteresse gesellen

sich nicht selten Gehässigkeit und Unversöhnlichkeit. Viele sind heute so sehr mit ihrem eigenen Wohlergehen beschäftigt, dass sie die Not der anderen gar nicht mehr sehen. Und es gibt viel Not, körperliche und seelische Not. Es kommt hinzu, dass wir immer wieder neue Not dadurch schaffen, dass wir allzu oft geradezu programmatisch nach der unchristlichen Devise leben „jeder ist sich selbst der Nächste“.

Die Räuber, unter die die Menschen heute fallen, haben es weniger auf das zeitliche Wohlergehen ihrer Opfer abgesehen als auf das ewige. Sie fügen weniger dem Körper Wunden zu als der Seele. Das geschieht, indem sie den Sinn für Gott zerstören und Zweifel und Unglauben in die Herzen der Menschen säen, oftmals, indem sie die Sünde verniedlichen und Reue und Umkehr, Buße und Entsagung überflüssig machen. Innerhalb der Kirche säen sie nicht selten Misstrauen gegen den Papst und verkünden faktisch ein anderes Evangelium. Und nicht selten gehen da die Professionellen an ihren Opfern vorüber, uninteressiert und auf ihr eigenes vordergründiges Wohl bedacht.

Unbarmherzig können wir nicht nur gegenüber denen sein, die sich in leiblicher Not befinden, auch gegenüber denen, die in seelische Not geraten sind. Unbarmherzig sind wir, wenn wir diese Not hervorrufen oder achtlos an ihr vorübergehen.

Die Heilige Schrift kennt sieben Werke der leiblichen Barmherzigkeit und sieben Werke der geistigen Barmherzigkeit. In den Letzteren geht es darum, dass wir die Sünder zurechtweisen, die Unwissenden belehren, den Zweifelnden recht raten, die Betrübnen trösten, die Lästigen geduldig ertragen, den Beleidigern vergeben und für die Lebenden und Verstorbenen beten.

Erbarmen und Herz, die damit umschriebenen Haltungen sind selten geworden. Die Not spricht heute im Allgemeinen nur wenige an. Viele bleiben mit ihr allein. Das hat letztlich seinen Grund in der Abwendung von Gott und von der Kirche. Wer Gott nicht liebt, der kann auch dem Nächsten nicht Barmherzigkeit erweisen, zumindest nicht in der Regel. Ausnahmen mag es hier geben. Aber es fragt sich, wie lange die Liebe zum Nächsten ohne Gott dauern und welchen Belastungen sie standhalten kann.

Wenn wir den Nächsten in seiner Not allein lassen, so hat das seinen tiefsten Grund in unserer Abwendung von Gott, darin, dass viele nicht mehr auf die Offenbarung Gottes und auf die Botschaft der Kirche hören und nur nach dem eigenen Geschmack leben, ohne jede Disziplin und in letzter Abhängigkeit von den wechselnden Launen ihres Herzens.

Eine Welt ohne das Christentum und ohne die Kirche ist herzlos und erbarmungslos. Das haben tiefer Schauende, auch solche, die außerhalb des

Christentums und der Kirche stehen, schon lange erkannt. Ohne Gott verliert der Einzelne seinen Wert. Ohne Gott fällt die Gesellschaft, fallen die Gemeinschaften auseinander, werden die Menschen einander fremd, werden sie vereinzelt und wird der Einzelne mehr und mehr gemeinschaftsunfähig. Das gilt in besonderer Weise für die Urzelle menschlicher Gemeinschaft, für die Ehe. Das beste Regulativ unseres Lebens ist die ungeheuchelte Gottesliebe. Schon die natürliche Tugend der Klugheit gebietet es, das zu realisieren, denn das Chaos ist zerstörerisch.

\*

Wir reden heute oftmals von Barmherzigkeit oder, weniger aussagekräftig, von Solidarität oder von Mitmenschlichkeit, aber in der Praxis rücken wir immer mehr auseinander, in der Praxis beherrschen weithin Hartherzigkeit und Unbarmherzigkeit das Feld. Gott will, dass wir barmherzig sind, er will, dass wir so an einer menschlichen Welt bauen. Aber er weiß, dass das nur dadurch geschehen kann, dass wir ihn in sie hineintragen, dass wir sie vergöttlichen. Der Gottlose kennt nur sich selbst, in der Regel. Je größer unsere Liebe zu Gott ist, um so mehr werden wir sehend für die Not um uns herum und uns ihr barmherzig zuwenden, um so mehr werden wir sehend für die leiblichen und geistigen Nöte der Menschen und nicht gar neue Nöte schaffen, sondern die vorhandenen tatkräftig lindern. Amen.

PREDIGT ZUM 14. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 8.  
JULI 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„ICH SENDE EUCH WIE SCHAFE MITTEN UNTER DIE WÖLFE“

Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht noch einmal wie schon das des vergangenen Sonntags in erster Linie die Amtsträger der Kirche an, jene, die neben der allgemeinen Berufung durch Taufe und Firmung eine spezifische Berufung empfangen haben, die Berufung zum besonderen Priestertum. Dieses Priestertum besteht darin, dass seine Träger an der Vollmacht Christi teilhaben und ihn immerfort präsent machen dürfen in seinem Heilsund Gnadenwirken, dass es ihnen obliegt, sein messianisches Wirken bis zum Jüngsten Tag fortzuführen in dieser Welt. Das tun sie in der Verkündigung der Botschaft der Kirche und in der Spendung der Sakramente, vor allem des Sakramentes des Altares und des Sakramentes der Buße. Dabei tragen sie die große Verantwortung, dass der, den sie repräsentieren, in ihrem Leben transparent wird. In dem Maß, in dem sie sich darum bemühen, werden sie ihren Dienst glaubwürdig verrichten. Wie das im Einzelnen auszusehen

hat, davon spricht das Evangelium von der Aussendung der siebenzig Jünger, in denen das Priester- und Bischofsamt der Kirche vorgebildet ist.

Die da gegebenen Weisungen gelten jedoch irgendwie, in abgeschwächter Weise, auch allen, die Träger des allgemeinen Priestertums sind. Denn der missionarische Auftrag und die missionarische Verantwortung sind ein grundlegendes Element unserer spezifischen Gleichgestaltung mit Christus in der Taufe und in der Firmung. Im Zeugnis für „die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade“ - so titulierte einer der bedeutendsten Theologen des 19. Jahrhunderts, Matthias Joseph Scheeben, sein Hauptwerk -, in ihm verwirklichen wir unsere Berufung, das Reich Gottes in der Welt zu bauen und den Frieden Christi in die Welt hineinzutragen. Wenn wir in dieser Weise dem Dienst Gottes obliegen, ist Gott selber unsere Kraft. Denn Gott lässt uns nicht allein, es sei denn, wir lassen ihn allein.

Drei Weisungen gibt Christus seinen Zeugen mit auf den Weg, in ihnen sollen sie seine Botschaft veranschaulichen und bekräftigen, in der Gesinnung der Armut, der Selbstlosigkeit und der Liebe.

\*

Unser Zeugnis für Christus und seine Kirche muss in Wort und Tat gegeben werden. Bedeutsamer als alles Reden ist dabei das Leben, das Verhalten, das Leben in der Konsequenz des Wortes. Wird das Wort der Botschaft isoliert, belastet es diese, macht es sie suspekt und unglaubwürdig.

Die Botschaft Christi und seiner Kirche spricht von der Priorität der jenseitigen Welt. Deswegen können wir nicht für sie werben, wenn wir in ungeordneter Weise an den Gütern dieser Welt hängen, wenn wir unser Herz an sie verlieren. Die Botschaft verkündet die Vergänglichkeit alles Irdischen, deswegen können wir uns nicht stark machen für sie und gleichzeitig den irdischen Besitz vergötzen oder uns gar bereichern mit Hilfe der Botschaft. Das meint die Mahnung Jesu an seine Jünger, auf das Reisegepäck zu verzichten, was natürlich nicht wörtlich verstanden werden darf, und die Gastfreundschaft derer genießen, zu denen sie gesandt werden.

Ein Zweites hängt damit zusammen: Selbstlos muss das Zeugnis sein. Die Zeugen Jesu werden wie Schafe unter die Wölfe gesandt. Ihre Botschaft stößt auf Ablehnung, weithin. Daraus entsteht die Versuchung, sie zu frisieren, ihr den Stachel zu ziehen, sie den Erwartungen der Menschen anzupassen, wie das weithin heute geschieht in einem falschen Verständnis des Aggiornamento des Konzils. So wenig Jesus in seinen Tagen mit offenen Armen aufgenommen wurde, so wenig werden es seine Boten, wenngleich andererseits wiederum viele da sind, die auf die Wahrheit warten, wie auch Jesus es erfahren hat. Er fordert von seinen Zeugen, dass sie konsequent sind

und sich durch nichts beirren lassen, dass sie gar ihr Leben hingeben für die Wahrheit. Dabei sollen sie sich nicht auf unfruchtbare Debatten einlassen und sich nicht gar zum Martyrium drängen. Wo sie auf Ablehnung stoßen, sollen sie sich nicht lange aufhalten, sondern weiterziehen und den Staub von ihren Füßen schütteln, aber nicht versäumen, den Ungläubigen das Gericht anzukündigen.

Die Wölfe, von denen hier die Rede ist, sind heute vielfach nicht draußen, sondern drinnen. Und nicht selten gehen sie inkognito, nicht selten sie tarnen sich.

In jedem Fall wird die Botschaft der Kirche denen zum Unheil, die sie ablehnen. Je größer die Schuld, umso strenger das Gericht. Denn die Ablehnung der Jünger bedeutet die Ablehnung Jesu und Gottes. Dabei müssen wir uns dessen bewusst sein, dass die Ablehnung, die die Botschaft erfährt, weithin ein Kriterium ihrer Authentizität ist.

Immer muss die Wahrheit in Liebe verkündet werden, mit großem Wohlwollen, mit Einfühlungsvermögen und Verständnis und in gelebter Liebe. Wer keine Liebe zu den Menschen hat, wer den Nächsten nicht liebt, kann die Botschaft Christi und seiner Kirche nicht bezeugen. Das meint Christus, wenn er seine Zeugen zu zweit aussendet. Das Christentum ist die Religion der Liebe. Wie sollte eine solche Religion anders verkündet werden?

\*

Wie viele Boten ziehen heute durch die Welt? Wie viele schreien heute die Welt voll mit Unwahrheiten und halben Wahrheiten? Welch ein bewundernswertes Engagement stellen wir heute fest bei vielen, die sich in den Dienst der Lüge und in den Dienst des Vaters der Lüge stellen, bewusst oder unbewusst? Das muss uns immer wieder beschämen und uns aus unserer Lethargie herausreißen, es muss unseren Widerstand herausfordern und uns an unsere Berufung erinnern, sei es, dass wir als Getaufte und Gefirmte zum Zeugnis berufen sind, sei es, als geweihte Amtsträger. Den einen wie den anderen tut hier die Besinnung not.

Dabei sollten wir uns auch an die Freude erinnern, die das Zeugnis für die Wahrheit uns schenkt, vor allem auch dann, wenn es mit Kampf verbunden ist und wir dabei verwundet werden. Die Freude ist stets der Lohn des Apostolates, des Einsatzes für Gott und für die Wahrheit. Sie ist freilich von anderer Art als die Freude dieser Welt, sie ist ein Vorspiel der Ewigkeit, und idealer Weise führt sie über das Kreuz.

Wenn alle Getauften und Gefirmten oder wenigstens der Großteil von ihnen, wenn alle Getauften und Gefirmten auch nur halbwegs ihre Berufung

wahrnehmen, stünden die Kirche und das Christentum anders da, gäbe es weniger Probleme in unserer Welt. Es geht hier und heute ums Ganze. Nur wenn Gott Gott ist in unserer Welt, kann der Mensch Mensch sein.

Was die Priester angeht, klagt schon Papst Gregor der Große (+ 604) am Ende des 6. Jahrhunderts: „Die Welt ist voller Priester, und doch findet sich bei der Ernte des Herrn kaum ein Arbeiter. Wir haben das Amt des Priesters übernommen, aber die mit dem Amt verbundene Arbeit erfüllen wir nicht“ (Homiliae in Evangelia 17, 3). Amen.

PREDIGT ZUM 13. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 1. JULI 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„ICH BITTE EUCH, WANDELT IM GEIST, UND IHR WERDET NICHT DEN BEGIERDEN DER MENSCHLICHEN SELBSTSUCHT FOLGEN“

Zwei Wege werden uns in den Lesungen des heutigen Sonntags, in der zweiten Lesung und im Evangelium, vor Augen geführt, zwei Wege, die die Voraussetzung dafür sind, dass wir das ewige Leben bei Gott finden. Der eine Weg wird im Galaterbrief angesprochen, der andere im Lukas-Evangelium. Der eine ist der ordentliche, der normale Weg des Christen, der andere ist ein Sonderweg, der außerordentliche Weg des Christen. Die Nachfolge Christi gilt für alle und auch der Einsatz für diesen Christus in der Welt. Nur leben die einen diese Nachfolge und diesen Einsatz in größerer Direktheit und konsequenter, die anderen hingegen weniger direkt und mit geringerer Konsequenz. Wie ist das zu verstehen?

\*

Nachfolge Christi für alle und Einsatz für sein Wort und seine Lehre, das bedeutet, sich in seinem Leben vom Geist Gottes bestimmen lassen. Davon spricht die Lesung, die dem Galaterbrief entnommen ist. Das meint nicht Willkür, sondern geduldiges Tragen des Kreuzes und Dienst am Nächsten und an den jeweiligen Aufgaben, die Gott uns stellt: Dienen in Liebe, darum geht es hier. Die Voraussetzung dafür ist die Überwindung des naturhaften Egoismus, der Selbstsucht, der Verliebtheit in das eigene Ich. Dienen in Liebe um Christi willen, in der geistigen Verbundenheit mit ihm und nach seinem Beispiel, das ist der normale Weg zum wahren Leben. Und das ist der Maßstab, nach dem wir einmal gerichtet werden. Es geht hier zunächst um die innere Gesinnung. Sie ist das Entscheidende. Aus ihr gehen die Taten hervor.

Dienen in Liebe in der Gemeinschaft mit Christus, das ist für alle verpflichtend. Auch für jene, die den außerordentlichen Weg gehen und damit beispielhaft sein sollen für die anderen. Dieser außerordentliche Weg wird von jenen beschritten, die den Ordensstand als Lebensform wählen, die die evangelischen Räte leben, die die Nachfolge Christi gewissermaßen zu ihrem Beruf machen, indem sie sich die Armut Jesu, seinen Gehorsam und seinen Verzicht auf Ehe und Familie zu Eigen machen.

Wie wir aus den Evangelien erfahren, gab es zur Zeit Jesu verschiedene Gruppen von Jüngern. Die eine Gruppe waren jene, die Jesus und seiner Verkündigung Glauben schenkten und ihm in diesem Sinne nachfolgten. Sie gingen weiter ihren alltäglichen Pflichten nach, aber ihr Leben war von diesem Jesus geprägt. Und immer, wenn er wieder in ihre Gegend kam, in die Nähe ihres Wohnortes, so waren sie zur Stelle, um ihn zu hören, um ihr Glaubensleben zu vertiefen und Weisung für ihr Leben zu erhalten. Eine zweite Gruppe waren jene, die um seinetwillen ihr bisheriges, ihr gewöhnliches Leben aufgegeben hatten, um mit ihm zu ziehen, um stets bei ihm zu sein und um sein Leben zu teilen. Ob sie alle diese Lebensform später beibehalten haben, wissen wir nicht, einige mit Sicherheit, davon dürfen wir ausgehen. Sie gingen jedenfalls den außerordentlichen Weg der allgemeinen Berufung. Aus ihnen ragten die Zwölf als eine dritte Gruppe heraus. Zu der außerordentlichen Gestalt ihrer allgemeinen Berufung sollten sie noch eine besondere Berufung erhalten, sie sollten teilhaben an der messianischen Sendung Christi. Durch sie wird das Amt konstituiert in der Kirche. Das ist die zweite Gestalt der Berufung, die die erste Gestalt nicht aufhebt und die sich idealerweise mit ihrer außerordentlichen Gestalt verbindet, sofern die Amtsträger nach den evangelischen Räten leben. Diejenigen, die sich die Armut Christi zu Eigen machen, seinen Gehorsam und seinen Verzicht auf Ehe und Familie, aus Liebe, sie werden im Evangelium des heutigen Sonntags repräsentiert durch die zweite Gruppe der Jünger. Sie haben auf Erlaubtes verzichtet, um so ihrem Meister ähnlicher werden zu können, beispielhaft für alle anderen. Sie waren so erfüllt von seinen Worten und von seinen Taten, dass sie auf grundlegende Annehmlichkeiten des Lebens verzichteten, dass sie nur noch ein Thema kennen wollten: Mit Christus das Reich Gottes zu bauen. Die Nachfolge Christi war ihnen sozusagen zum Beruf geworden. Sie wollten Christus auch in seiner äußeren Lebensform gleichen. Diesen Jüngern gilt die radikale Mahnung Jesu, wie sie uns im heutigen Evangelium begegnet, ihnen gelten jene radikalen Worte, die den Ernst der Nachfolge ansprechen, die Schwere dieser Aufgabe. Gemäß den Worten Jesu müssen sie die Heimatlosigkeit in dieser Welt in Kauf nehmen, Ablehnung, Verfolgung und Feindseligkeit, müssen sie sich ohne Aufschub entscheiden, ohne Aufschub und mit ungeteiltem Herzen. Dürfen sie nicht zögern, um etwa zuerst noch die Eltern zu Tode pflegen, dürfen sie nicht die Hand an den Pflug legen und traurig zurückschauen, müssen sie alle Bindungen abstreifen, alle Brücken

abbrechen und allen damit ein Beispiel geben, um ihnen zu zeigen, in welcher Gesinnung sie die Nachfolge Christi leben sollen.

Was hier getadelt wird, das ist die Halbheit, die Bequemlichkeit, die Unentschiedenheit, die Neigung, auf zwei Schultern zu tragen, Ja und Nein zu sagen und Kompromisse mit der Wahrheit zu schließen. Diese Neigung zur Inkonsequenz und zur Unentschiedenheit ist eine Versuchung, die nicht nur jene trifft, die den außerordentlichen Weg gehen, niemand von uns kann sich davon freisprechen. Deshalb kann das Evangelium auch als Mahnung für uns alle verstanden werden, muss es so verstanden werden, als Mahnung zur Absage an alle Halbheit und an alle falsche Kompromissbereitschaft. Mit Menschen können wir Kompromisse schließen, nicht aber mit der Wahrheit und mit Gott. Es ist verhängnisvoll, dass das eine uns so schwer fällt und dass wir bei dem anderen so leichtfertig sind. Unser Herz ist oft so hart und unser Verstand so weich. Umgekehrt sollte es sein.

„Gott ist ein eifernder Gott“ heißt es immer wieder im Alten Testament (Ex 20, 5, 34, 14 u. ö.). Deshalb fordert er Treue und Gewissenhaftigkeit von jenen, die den außerordentlichen Weg gehen, aber auch von jenen, die den ordentlichen Weg gehen, Treue zur einmal gefällten Entscheidung. Diese fordert Gott von allen. Gerade daran aber fehlt es heute. Darum verliert die Botschaft der Kirche immer mehr an Glaubwürdigkeit, darum breitet sich der Ungeist der Welt mehr und mehr aus, nimmt er zuweilen geradezu kriminelle Formen an - und wir merken es nicht. Zu erinnern ist hier vor allem an die vielfältige systematische Verführung der jungen Menschen in der Öffentlichkeit durch gewinnsüchtige und machtbesessene Erwachsene und durch gewissenlose Ideologen.

\*

In der Taufe und in der Firmung sind wir zur Nachfolge Christi berufen, sind wir berufen, uns vom Geist Christi bestimmen zu lassen, für sein Wort und für seine Lehre uns einzusetzen. In außerordentlicher und darum beispielhafter Weise begegnet uns das da, wo die evangelischen Räte gelebt werden. Es handelt sich dabei um die gleiche Berufung, aber da wird sie dann in einer gewissen Radikalität gelebt, in Armut, in Ehelosigkeit und im Gehorsam, im Verzicht aus Liebe zu Gott. Somit wird der ordentliche Weg überhöht, der seinerseits von der Beispielhaftigkeit des außerordentlichen Weges lebt. Zum Dienst im Geiste Christi sind alle verpflichtet, zur Teilnahme an seiner Lebensform in der Weise der evangelischen Räte einige, jene, die es fassen können, denen Gottes Gnade die größere Liebe geschenkt hat.

Gott und den Menschen dienen in Liebe in der Gemeinschaft mit Christus, das ist für alle verpflichtend. Immer geht es um die Kreuzesnachfolge und

Verfügbarsein für Gott, aber auf je verschiedener Ebene. Somit ist ein jeder von uns durch die Lesung und durch das Evangelium angesprochen.

Der außerordentliche Weg ist jedoch eine Lebensfrage für die Kirche, heute mehr denn je. Es ist nicht so, als ob Gottes Ruf seltener geworden wäre. Das ist nicht denkbar. Es ist vielmehr so, dass viele den Ruf nicht mehr hören, dass sie gar nicht mehr gelernt haben, auf den Ruf Gottes zu hören. Nicht Gott verlässt uns aber wir verlassen ihn. Zunächst und in erster Linie fehlt es nicht an jenen, die den außerordentlichen Weg gehen, sondern an entschiedenen Christen. Je zahlreicher diese sind, um so zahlreicher sind jene. Amen.

PREDIGT ZUM 12. SONNTAG IM KIRCHENJAHR (FEST DES HEILIGEN JOHANNES, DES TÄUFERS), GEHALTEN AM 24. JUNI 2007 IN FREIBURG, ST. MARTIN,

„GEHEN SOLLST DU, WOHIN IMMER ICH DICH SENDE“

Viele hielten Christus, den Sohn Gottes, in der Zeit seines Erdenwirkens für Johannes, den Täufer. Davon berichten die Evangelien wiederholt. Sie meinten, der Geist des Täufers, den Herodes hatte hinrichten lassen, sei in ihm lebendig. Das ist nicht ganz falsch. Hier gibt es manche Gemeinsamkeiten. Ausdrücklich hat er Johannes als den Größten unter den Propheten bezeichnet. Dabei war auch er ein Prophet, wie dieser. Aber er sprengte dann doch die Kategorie des Prophetentums, sofern er mehr war als ein Mensch, was schon sehr bald viele erkannten, auch wenn sie es nicht wahr haben wollten.

Johannes war der Vorläufer, Jesus der Messias. So bezeugt es uns das Evangelium. Dabei ist er ein eindrucksvoller Vorläufer gewesen. Denn durch sein Wort und noch mehr durch sein Leben hat er die Menschen zum Nachdenken gebracht und zum Messias hingeführt. Er forderte Umkehr und Buße, und er lebte das Eine wie das Andere eindringlich in der Einsamkeit der Wüste. Nicht ging er zu den Menschen, sie kamen zu ihm. - Wer war dieser Johannes?

\*

In ihm wird noch einmal die prophetische Tradition des Alten Testaments lebendig. Er war ein Eiferer für Gott, wie Elia, Jesaja, Jeremia, Ezechiel, Daniel und viele andere. Sie alle sind in die Geschichte des auserwählten Volkes eingegangen und haben einen gewaltigen Eindruck hinterlassen. Das war aber schon Jahrhunderte her. Als Johannes auftrat, war fast ein halbes

Jahrtausend vergangen, seitdem der Letzte der großen Propheten in Israel gewirkt hatte.

Die Propheten waren nicht Anarchisten oder Chaoten. So werden sie uns heute manchmal geschildert. In Wirklichkeit ist es jedoch so, dass sie zur Ordnung riefen und vor dem Chaos warnten. Gewiss gingen sie ihre eigenen Wege, sie waren Individualisten, so würden wir heute sagen, aber sie verkündeten nicht ihre eigenen Ideen, sie waren vielmehr Sprecher Gottes, Sprecher vor Gott und vor den Menschen waren sie. Das bringt schon das aus dem Griechischen stammende Wort „Prophet“ zum Ausdruck und ebenfalls das entsprechende hebräische Wort. Sprecher und Boten Gottes waren sie, die Propheten. Sie waren nicht gegen die gottgesetzte Ordnung im staatlichen und religiösen Bereich, sie führten die Menschen vielmehr zu Gott und zu seiner Ordnung zurück, bestanden dabei aber vor allem auf dem Geist und auf der Gesinnung.

Was sie geißelten, das war die Ichbezogenheit, die Verantwortungslosigkeit, die Veräußerlichung, die Anmaßung, die Bequemlichkeit, das war vor allem die Abwendung von Gott. Dafür mussten sie leiden, wurden sie verfolgt und manchmal gar getötet. Sie wurden verfolgt, in der Regel, weil ihr Leben Gott, der Wahrheit und der Gerechtigkeit gehörte. Die Wahrheit und die Gerechtigkeit aber sind immer fordernd, so wie Gott immer fordernd ist. Sie schmeicheln den Menschen nicht, und sie stellen ihren Stolz in Frage.

Verfolgt wurden die Propheten auch deshalb, weil sie eigene Wege gingen, weil sie den Pragmatismus der Menschen in Frage stellten. Die Masse neigt immer dazu, totalitär zu sein. Und sie hat kein Gewissen. Das kommt noch hinzu.

Sofern sie echte Propheten waren, ließen sie sich davon jedoch nicht beeindrucken oder einschüchtern. Die Treue zu Gott und zu ihrem Auftrag machte sie unbestechlich und unbeugsam. Nicht stur machte er sie und unbelehrbar und eigensinnig - so präsentieren sich oftmals die modernen angemaßten Propheten, die falsche Propheten sind -, wohl aber waren sie konsequent, verantwortungsbewusst und kompromisslos, wo es um die Wahrheit ging und um die Gerechtigkeit, wo der Wille Gottes mit Füßen getreten wurde. Den Willen Gottes verkündeten sie, die echten Propheten, und ihn lebten sie auch, gegen alle Widerstände.

Die Feindseligkeit der Umwelt gehört wesentlich zur Existenz des echten Propheten, ja, an ihr erkennt man ihn als solchen: Er leidet, weil es sein Auftrag ist, den Menschen das zu sagen, was sie nicht hören wollen, was ihnen jedoch zum Heil dient. Und nicht selten bezahlt er seine Sendung mit dem Leben, wie das bei Johannes und Jesus und vielen anderen Propheten der Fall gewesen ist.

Dass dem so ist, das ist letztlich die Folge davon, dass unsere Natur durch die Ursünde verwundet wurde. Darin begegnet uns das Geheimnis der Bosheit. Schon im ersten Buch des Alten Testaments lesen wir: „Das Herz des Menschen ist zum Bösen geneigt von Jugend auf“ (Gen 8, 21).

Der Prototyp des echten Propheten ist in Israel der Prophet Jeremia. Er lebte und wirkte 700 Jahre vor der Zeitenwende. Er hat mehr gelitten als andere Propheten. Stets hat man ihn vorrangig mit Johannes, dem Täufer, und mit Jesus selber verglichen.

In der Schule der Propheten können wir viel lernen. Und gäbe es mehr echte Propheten heute, sähe es anders aus in Kirche und Welt.

Wir sind immer geneigt, die Wahrheit abzuschwächen, sie zu frisieren, damit wir ungeschoren davon kommen, damit wir die Sympathie der Menschen finden. Und an der Gerechtigkeit Abstriche zu machen, das fällt uns nicht schwer, wenn wir daran verdienen können, materiell oder ideell.

Allzu oft ist uns das eigene Wohlergehen, das eigene vordergründige Wohlergehen, wichtiger als Gott, wichtiger als die Wahrheit und die Gerechtigkeit sind. Allzu gern tragen wir auf beiden Schultern und lavieren uns durch.

Das liegt daran, weil Gott und die Ewigkeit uns so unendlich weit fern gerückt sind und weil ein vordergründiger Egoismus häufig unser ganzes Verantwortungsbewusstsein absorbiert. Unsere Verantwortungslosigkeit im sozialen und im politischen, aber auch im religiösen Leben ist oftmals geradezu erschütternd.

Was die Verantwortungslosigkeit im religiösen Leben angeht, gilt das leider nicht selten auch für solche, die da eine besondere Verantwortung tragen. Das ist nicht zuletzt dadurch bedingt, dass es heute schwerer ist denn je, für Gottes Rechte einzutreten und für die Kontinuität der Wahrheit und für ihre Unveränderlichkeit. Nicht nur in der ungläubigen Welt hat sich der autonome Mensch etabliert, der alles weiß, weil er nichts weiß, auch innerhalb der Kirche ist das weithin der Fall. Darum setzt der konsequente Einsatz für Gott heute mehr denn je die Bereitschaft zum Martyrium voraus, zumindest zum geistigen Martyrium.

Aber die Hingabe an Gott sowie an die Wahrheit und an die Gerechtigkeit hat stets die Freude im Gefolge, jene Freude, die die Welt nicht geben kann, stets schenkt sie uns den Frieden der Seele. Immer ist es so, dass die Selbstverleugnung, der Verzicht, uns froh, die Befriedigung unserer Wünsche uns hingegen traurig macht.

\*

Johannes der Täufer ist uns ein Vorbild in seinem Eifer für Gott, in seiner Bereitschaft, für die Wahrheit und für die Gerechtigkeit zu leiden, für sie Verfolgung und Tod auf sich zu nehmen. Das Leiden für die Wahrheit und die Gerechtigkeit, das Leiden für Gott, ist die Feuerprobe der Liebe. Und es rechtfertigt uns vor Gott. Der Weg zum Leben ist kein unbeschwerter Abendspaziergang. Aber Gott lässt uns nicht allein, wenn wir unserer Verantwortung gerecht zu werden versuchen. Dann gilt auch uns das Wort, das er einst zu seinem treuen Diener Jeremia gesprochen hat: „Ich mache dich zu einer befestigten Stadt, zu einer eisernen Säule, zu einer Mauer aus Erz, dass du widerstehen kannst, und du wirst widerstehen, denn ich werde mit dir sein“ (Jer 1, 18 f). Gott selber ist die Kraft seiner Propheten. Das hören wir immer wieder im Alten Testament. Darauf können auch wir vertrauen, dürfen, ja, müssen wir vertrauen, wenn wir den Weg zum wahren Leben finden wollen. Amen

PREDIGT ZUM 11. SONNTAG IM KIRCHENJAHR IM RÜCKBLICK  
AUF DAS HERZ-JESU-FEST, GEHALTEN AM 17. JUNI 2007 IN  
FREIBURG, ST. MARTIN

„LERNT VON MIR, DENN ICH BIN SANFTMÜTIG UND  
DEMÜTIG VON HERZEN“

Wir haben am vergangenen Freitag das Herz-Jesu-Fest gefeiert. Nicht nur dieser Tag war dem Geheimnis dieses Festes geweiht, der ganze Juni-Monat ist es, und zwölfmal im Jahr rufen wir es ins Gedächtnis zurück, das Geheimnis dieses Festes, wenn wir an jedem ersten Freitag im Monat den Herz-Jesu-Freitag begehen. Und am heutigen Sonntag wird das Thema weitergeführt in den Lesungen.

Jahrhunderte hindurch hat die Herz-Jesu-Verehrung im katholischen Volk eine große Rolle gespielt, hatte sie einen bedeutenden Platz inne in der katholischen Volksfrömmigkeit. Gefördert und verbreitet wurde sie vor allem durch das einst so segensreiche Wirken des Jesuitenordens in der Kirche. In den letzten zwei oder drei Jahrzehnten hat die Herz-Jesu-Verehrung viel an Anziehungskraft verloren, wird sie weniger gepflegt in der Kirche. Sie teilt damit das Schicksal im Grunde aller Formen der katholischen Glaubenspraxis. Das ist zu bedauern, zumal die Herz-Jesu-Frömmigkeit Christusfrömmigkeit ist, diese aber die Mitte des christlichen Lebens schlechthin ist oder besser: sein muss.

\*

In der Herz-Jesu-Verehrung geht es um die Verehrung der Menschheit Christi. Sie ist ein Bekenntnis zu der mit der Gottheit vereinten menschlichen Natur des Erlösers. Was wir verehren in der Herz-Jesu-Verehrung, das ist zunächst das menschliche Herz des Gottmenschen als leibliches Organ, dann aber ist es das, wofür dieses Herz steht: die personale Mitte und die darin lokalisierte Liebe des Erlösers.

Das Christentum besteht nicht in der Annahme eines abstrakten Lehrgebäudes und auch nicht in der Erfüllung allgemeiner Normen, darin besteht es auch, aber nicht in erster Linie, in erster Linie besteht es in der persönlichen Beziehung zu Christus, primär geht es in ihm um die Lebensgemeinschaft mit der Person des Erlösers, um die liebende Verbundenheit mit dem Gottmenschen. In der Apostelgeschichte wird das Christentum wiederholt als ein Weg verstanden, ein Weg, den man geht in der Gemeinschaft mit Christus (Apg 16, 17 u. ö.).

Die Herz-Jesu-Verehrung steht somit ganz im Zeichen der liebenden Verbundenheit mit Christus. Sie will uns den Gottmenschen näher bringen, wie er einst auf seinen Erdenwegen den Menschen nahe gewesen ist. In der Apostelgeschichte heißt es, dass er damals „Wohltaten spendend“ durch das Land zog (Apg 10, 38). Er hatte ein Herz für die Menschen. Er half ihnen in ihren Nöten. Er heilte die Kranken und tröstete die Trauernden. Was aber damals durch ihn geschehen ist, das ist in allen Jahrhunderten durch ihn geschehen, in den Jahrhunderten in einem größeren Umfang noch als damals. Das geschieht durch ihn aber auch in unseren Tagen, wo immer die Menschen sich ihm zuwenden im Glauben und in der Liebe. Der menschengewordene Gottessohn hatte ein Herz für die Menschen, und er hat es noch heute.

Eine bedeutende Rolle spielte die Barmherzigkeit in seinem Leben. In dem Begriff „Barmherzigkeit“ sind Erbarmen und Herz zu einem Wort zusammengefasst. Barmherzigkeit meint Mitleiden aus der Tiefe der Person. Wo immer Erbarmen geübt wird, wo immer man mit einem Leidenden wirklich mitleidet, da bleibt das Herz nicht unbeteiligt, da kann es nicht unbeteiligt bleiben. Was aus Barmherzigkeit geschieht, das geschieht nicht nebenher, im Vorübergehen, ohne Aufmerksamkeit oder routinemäßig, das geschieht nicht als lästige Pflicht. Was wir aus Barmherzigkeit tun, das tun wir mit dem Herzen, da ist unsere ganze Person im Einsatz, da sind wir ganz bei der Sache, mit Leib und Seele, wie wir sagen.

Den Begriff „Herz“ finden wir in vielen Wortverbindungen und sprachlichen Zusammenhängen. Wenn wir herzlich grüßen und dabei wirklich meinen, was wir sagen, dann grüßen wir aus der Mitte unseres Wesens heraus, dann sind wir ganz dabei mit einem liebenden Herzen. Wenn uns etwas tief bewegt,

greift es uns an das Herz oder sind wir im Herzen gar erschüttert. Es hat mit dem Herzen zu tun, wenn wir trauern, aber auch unsere Freude hat es mit dem Herzen zu tun. Wir freuen uns von Herzen, oder wir sind von Herzen vergnügt. Der Zorn und die Liebe betreffen das Herz, ebenso der Hass und die Sympathie, die Ablehnung und die Zustimmung. Dabei ist immer auch das Herz als leibliches Organ mitbetroffen. In der Freude, in der Trauer und in der Enttäuschung zittert das Herz, schlägt es oder zerspringt es. Es ist bewegt und es zerschmilzt, das Herz, es weint und lacht.

Wir sprechen von einem harten und einem weichen Herzen. Und die allermeisten Krankheiten des Herzens hängen mit unserem Gemüt zusammen. Es ist vor allem das harte Herz, das uns krank macht, oder es macht uns unglücklich. Ja, in der Regel geschieht Beides.

Wir sehen: Die Mitte unseres Wesens ist nicht der Verstand oder die Vernunft, sondern das Herz. Gewiss geht es nicht ohne den Verstand, ohne die Vernunft. Wenn das Herz davon absieht, wird alles chaotisch. Wenn aber der Verstand ohne Herz das Regiment führt, dann entsteht eine Eiszeit.

Das aber charakterisiert weithin unsere Situation heute. Denn das Wort Barmherzigkeit, überhaupt der Begriff „Herz“, steht bei uns nicht hoch im Kurs. Wir reden zwar viel davon, aber das beweist eher das Gegenteil. Unsere Welt ist kalt und unpersönlich geworden. Niemand kann im Ernst bestreiten, dass der Umgang der Menschen miteinander von einer tiefen Krise bestimmt ist, im Privatleben, im beruflichen, im wirtschaftlichen und im politischen Leben. Darum der Zerfall der Familien, darum so viel Unversöhnlichkeit, Gemeinheit und Verbrechen, darum so viel Bosheit und so viel Not.

Viele Menschen sind heute zutiefst verwundet, hinter der Maske äußerer Zufriedenheit und Weltläufigkeit blutet ihnen das Herz. Viele sind heute krank an der Seele, und die kranke Seele macht den Leib krank.

Schon vor beinahe 150 Jahren hat ein prophetisch begabter Dichter und Philosoph gesagt, ein unbarmherziger Winter werde über die Welt hereinbrechen, eine neue Eiszeit werde kommen (Friedrich Nietzsche, + 1900). Heute ist sie da. Wir leben in einer kalten, ja, grausamen Welt.

Von der Grausamkeit der Menschen berichten die Medien alle Tage. Aber wir erleben sie auch unmittelbar in unserem Alltag, sozusagen auf Schritt und Tritt. Zuweilen wird sie gar von den Menschen bewundert, die Grausamkeit, übermütig wie die Menschen sind.

Da drängt sich die Frage auf: Warum gibt es so viel Grausamkeit in unserer Welt? Was ist der Grund dafür? Die Antwort darauf kann man vielleicht so formulieren: Der Mensch ist eben nicht gut. Es lastet das Geheimnis der

Bosheit auf der Menschheit, ein Geheimnis, das uns auf eine Katastrophe am Anfang der Geschichte zurückverweist. Aus dieser Katastrophe ging die Ursünde hervor, die überall da herrscht, wo der Mensch ohne Gott lebt, wo er sich gegen die Erlösung sperrt, die Christus uns gebracht hat. Der Mensch wird gewissenlos und gnadenlos, wenn er Gott vergisst. Das erleben wir heute. Das ist der Alltag unserer Welt.

Die Ursünde und der daraus hervorgehende Stolz und die daraus hervorgehenden Fehlhaltungen des Egoismus und der Gottlosigkeit, sie verhärten den Menschen und machen unsere Welt hart, wenn wir uns nicht dem Erlöser zuwenden. Das harte Herz, an seine Stelle tritt das sanftmütige Herz des Erlösers. Und es muss Besitz von uns ergreifen.

Viele warten heute voller Sehnsucht auf Menschen, die ein offenes Herz haben für sie. Im Grunde suchen wir alle Liebe, Freundschaft und Barmherzigkeit, sind wir alle auf der Suche nach Menschen, die sich uns zuwenden. Aber wie oft suchen wir sie vergeblich! Und wenn wir sie gefunden haben, wie oft erleben wir es dann, dass sie uns enttäuschen! Wir meinen, wir hätten Herzlichkeit gefunden, und die Herzlichkeit erweist sich dann schon bald als ein schöner Traum.

Menschen enttäuschen uns. Christus enttäuscht uns nicht. Er hat ein Herz für einen jeden von uns. In der Erfahrung der Dunkelheit und Kälte dieser Welt, in der Erfahrung der Not und der Einsamkeit unseres Lebens trifft uns die gute Botschaft - und wir müssen sie weitersagen - dass Jesus, unser Erlöser, ein Herz hat für uns. Wir müssen sie weitersagen, diese Botschaft, vor allem durch unser Leben.

Wunderbares haben die ersten Jünger Jesu erlebt im Umgang mit ihm, einen Menschen voll Güte und Zuneigung für alle. Ein Mensch voll Güte und Zuneigung für alle und mehr als das, das ist Christus auch heute noch, heute in einem tieferen und umfassenderen Sinne als damals. Er ist barmherzig, und er erfüllt all unsere Sehnsüchte, die ohne ihn unerfüllt bleiben. Zwar ist er nicht sichtbar für uns, es gibt jedoch vieles, was wir nicht sehen können, was aber doch wirklich ist.

\*

In der Herz-Jesu-Verehrung feiern wir das für uns offene Herz des Erlösers. Die Herz-Jesu-Verehrung erinnert uns an das uns liebende Herz des Erlösers in einer kalten und frostigen, ja, grausamen Welt, in der die Menschen seelisch und oft auch physisch sterben an der Herzenshärte, an der eigenen Herzenshärte wie auch an der der anderen.

Die Herz-Jesu-Verehrung meint die Einübung der Gemeinschaft mit Christus und die Verwirklichung der Idee seiner Barmherzigkeit. Sie veredelt uns, sie gibt uns schon in dieser Welt eine Ahnung von der kommenden Welt. Schon in dieser Welt lässt sie den Glanz des kommenden Gottesreiches erstrahlen.

In der Verbundenheit mit Christus wird selbst das schwerste Kreuz leicht. Und er erfüllt unsere tiefste Sehnsucht. Dabei ist er treu und beständig, anders als die Menschen, die so oft wankelmütig und unzuverlässig sind, die uns so oft enttäuschen, wenn sie nicht gefestigt sind durch die Gemeinschaft mit Christus und durch die demütige Nachfolge des Erlösers.

„Das Herz spricht zum Herzen“ (John Henry Newman). Darum geht es in der Herz-Jesu-Verehrung, es geht in ihr um den Dialog der Herzen in der Freundschaft mit Christus. Durch die Herz-Jesu-Verehrung erhält unsere Frömmigkeit Lebendigkeit, Glut und Leidenschaft. In ihr werden wir mit Freude und Trost erfüllt, erhalten wir große Kraft in der Freude wie auch im Leid, in ihr wird uns immer neu ein Abglanz der ewigen Vollendung geschenkt. Amen.

PREDIGT ZUM 10. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 10. JUNI 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„EIN GROSSER PROPHET IST UNTER UNS ERSCHIENEN, UND GOTT HAT SEIN VOLK HEIMGESUCHT“

Das Evangelium des heutigen Sonntags erinnert uns an den Tod. Der Tod begleitet uns beständig. Er ist die stärkste Macht in dieser Welt. Was ist stärker als der Tod? Er macht all unsere Werke zunichte, er ist das endgültige Ende unseres Daseins, unseres Daseins in dieser Welt, er ist der unwiderrufliche Ausstieg aus dem, was unsere Tage, was unser Heute und Morgen bestimmt. Damit ist jedoch noch nicht alles gesagt. Denn es gibt noch ein anderes Leben jenseits der Todesschwelle. Das heißt: Nur scheinbar ist der Tod das endgültige Ende. Außer dieser sichtbaren und erfahrbaren Welt gibt es noch eine andere, für die wir gleichsam im Tod geboren werden. An diesem neuen Leben bauen wir heute und morgen. Es ist in unsere Hand gelegt, ob es ein gelungenes, ein glückseliges sein wird oder ob wir scheitern werden für immer. Das Letztere ist dann der Fall, wenn der Tod uns ereilt, während wir fern von Gott leben, wenn wir sozusagen als Tote sterben, als solche, die in der Nacht der Sünde leben.

Im Evangelium dieses Sonntags erscheint Jesus als einer, der mächtiger ist als der Tod. Wir erfahren darin, dass er den irdischen Tod zunichte machen kann.

Aber nicht nur den irdischen Tod, auch den ewigen Tod kann er zunichte machen, das bezeugt uns nicht nur dieses Evangelium, letztlich bezeugt uns das jede Zeile des Neuen Testaments.

Somit fragt uns das Evangelium, wie wir uns vorbereiten auf das andere Leben, das mit unserer Todesstunde anhebt, und wie Jesus auch heute noch Tote zum Leben erweckt und den ewigen Tod überwindet.

\*

Der Tod, wie wir ihm alle Tage begegnen, der irdische Tod, der unserem Planen und Sorgen ein Ende setzt, er ist mächtig, und er erfüllt uns mit Trauer. Wer von uns fürchtet ihn nicht? Aber er ist nicht das Letzte. Es fallen in ihm jedoch die Würfel für die Ewigkeit, genau das ist sein eigentliches Wesen. Nicht auf das Wann und Wo des Sterbens kommt es daher an, sondern auf das Wie. Der Tod wird uns zum Verhängnis, wenn wir wie Tote leben, das heißt: ohne Gott, ohne Christus, ohne die Kirche, ohne Gebet und ohne die Sakramente. Der geistige Tod ist also das eigentliche Unheil, die schwere Sünde, die Missachtung Gottes, der Pakt mit der Welt, die Leugnung der Ewigkeit. Das alles ist weit folgenreicher als der leibliche Tod. „Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen“ heißt es im Alten Testament im Buch des Predigers (Pred 11, 3). Dass er richtig fällt, das ist in unsere Hand gelegt und dazu hat Gott uns geschaffen. Nichts ist bedeutsamer in unserem Leben. Dem zeitlichen Tod können wir ohnehin nicht entfliehen, aber dem ewigen zu entfliehen, dem ewigen unglückseligen Leben, das ist uns anheimgestellt, das ist die entscheidende Verantwortung, die auf uns ruht, die Gott uns auferlegt hat. Darin besteht unsere eigentliche Aufgabe in dieser Welt, gegenüber der alle anderen Aufgaben verblassen. Christus stellt in den Evangelien wiederholt die rhetorische Frage: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber das um den Preis der Sünde, um den Preis der ewigen Verlorenheit“ (Mt 16, 26).

Viele sagen heute: Macht es euch schön, es gibt nur ein Leben, es gibt nur das Leben vor dem Tod, ein Leben nach dem Tod, das ist eine Illusion. Sie suchen das Leben in den Annehmlichkeiten dieser Welt. Sie bezeichnen das als Leben, was wir aus der Sicht des Glaubens als Tod bezeichnen, gefährden damit indessen ihre ganze Ewigkeit.

Der Tod der Sünde ist das größte Übel. Daran sollte uns der Tod des Leibes immer wieder erinnern.

Jeden Tag sind wir aufgerufen, so zu leben, dass uns der Tod das Tor zum wahren Leben werden kann. „Respice finem in omnibus“, sagten schon die alten Römer, „sieh auf das Ende in allem“. Das ist klug und heilsam für uns. „Bei allem, was du tust, gedenke der letzten Dinge, und du wirst in Ewigkeit

nicht sündigen“ heißt es im Alten Testament, im Buch Jesus Sirach (Sir 7, 40).

Der Gedanke an das Ende ist klug und heilsam für uns. Mit ihm relativieren wir unsere Leiden und unsere Freuden. Wenn wir immer an das Ende denken, verzweifeln wir nicht im Unglück und bleiben wir demütig im Glück.

Dabei ist es ein großer Trost für uns, zu wissen, dass die Macht Christi nicht nur den zeitlichen Tod, sondern auch den ewigen, das ewige Verderben zunichte machen kann und auch macht, und zwar immer wieder aufs Neue.

Der heilige Augustinus hat uns vor mehr als 1500 Jahren daran erinnert, dass die Auferweckung vom Tod der Sünde im Vergleich mit der Auferweckung vom leiblichen Tod das größere Wunder ist und dass Jesus dieses Wunder täglich wirkt, in vielfacher Weise, dass er es immerfort wirkt er in der Bekehrung und im Sakrament der Buße.

Augustinus hat diese Auferweckung vom Tod der Gottesferne und der Sünde schmerzlich und dankbar an seinem eigenen Leibe erfahren. Seine Mutter hatte sie ihm erbetet und erlitten. Viele Tränen hatte sie um ihn geweint, als er ein Leben fern von Gott und in der Sünde geführt hatte.

Viele Mütter sind heute in einer ähnlichen Lage wie die Mutter des Augustinus. Wie sie können sie das Erbarmen Gottes erbitten und erleiden und so das Wunder der Auferweckung vom Tod der Sünde erneuern, das Christus immerfort in unserer Welt wirkt in seiner Allmacht und in seiner Güte.

Dem irdischen Leben wiedergegeben zu werden, das kann uns im Einzelfall die Macht Gottes in überwältigender Weise vor Augen führen. Gott ist der Herr über Leben und Tod. Davon berichten das Alte Testament und, ein wenig häufiger, das Neue, aber auch in der Geschichte der Kirche hat Gott immer wieder einmal dieses Wunder gewirkt. Allein, diejenigen, die vom irdischen Tod auferweckt wurden, sie mussten aufs Neue sterben, die Auferweckung vom Tod der Sünde reicht indessen hinein in die Ewigkeit. Das ewige Leben ist bedeutsamer für uns als das zeitliche. Dass jemand, der falsche Wege geht, heimfindet zu Gott, dass wir selber leben vor Gott, wenn die Nacht kommt, „in der niemand mehr wirken kann“ (Joh 9, 4), das ist wichtiger als alle äußeren, als alle augenfälligen Wunder, die Gott wirkt in unserer Welt.

\*

Was uns die Auferweckung des Jünglings von Naim, jenem kleinen Dorf in der Nähe von Nazareth, lehren will, ist das, dass wir den Tod der Seele mehr

fürchten als den Tod des Leibes. Das ist das Eine. Ein Zweites ist das, dass wir Vertrauen haben auf den, der uns auch heute sein Erbarmen schenkt, wenn wir ihn bitten, und das Wunder der Totenerweckung auf einer höheren Ebene immer neu wirkt an uns und an jenen, die uns nahe stehen. Es geht im Evangelium des heutigen Sonntags um unsere Verantwortung vor Gott im Blick auf die Ewigkeit, der wir entgegengehen, und um das Erbarmen Christi, unseres Erlösers, der uns rettet vor dem ewigen Tod, wenn wir ihm Vertrauen schenken und wenn wir uns ehrlich bemühen. Amen.

PREDIGT ZUM FEST FRONLEICHNAM, GEHALTEN AM 7. JUNI 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DARUM PRÜFE SICH DER MENSCH, UND SO ESSE ER VON  
DIESEM BRROT  
UND TRINKE ER AUS DIESEM KELCH“

Es ist schon mehr als vier Jahrzehnte her, da schrieb Papst Paul VI. eine Enzyklika über die Eucharistie mit dem Titel „Mysterium fidei“ - „Geheimnis des Glaubens“. Im Jahre 2003 schrieb Papst Johannes Paul II. eine Enzyklika über die Eucharistie mit dem Titel „Ecclesia de Eucharistia vivit“ „die Kirche lebt aus der Eucharistie“. Die Eucharistie ist nicht ein Geheimnis des Glaubens - es gibt viele Geheimnisse im Glauben der Kirche -, sie ist vielmehr das Geheimnis unseres Glaubens, das entscheidende, weil in ihm gleichsam alle anderen Glaubensgeheimnisse enthalten sind. Deshalb lebt die Kirche aus der Eucharistie. Die Aussage „die Kirche lebt aus der Eucharistie“ ist indessen zugleich ein Imperativ. Das heißt: Wir alle müssen aus der Eucharistie leben, denn die Kirche, das sind wir alle. Wir alle müssen aus der Eucharistie leben, wenn wir glauben, was uns in ihr geschenkt wird, und wenn wir dem Glauben die Treue halten wollen. Auch das übernatürliche Leben bedarf der Nahrung, damit es erhalten werden und damit es wachsen kann.

Die Eucharistie, für die wir Gott heute in besonderer Weise danken, steht im Mittelpunkt dieses Fronleichnamstages, des Tages des Herrenleibes. Seit dem Jahre 1264 feiern wir ihn in der ganzen Kirche. Ungefähr 20 Jahre zuvor war er zum ersten Mal in belgischen Lüttich festlich begangen worden. Schon bald wurde der Fronleichnamstag mit einer eucharistischen Prozession verbunden. Diese gibt ihm bis heute das Gepräge.

\*

Das II. Vatikanische Konzil bezeichnet die Eucharistie als den „Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt“ und als die „Quelle, aus der all ihre Kraft

strömt (Sacrosanctum Concilium, Nr. 10). Mit diesen Worten zeigt das Konzil, warum und in welcher Weise die Kirche aus der Eucharistie lebt. Dass die Kirche aus der Eucharistie lebt, das galt von Anfang an. Seit den Tagen der Apostel war das Sakrament des Herrenleibes die Mitte der Frömmigkeit der Kirche. Zunächst feierte man die Eucharistie am Sonntag, dem ersten Tag der Woche, dem Tag der Auferstehung Christi, aber schon bald ging man dazu über, sie jeden Tag zu feiern, sie in der Morgenfrühe zu feiern und sie dabei als den Höhepunkt des Tages zu verstehen. Stets verstand man diese Feier von Ostererfahrung her. Immer war sie österlich geprägt. Man feierte in ihr das letzte Mahl Jesu im Kreise seiner Jünger sowie seinen Tod und seine Auferstehung. Das war mehr als eine Erinnerung, mehr als eine schlichte "memoria". Das heißt: Die Erinnerung war gleichzeitig die Gegenwärtigsetzung dessen, was geschehen war im Tod Jesu am Kreuz und in seiner Auferstehung und was gleichsam vorweggenommen worden war in jenem Abschiedsmahl. Das Kreuzesopfer wurde sakramental gegenwärtig durch die Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und in das Blut des auferstandenen Christus, der gelitten und einen grausamen Tod auf sich genommen hatte, und dieser wurde dann im Opfermahl zur Speise für jene, die an seinem Opfer Anteil erhalten und die sich mit ihm dem Vater im Himmel als Opfer dargebracht hatten. Die getrennten Gestalten stellten dabei den Tod Christi sichtbar dar und erinnerten bleibend an seinen Erlösertod.

Heute besteht die Tendenz, im Zuge der konfessionellen Nivellierung, das Messopfer auf das Mahl zu verkürzen. Das ist falsch und zugleich töricht, denn das Mahl erhält seine Bedeutung vom Opfer her. Es gibt das Mahl nicht ohne das Opfer. Darum müssen auch nicht alle teilnehmen an diesem Mahl, womit ohnehin wichtige Bedingungen verknüpft sind. In diesem Sinn ermahnt der Apostel Paulus die Gläubigen von Korinth, dass sie sich prüfen, bevor sie das Sakrament empfangen, dass sie Gewissensforschung anstellen. Wenn sie am Opfermahl teilnehmen wollen, müssen sie frei sein von schwerer Verfehlung und einen lebendigen Glauben haben und in rechter Weise das Opfer mitgefeiert haben(1 Kor 11, 27 f).

Das Konzil von Trient betont, dass die heilige Messe in erster Linie ein Opfer ist (DS 1740). Diesen Gedanken hat auch das Zweite Vatikanische Konzil unmissverständlich aufgegriffen (Sacrosanctum Concilium, Nr. 47). Das eucharistische Geheimnis ist primär das Geheimnis des geopferten Leibes Christi. Sekundär ist es ein Mahl, ein Mahl, das aus dem Opfer erwächst. Solche Zusammenhänge müssen sich die Vorkämpfer der Interkommunion vor Augen halten, hüben und drüben.

Nicht nur der Opfercharakter der heiligen Messe wird heute vielfach in Frage gestellt, auch die Wirklichkeit der Gegenwart des auferstandenen Christus in diesem Opfer. Da werden Brot und Wein nicht mehr verwandelt in den Leib und in das Blut Christi, da werden sie zu reinen Symbolen für Christus und

für die Heilstaten der Erlösung. So hatte der Reformator Zwingli (+ 1531) das eucharistische Geheimnis schon in der Zeit der Reformation gedeutet. Heute ist diese Deutung verbreiteter als je zuvor, auch im katholischen Lager. Sie wird gefördert durch die Ehrfurchtslosigkeit im Umgang mit den heiligen Gestalten und durch die Tendenz, all das aus dem Glauben auszuschneiden, was unser Verstand nicht verstehen kann. Da wird der katholische Glaube in seinem Zentrum getroffen.

Die Ehrfurchtslosigkeit hat ohnehin verheerende Folgen für die Glaubenswirklichkeiten. Das gilt allgemein, in besonderer Weise aber für die subtilste Glaubenswirklichkeit, die uns geschenkt worden ist, für das eucharistische Glaubensgeheimnis. Die Ehrfurcht verstehen wir am besten als scheue Liebe und als liebende Scheu.

Ein Indiz für den eucharistischen Unglauben ist die Tatsache, dass mehr als vier Fünftel der Katholiken nicht einmal mehr am Sonntag die heilige Messe besuchen, und das trotz der schweren Verpflichtung, die ihnen das Kirchengesetz auferlegt. Ein Indiz für den eucharistischen Unglauben ist aber auch die Art und Weise, in der die heilige Messe heute oftmals gefeiert wird, sowie die Willkür, mit der man sie nicht selten gestaltet.

\*

Das entscheidende Geheimnis unseres Glaubens ist das Geheimnis der Eucharistie. Wenn wir ihre Wirklichkeit gläubig bejahen, dann werden wir aus ihr leben, dann wird die tägliche Mitfeier der heiligen Messe das Ideal sein. Einen Menschen in seiner Nähe zu wissen, der einem mehr bedeutet als ein großes Kapital, gehört zu dem Schönsten, das uns das Leben bereitet. Viele können nur davon träumen, weil die Menschen so oft trügerisch sind und die Liebe so oft nicht mit der Treue gepaart ist. Die Eucharistie ist das Sakrament der Nähe Christi. Sie ist das Vermächtnis seiner Liebe und seiner Treue. Jedem wird sie geschenkt, der sie sucht, diese Nähe, und wo Menschen uns enttäuschen, der menschengewordene Gottessohn kann uns nicht enttäuschen. Zudem kann die menschliche Liebe immer nur ein schwacher Abglanz jener Liebe sein, die dieser uns schenkt. Die eucharistische Christusfreundschaft und Christusinnigkeit ist der größte Reichtum der katholischen Kirche und als solche schon ein bedeutendes Kriterium ihrer Treue zum Anfang des Christentums. Der eucharistische Glaube der Kirche, er entspricht nicht der Sprache der Menschen, ihn hätten der menschliche Intellekt und die menschliche Phantasie nicht ersonnen. Wir müssen das Geheimnis freilich bejahen, mit dem Verstand und mit dem Herzen, und ihm in Ehrfurcht und Dankbarkeit begegnen. Und wir müssen es anbeten. Der eucharistische Christus wartet auf uns in unseren Kirchen. Amen.

PREDIGT ZUM FEST DER ALLERHEILIGSTEN DREIFALTIGKEIT,  
 GEHALTEN AM  
 3. JUNI 2007 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„EHRE SEI DEM VATER UND DEM SOHN UND  
 DEM HEILIGEN GEIST“

Das tiefste Geheimnis des christlichen Glaubens ist das Geheimnis des dreifaltigen Gottes. In ihm verehren wir den Vatergott, den Sohn Gottes und den Heiligen Geist und glauben dennoch an den einen Gott, an die eine göttliche Majestät, Allmacht und Güte. Der heutige Festtag ist diesem Geheimnis gewidmet. Wenn wir genauer hinschauen, ist das Geheimnis des dreifaltigen Gottes jedoch der Kern eines jeden Festes, ja, jeden Tag feiern wir dieses Geheimnis, und immer wieder. Wir feiern es im Kreuzzeichen, wenn wir im Namen des dreifaltigen Gottes den Tag oder unsere Andacht oder unsere Arbeit beginnen. Wir feiern es im Vaterunser, das an den Vater gerichtet ist, das uns der Sohn gelehrt hat, das wir im Heiligen Geist beten. Wir feiern es im Ave Maria, dem Gruß des Vaters an die Mutter des Sohnes und die Braut des Heiligen Geistes. Wir feiern es in der heiligen Messe, in der wir das Opfer des Sohnes feiern, der sich im Heiligen Geist dem himmlischen Vater dargebracht hat für das Heil der Menschen. Und nicht zuletzt feiern wir es im Ehre sei dem Vater, in dem wir dem dreifaltigen Gott die Ehre geben. Die ganze Schöpfung bezeugt das Mysterium des dreifaltigen Gottes, denn der Schöpfer hat allem Geschaffenen die Dreiheit, sein inneres Wesen, gleichsam als Stempel aufgedrückt.

Der heilige Augustinus (+ 430) hat in seinem umfangreichen Buch über das Geheimnis des dreifaltigen Gottes immer wieder solche Spuren der Dreieinigkeit Gottes entdeckt und überall in der Schöpfung die Dreiheit als einen Hinweis auf den dreifaltigen Gottes verstanden. So etwa, wenn wir von den drei Dimensionen des Raumes sprechen: Länge, Breite und Höhe, von den drei Dimensionen der Zeit: Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, oder von den Kräften des Menschen: dem Erkennen, dem Wollen und dem Streben, oder auch dem Erkennen, dem Wollen und der Erinnerung.

\*

Die Existenz Gottes in drei Personen ist ein Glaubensgeheimnis im strengsten Sinne des Wortes. Zudem ist es das erste und das grundlegendste. Mit ihm steht und fällt das Christentum. Heute müssten wir vielleicht angesichts der allgemeinen Verflachung sagen: Mit ihm fällt das Christentum. Es handelt sich hier um ein Geheimnis, das wir weder in seiner Tatsächlichkeit noch in seinem Inhalt erkennen können. Wir wissen darum allein durch die Offenbarung Gottes. Und an seinen Inhalt können wir uns nur stammelnd

herantasten. Blicken wir auf dieses Geheimnis, stehen wir gleichsam am Rand eines Ozeans, ohne zu wissen, wie weit und wie tief er ist. Dennoch können wir einiges davon verstehen und einiges darüber aussagen.

In der Offenbarung Gottes, im Alten Testament und dann im Neuen Testament, zeigt es sich immer deutlicher, dass der eine Gott ein lebendiger Gott ist, dass er Einheit und Vielheit in sich vereinigt, dass er den Monotheismus sprengt und ihn dennoch nicht in Frage stellt. Jahrhunderte hindurch rang man darum, wie sich die Einheit und die Vielheit in Gott miteinander vereinbaren lassen, bis man schließlich auf dem Konzil von Nizäa im Jahre 325 und wenig mehr als fünf Jahrzehnte später auf dem Ersten Konzil von Konstantinopel die Formel gefunden hatte. Im großen Glaubensbekenntnis, im Credo, hat sie Gestalt gefunden. Da heißt es vom Sohn Gottes, dass er Gott von Gott ist und Licht vom Licht, dass er gezeugt, nicht geschaffen ist. Eine geistige Zeugung ist hier gemeint. Und vom Heiligen Geist heißt es da, dass er vom Vater und vom Sohn ausgeht, dass er der Herr und Lebensspender ist, dass er mit dem Vater und dem Sohn zugleich angebetet und verherrlicht wird.

Im Geheimnis des dreifaltigen Gottes erkennen wir, dass die Lebensfülle in Gott so gewaltig ist, dass sie nicht von einem einzigen Ich ausgeschöpft werden kann. Das ist nicht gegen die Vernunft, aber es übersteigt sie. Unübertrefflich ist noch immer die Erklärung des Geheimnisses des dreieinigen Gottes, wie sie der heilige Augustinus gefunden hat, wenn er feststellt: Gott erkennt sich und spricht sein Wesen aus, so entsteht das Du in Gott. Das Bild der Selbsterkenntnis Gottes aber hat ein personhaftes Antlitz, dieses nennen wir den Sohn. Und die Beziehung zwischen dem Ich und dem Du in Gott, auch sie hat ein personhaftes Antlitz, in ihm erkennen wir den Heiligen Geist, den Liebesatem in Gott.

Gott ist nicht etwas Starres, er ist ein unendliches Leben, ein steter Austausch, ein nie endendes Gespräch. Im Vater, im Sohn und im Heiligen Geist bilden die Allmacht Gottes, seine Güte und seine Weisheit eine Einheit. Wie hätte menschliche Weisheit so etwas ersinnen können?

Das innerste Geheimnis in Gott ist die Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn. Diese Liebe aber fließt über in die Welt. Das geschieht schon in der Schöpfung, in ganz neuer Weise geschieht das dann aber in der Erlösung, in der Erlösung in der Gestalt der übernatürlichen Erhöhung des Menschen durch die heiligmachende Gnade, die ihre letzte Ausgestaltung findet in der Anschauung Gottes. Die überfließende Liebe Gottes zu entfalten, das ist die eigentliche Aufgabe, die wir als Christen zu erfüllen haben. Dabei sollen wir die sich verströmende Liebe Gottes gleichsam zu ihrem Ausgang zurückführen.

Durch die Gnade der Taufe sind wir schon in diesem Leben in das Leben des dreifaltigen Gottes hineingenommen, wenn auch noch verhüllt, schattenhaft. Der heilige Paulus bezeichnet uns von daher als Tempel Gottes (1 Kor 3, 18). Wir würden sagen: Als Tempel des dreifaltigen Gottes. Vollendet wird diese Gnade jenseits der Schwelle unseres Todes, vorausgesetzt dass wir sie bewahren bis in die Stunde des Todes hinein. Die Gemeinschaft mit Gott, die uns im Heiligen Geist gewährt wird in diesem Leben, sie ist nur ein schwacher Abglanz jener Gemeinschaft, die uns in der Ewigkeit zuteil werden soll.

In eindrucksvoller Weise begegnet sie uns bereits im Geheimnis des menschengewordenen Gottessohnes. In ihm ist die menschliche Natur in vollendeter Weise in das Geheimnis des dreifaltigen Gottes aufgenommen worden. Der menschengewordene Gottessohn ist das Modell unserer Begnadigung und unserer Vollendung. Er ist der natürliche Sohn Gottes, wir sind Söhne und Töchter Gottes durch die Gnade, durch die wir der göttlichen Natur teilhaftig geworden sind.

Der dreifaltige Gott, die Gemeinschaft mit ihm, ist unsere Hoffnung. Ohne Hoffnung kann der Mensch nicht leben. Darum klammert er sich an alles Mögliche, das ihm aber immer nur eine Zeitlang als Hoffnung dienen kann, um dann wieder der Angst zu weichen, wenn sie nicht gar im Verborgenen weiter wirksam ist. Die Grundhaltung der Heiden war einst die Angst. Die Botschaft des Christentums und der Kirche brachte den dreifaltigen Gott in die Welt, die Kenntnis von ihm und das Leben mit ihm, und damit die Überwindung aller Angst durch die Hoffnung. Die Grundhaltung der Neuheiden in unserem postchristlichen Zeitalter ist wiederum die Angst, die sich freilich auf mannigfache Weise zu verbergen weiß. Häufig verbirgt sie sich hinter gespielter Arroganz und zur Schau getragener Selbstsicherheit, wovon viele beeindruckt werden, sind wir doch alle stets versucht, uns blenden zu lassen, weil wir allzu sehr dem Vordergründigen verhaftet sind.

Die Hoffnung auf den dreifaltigen Gott schenkt uns den Frieden der Seele. Dieser macht uns innerlich reicher als unsere wirtschaftlichen Möglichkeiten und auch als unsere gesellschaftliche Position. Er schenkt uns ein gesundes Selbstbewusstsein. In ihm können wir die Last und das Leid im Alltag im Blick auf die Vergänglichkeit alles Irdischen relativieren.

\*

Der dreieinige Gott ist nicht einfach ein höchstes Wesen. Er ist ein lebendiger Gott. Dieser lebendige Gott nimmt uns hinein in sein inneres Leben, vorausgesetzt, dass wir der Sünde entsagen. Somit schenkt er uns jene Hoffnung, die allein unsere kreatürliche Angst in der Tiefe überwinden kann.

Sie bewahrt uns vor der trügerischen der Faszination der Welt, und sie schenkt uns den Frieden der Seele.

Der heilige Augustinus charakterisiert das Geheimnis des dreieinigen Gottes als das Mysterium, das uns erzittern lässt angesichts seiner Unergründlichkeit, dass uns aber gleichzeitig in höchstem Maße anzieht in seiner Schönheit und in seiner Vollendung, als die tiefste Erfüllung unserer Sehnsucht. Dem Mysterium des dreifaltigen Gottes nähern wir uns angemessen in liebender Scheu und in scheuer Liebe. Amen.

PREDIGT ZUM PFINGSTMONTAG, GEHALTEN AM 28. MAI 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN,

„DER VATER WIRD EUCH EINEN ANDEREN  
TRÖSTER GEBEN, DEN GEIST WAHRHEIT, DEN DIE WELT  
NICHT EMPFANGEN KANN“

Das Geheimnis des Heiligen Geistes ist unausschöpflich in seiner Tiefe. Darum trägt er so viele Namen, der Heilige Geist. Sie alle können jeweils nur einen Aspekt seines Wesens deutlich machen. Zwei Namen sind besonders aussagestark und treffen in besonderer Weise das Wesen des Heiligen Geistes, zwei Namen, die uns im heutigen Evangelium begegnen: Tröster und Geist der Wahrheit wird der Heilige Geist da genannt.

\*

Viermal wird der Heilige Geist im Johannes-Evangelium als Tröster bezeichnet. „Paraklet“ ist das griechische Wort, das da steht. Es bedeutet nicht nur Tröster, sondern auch Helfer oder Beistand. Aber hier ist der Beistand wohl in dem spezifischen Sinne von Trost gemeint, denn das Kommen des Parakleten steht im Zusammenhang mit dem Abschied Jesu von seinen Jüngern, die diesen Trost brauchten, weil nach der Himmelfahrt des Meisters schwere Zeiten anbrachen für sie. Trost ist mehr als Beistand. Aber nicht nur sie brauchten den himmlischen Tröster, wir alle brauchen ihn in den Prüfungen unseres Lebens, in der Verfolgung um der Wahrheit willen und in den mannigfachen Belastungen, die zu unserer christlichen Berufung gehören, wenn wir ihr die Treue halten. Der heilige Paulus vergleicht das Leben des Christen wiederholt mit dem Dienst eines Soldaten (1 Tim 1, 18; 2 Tim 2, 3 f; 2 Kor 10, 4 f) und erinnert daran, dass ein Soldat tapfer sein und Ausdauer haben muss. Von daher erklärt er den vielfach bedrängten Gläubigen von Antiochien in Pisidien: „Durch viele Drangsale müssen wir in das Reich Gottes eingehen“ (Apg 14, 22).

Der Trost des Heiligen Geistes besteht darin, dass er uns an das ewige Leben erinnert, das uns verheißen ist, dass er uns ermahnt, nicht müde zu werden und nicht aufzugeben, dass er uns die Wahrheit vor Augen hält, dass die Zeit kurz und die Ewigkeit lang ist. Sein Trost besteht darin, dass er uns sagt, dass die Stunde der Wahrheit kommen wird. Für jene, die sich ehrlich bemühen, Gott die Ehre zu geben in ihrem Leben und den guten Kampf zu kämpfen (1 Tim 6, 12), ist dieser Trost eine Hilfe und ein Ansporn, für die jedoch, die ohne Gott und ohne die Kirche leben, ist er eine Herausforderung und ein Nagel ins Gewissen, oder er wird ihnen zum Verhängnis, nämlich dann, wenn sie gänzlich taub geworden sind gegenüber dem, was Gott uns sagt. Jesus weinte einst über das unbußfertige Jerusalem (Lk 19, 41)

Der Heilige Geist tröstet uns nicht nur dadurch, dass er unser Leben in den größeren Zusammenhang der Heilsgeschichte stellt, er gibt uns auch die Kraft, weiterzugehen, wenn wir schon längst am Ende sind. Er ist nicht nur das Licht, durch das wir die Wahrheit erkennen, er ist auch das Feuer, das unserem Willen stark macht.

Erreichen kann uns der Trost des Gottesgeistes allerdings nur dann, wenn wir uns ihm im Glauben öffnen, wenn wir nach oben schauen und demütig unsere Armut bekennen.

Der Tröster ist zugleich der Geist der Wahrheit. Immer wieder wird uns der Geist der Wahrheit zum Tröster. Wie anders sollte er uns auch trösten, wenn nicht durch die Wahrheit? Aber sein Zeugnis für die Wahrheit ist umfassender. Er steht für jene Wahrheit, vor der allzu viele auf der Flucht sind, für jene Wahrheit, die von allzu vielen bekämpft wird. Und er deckt damit die Lügen des Teufels und seiner Helfershelfer auf.

Zuweilen spricht der Heilige Geist zu uns durch unser Gewissen. Aber normalerweise sagt er uns die Wahrheit nicht individuell. Sein Organ ist in der Regel die Kirche, die Sachwalterin der Offenbarung Gottes, von der wir glauben, dass der Heilige Geist ihre Seele ist. Der Geist der Wahrheit spricht zu uns durch die Kirche und durch ihre Verkündigung, wie sie nicht nur heute erfolgt, sondern auch in den Jahrhunderten erfolgt ist, kontinuierlich.

Dabei sagt er uns vor allem, dass es letzten Endes nur in Unterordnung unter Gott und unter seinen heiligen Willen ein menschenwürdiges Leben geben kann für uns, weil wir als Menschen zutiefst auf Gott hingebunden sind. Das ist eine elementare Wahrheit, die eigentlich schon die natürliche Vernunft erkennen kann. Ohne die Religion verliert der Mensch den Boden unter den Füßen, programmiert er das Chaos, zerstört er sein Leben, seine Welt und seine Zukunft.

Von dieser Wahrheit wenden sich heute viele ab, denn die Zahl derer, die Gott theoretisch oder praktisch leugnen und die Zahl derer, die ohne Religion in den Tag hinein leben, ist im Wachsen begriffen, sie ist inzwischen weitaus größer ist als die Zahl derer, die Gott die Ehre geben, die beten und sich in ihrer Lebensführung vor Gott verantwortlich wissen. Darum häufen sich die Probleme, die individuellen, die sozialen und die nationalen Probleme. Darum ist unsere Zukunft finster, bewegen wir uns in einer Sackgasse. Dabei gibt es nicht wenige einflussreiche Lehrer, die alle Bedenken zerstreuen, die jede Religion und jede Moral als restlos veraltet und überflüssig deklarieren und sich gleichsam überschlagen in ihrem Zukunftsoptimismus. Das ist ein großes Verhängnis, denn die Wahrheit ist ohnmächtig, wenn wir sie uns nicht sagen lassen, jedenfalls vorläufig. Sie kommt an ihre Grenze, wo die Menschen, so sagt es die Heilige Schrift, die Finsternis mehr lieben als das Licht (Joh 3, 19).

Gottes Wahrheit können wir nur dann annehmen, wenn wir Gott fürchten und wenn wir ein demütiges Herz haben, ein demütiges Herz und ein Herz, das die Wahrheit liebt.

\*

Der Heilige Geist begegnet uns im heutigen Evangelium als der Tröster und als Geist der Wahrheit. Er tröstet uns in der Verfolgung und in den Prüfungen und in den Drangsalen unseres Christenlebens. Der Trost des Heiligen Geistes besteht darin, dass er uns auf das Ziel hinweist, das uns gegeben ist, und dass er uns die Kraft schenkt, nicht aufzugeben in den Bedrängnissen. Das tut er als der Geist der Wahrheit. Aber sein Zeugnis für die Wahrheit ist umfassender. Durch die Verkündigung der Kirche der Jahrhunderte, deren Seele er ist, zeigt er uns den Weg der Wahrheit, der uns allein Zukunft zu geben vermag, diesseits des Todes, aber auch jenseits dieser Grenze. So schenkt er uns Sicherheit und Halt in der Unsicherheit und in der Haltlosigkeit unserer gottentfremdeten Welt, die sich in ihrer Gottentfremdung selber zugrunde richtet. Wir disponieren uns für den Tröstergott und für den Geist der Wahrheit durch ein Leben im Gebet und durch die demütige Bereitschaft, auf die Stimme Gottes zu hören. Wer Trost finden will, muss sich trösten lassen. Und wer die Wahrheit erkennen will, darf sich nicht selber zum Maßstab der Wahrheit machen oder gar behaupten, es gebe sie gar nicht, die Wahrheit. Amen.

PREDIGT ZUM PFINGSTFEST, GEHALTEN AM 27. MAI 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„KOMM, SCHÖPFER GEIST, KEHR BEI UNS EIN“

Man hat das Pfingstfest als das Fest des unbekanntes Gottes bezeichnet. Damit wollte man zum Ausdruck bringen, dass die dritte Person im Geheimnis des dreifaltigen Gottes im Mittelpunkt dieses Festes steht, jene Person, die uns zwar auf Schritt und Tritt in mehr oder weniger verhüllten Worten in der neutestamentlichen, teilweise aber auch schon in der alttestamentlichen Offenbarung begegnet, die aber in ihrer Geheimnishaftigkeit noch unanschaulicher ist als der Vater und der Sohn es sind. Der Heilige Geist ist das Geschenk des auferstandenen Christus an die Welt, und er verwandelt sie, er ist die Seele der Kirche und die Gestalt der bleibenden Verbundenheit Christi mit ihr. Wie wirkt der Heilige Geist? Und welche Bedeutung hat er für unser Christenleben?

\*

Als Geist bezeichnen wir die dritte der drei göttlichen Personen. Darin kommt schon zum Ausdruck, dass die Geheimnishaftigkeit Gottes in dieser Person besonders hervortritt. Als Geist bezeichnen wir auch das innerste Geheimnis im Menschen, wohl wissend, dass unser Geist geschaffen ist, während Gottes Geist von Ewigkeit her ist, ungeschaffen. Der Heilige Geist ist Geist, der Mensch hat einen Geist. Der ungeschaffene Geist ist der Ursprung der Schöpfung, weshalb es von ihm heißt, dass er am Anfang über den Wassern schwebte (Gen 1, 2). Als der ungeschaffene Geist unterscheidet er sich bei aller Ähnlichkeit mit unserem Geist von ihm unendlich.

Um das Wirken des Heiligen Geistes zu beschreiben, verwendet die Heilige Schrift eine Reihe von Bildern, von Sinnbildern, von Symbolen. So wird der Heilige Geist mit einer Taube verglichen, die schnell ist und mit großer Geschwindigkeit Entfernungen überwindet und die für die Reinheit, für edle Schönheit, für den Frieden und für die Liebe steht. Schon in alttestamentlicher Zeit galt die Taube als Symbol der Liebe.

Sodann wird der Heilige Geist mit dem Bild des lebenspendenden Wassers beschrieben, das ist verständlich in einem Land, in dem die Trockenheit und eine oft unerträgliche Hitze über Monate hin den Alltag bestimmen: Das Wasser bringt Fruchtbarkeit, es reinigt und heilt, und es bedeutet Kraft - wir wissen, der elektrische Strom wird noch heute im Allgemeinen mit Hilfe der Wasserkraft erzeugt. Um anzudeuten, dass das Wasser ein treffliches Bild des Gottesgeistes ist, heißt es in der Heiligen Schrift immer wieder, dass der Heilige Geist ausgegossen wird über die Menschen.

Es gibt noch weitere Bilder für den Heiligen Geist in der Heiligen Schrift: Der Heilige Geist kommt im Sturm auf die Jünger Jesu herab. Der Sturm ist ein Bild der Kraft, einer urtümlichen Kraft, zuweilen auch einer unbegrenzten Kraft. Sodann erscheint der Heilige Geist im Feuer. Das Feuer spendet Licht und Wärme. Das Licht schenkt Klarheit, und die Wärme schenkt

Geborgenheit und Behaglichkeit. Das Feuer ist endlich auch ein Sinnbild der Liebe und noch einmal der Kraft.

Der Heilige Geist wird den ersten Jüngern Jesu in der Gestalt von Zungen geschenkt. Das ist ein Hinweis darauf, dass der Gottesgeist der Welt und den Menschen Gottes Geheimnisse bezeugt und dass die Geheimnisse Gottes der Welt und den Menschen nur in der Kraft des Gottesgeistes bezeugt werden können. Durch den Geist spricht Gott, und durch den Menschen muss Gottes Wort im Geist verkündet werden. Wie von Feuer sind die Zungen. Das erinnert uns an die übermenschliche Kraft des Gotteswortes, die allerdings durch die Freiheit des Menschen begrenzt wird, weil Gott es so will.

Die Farbe des Heiligen Geistes ist rot, weil das Zeugnis Gottes unter Umständen durch die Hingabe des Lebens bekräftigt werden muss.

Der Heilige Geist steht auch für die Kirche. Das Pfingstfest, das Fest des Heiligen Geistes, ist daher ein Fest der Kirche. Er, der Heilige Geist, ist die Seele der Kirche und das Geheimnis der Einheit in der Kirche, weshalb er die Gläubigen zusammenführt und alle Spaltung überwindet, wenn sie sich seinem Wirken nicht entgegenstellen. Er ist die Kraft der Kirche, der Heilige Geist, er ist ihre Fruchtbarkeit, ihre Geborgenheit, ihre Klarheit, ihr Zeugnis, ihre Reinigung und ihre Heiligung.

Das Wirken des Heiligen Geistes verbündet sich mit unserer Freiheit. Es ist ein Grundaxiom unseres christlichen Glaubens, dass die Gnade auf der Natur aufbaut. Wenn wir nicht wollen, so will auch Gott nicht. Der Heilige Geist will durch uns, zusammen mit uns wirksam werden in der Kirche und in der Welt. Das ist nur möglich, wenn wir ein inneres Leben führen. Damit ist ein Leben in der Gemeinschaft mit Gott gemeint, ein Leben, das vom Geheimnis Gottes bestimmt wird und vom Gespräch mit ihm, ein Leben des Gebetes.

Bei jenen, die von Berufs wegen anderen Vorbild sein müssen im Hinblick auf ein Leben mit Gott, sprechen wir vom geistlichen Stand. Die dem geistlichen Stand angehören, müssen Vorbild sein durch das innere Leben, das sie führen, durch ihr Leben im Heiligen Geist und aus dem Heiligen Geist. Dass sie das sehr oft nicht sind, das ist eines der Grundübel unserer Zeit.

Im Heiligen Geist und aus ihm leben, das bedeutet indessen nicht nur ein Leben des Gebetes führen, das bedeutet auch: Fügsam sein für den Heiligen Geist, und sein Wirken verbreiten aus der Verbundenheit mit ihm. Das bedeutet: Absage an den bösen Geist der Gottlosigkeit und der Ausschweifung.

Hier und heute bedeutet das, dass wir keine schlechten Rundfunk und Fernseh-Sendungen hören und sehen, keine pornographischen Schriften kaufen und verkaufen, das bedeutet, dass wir dem Sog einer schamlosen und gemeinen Mode widerstehen, das bedeutet, dass wir uns nicht von den Feinden Gottes und der Kirche beeindruckt lassen, dass wir ihnen nicht nachlaufen und dass wir sie weder äußerlich noch innerlich, weder im Auftreten noch im Denken, nachahmen.

\*

Der Heilige Geist ist der Inbegriff aller Gnaden, die Gott uns schenkt. Er ist das Geschenk Gottes schlechthin, das Geschenk Gottes an die Menschheit. Um ihn, den Heiligen Geist, müssen, ja, dürfen wir beten, wie die ersten Jünger in der Gemeinschaft mit der Mutter Jesu gebetet haben. Das Gebet um ihn muss an der Spitze unserer täglichen Gebete stehen.

Zwei Gebete sollten wir auswendig beten können, den Hymnus "Komm Schöpfer Geist, kehre bei uns ein" und das Lied „Komm o Geist der Heiligkeit“, die Sequenz des Pfingstfestes. Das eine dieser beiden Lieder reicht zurück in das 9. Jahrhundert, in die Zeit Karls des Großen, sein Autor ist Rhabanus Maurus (+ 856), das andere führt uns zurück in das 13. Jahrhundert, sein Autor ist der Erzbischof von Canterbury, der Kardinal Stephen Langton (+ 1228). Diese Lieder enthalten alles, was uns die Heilige Schrift sagt über das Wirken des Heiligen Geistes und was er für uns bedeutet.

Da erfahren wir, dass der Heilige Geist uns tröstet im Leid und in der Verlassenheit, dass er unsere Tränen trocknet, dass er uns zur Ruhe führt in der Hektik des Alltags, dass er die harten Herzen weich macht, dass er die Kälte vertreibt, die so oft unser Verhältnis zu Gott und zu den Menschen bestimmt, dass er unsere Seele reinigt, dass er unsere Wunden heilt, die Wunden des Leibes und der Seele, dass er unseren Verstand erleuchtet und uns lehrt, worauf es ankommt, dass er uns und auch die, die uns nahe stehen, zurückholt aus der Gottesferne, dass er in uns wohnt, wenn wir ihn nicht durch die schwere Sünde vertreiben. Er ist der Vater der Armen, der Heilige Geist, der Geber alles Guten und das Licht der Herzen. Können wir Größeres erlangen?

Mit der Bitte um das Kommen des Heiligen Geistes sollten wir einen jeden Tag beginnen und ihn vielleicht auch beschließen. Amen.

PREDIGT ZUM 7. OSTERSONNTAG (6. SONNTAG NACH OSTERN),  
GEHALTEN IN

FREIBURG, ST. MARTIN AM 20. MAI 2007

„LASS SIE EINS SEIN, DAMIT DIE WELT GLAUBE, DASS  
DU MICH GESANDT HAST“

Jesus bittet vor seinem Leiden den Vater, er möge seinen Jüngern den Geist der Einheit schenken. Dieses Gebet ist für sie und damit auch für uns zugleich eine Verpflichtung. Denn Gott erhört unsere Gebete nur dann, wenn wir uns bemühen, wenn wir tun, was wir können, wenn wir alles daransetzen, um ihm entgegenzugehen in unseren Gebeten. Gott reicht uns die Hand, aber nur dann, wenn wir ihm die unsere entgegenstrecken. Die Einheit der Jünger Jesu ist nicht eine Randfrage. In den Evangelien und in den übrigen Schriften des Neuen Testaments ist immer wieder die Rede davon. Die Einheit, die Frucht der Liebe, ist so etwas wie ein Grundmotiv im Neuen Testament.

\*

Diese Einheit ist deshalb so bedeutsam, weil erst sie das Zeugnis der Jünger glaubwürdig macht. Sie sollen eins sein, damit die Welt glaube, sollen sie doch die Botschaft von der Liebe Gottes verkünden, wie sie in letzter Eindrucksmächtigkeit im Kreuz Christi Gestalt angenommen hat. Der Maßstab der Einheit der Jünger Jesu ist letztlich die innere Verbundenheit der drei göttlichen Personen im Geheimnis des dreifaltigen Gottes. Das ist das höchst mögliche Maß der Einheit, eine Forderung, die niemals adäquat erfüllt werden kann. Aber das von der Gnade getragene Bemühen entfaltet sich zu einem lebendigen Zeichen der Glaubwürdigkeit der Botschaft Jesu.

Entgegen der Forderung Jesu und seinem Gebet ist die Christenheit heute zerrissen und uneins wie nie zuvor. Selbst innerhalb der Kirche wächst die Uneinigkeit in wesentlichen Fragen des Glaubens und der Disziplin. Diese Uneinigkeit setzt sich dann fort im gesellschaftlichen und im politischen Bereich. Das gilt letztlich für alle Völker der Erdemehr oder weniger. Dabei ist auch die Uneinigkeit der Völker der Erde untereinander im Wachsen begriffen.

Während die äußere Einheit wächst durch die Technik und durch die Entwicklung der modernen Verkehrsmittel und der Kommunikationsmittel wird die geistige Entzweiung immer größer. Diese Entzweiung prägt auch die natürlichen Gemeinschaften der Ehe und der Familie. Wohin wir schauen, überall beobachten wir das Auseinanderstreben der Interessen, das Überborden der zentrifugalen Kräfte, die Eskalation des Widerstreites und die wachsende Vereinzelung, überall beobachten wir das Zerbrechen der Liebe. Man beschwört die Liebe zwar immer wieder mit markigen Worten, man spricht viel von Brüderlichkeit und Solidarität, von sozialer Gesinnung und Gerechtigkeit, aber dabei bleibt es, beim Reden, allzu oft.

Besonders beschämend ist die Uneinigkeit in der Kirche, die gerade dadurch immer mehr an Vertrauen verliert. Wie soll die Welt ihre Botschaft von der Liebe glauben, wenn sie nicht gelebt wird?

Wir versagen in diesem Punkt deshalb so sehr, weil wir einerseits so lau und inkonsequent sind in unserem Christsein und weil wir uns andererseits heute in einer fundamentalen Autoritätskrise befinden. Es sähe besser aus, wenn wir uns von unserer religiösen Gleichgültigkeit abwenden, wenn wir uns wirklich vorbehaltlos Christus zuwenden und wenn wir den Gehorsam gegenüber ihm und seiner Kirche uneingeschränkt leben würden. Das entscheidende Band der Einheit in der Kirche ist die ungeheuchelte Liebe zu Christus.

Uneinigkeit gab es immer in der Kirche, schon am Anfang ihrer Geschichte gab es viel Uneinigkeit. Daher entstanden immer wieder neue Gemeinschaften. Das war schon zur Zeit der Apostel der Fall und setzt sich fort in den Jahrhunderten.

Heute wird die Einheit der Christen, die Wiedervereinigung der Konfessionen vielfach mit Eifer betrieben, das ist gut, aber absurd, wenn nicht die Uneinigkeit in den eigenen Reihen, die Uneinigkeit im eigenen Lager gesehen und überwunden wird. Zudem kann man Ökumene nicht pflegen auf der Basis der Gleichgültigkeit, wie das heute oft der Fall ist. Man kann die Ökumene nicht mit Abstrichen am Glauben erkaufen. Das wäre Lüge. Die Lüge aber ist niemals ein dauerhaftes Fundament der Einheit. Das gilt für alle Bereiche. Geheuchelte Liebe ist keine Liebe, das gilt immer und überall. In der Kirche wird sie zu einem besonderen Ärgernis. Die Ökumene setzt Entschiedenheit, Verantwortungsbewusstsein und Treue gegenüber der Wahrheit voraus. Sie muss die Unterschiede bestehen lassen und die Überzeugung des anderen respektieren.

Es ist ein Unterschied, ob man den Irrtum liebt oder den Irrenden. Das eine ist Verrat, das andere ist jedoch eine Tugend.

\*

Die innere und die äußere Einheit der Kirche ist das zentrale Anliegen Jesu. Papst Johannes Paul II. hat in diesem Zusammenhang immer wieder von einer Zivilisation der Liebe gesprochen, die die Kirche in der Welt aufbauen muss, und ebenso oft darauf hingewiesen, dass sie so mithelfen kann, die Welt zu heilen in ihrer Zerrissenheit. Niemand kann jedoch geben, was er nicht hat. Der Papst hat die Zivilisation der Liebe in diesem Zusammenhang als eine Lebensfrage der Kirche wie auch der Welt bezeichnet. Jeder von uns kann die Erfüllung der Botschaft Jesu in diesem Punkt mit vorbereiten. Die Einheit setzt unsere Entschiedenheit voraus, die Überwindung der Gleichgültigkeit,

die vorbehaltlose Hinwendung zu Christus und seiner Kirche. Die Kirche wird weiter dahinsiechen und immer weniger Vertrauen finden, wenn wir uns nicht Christus zuwenden, um selbstlos Gott und den Menschen zu dienen, wenn wir nicht aufhören, uns selbst zu suchen und unser Christentum als Deckmantel unseres Egoismus zu benutzen, unseres Einzel-Egoismus, zuweilen aber auch unseres Gruppen-Egoismus. Die Liebe zu Christus als Voraussetzung der Liebe zu allen Menschen ist nicht zuletzt eine Gabe des Heiligen Geistes.

Bitten wir den Heiligen Geist, wie die Jünger Jesu ihn einst zusammen mit Maria gebeten haben, dass er uns zu Hilfe kommt und dass er uns verwandelt im Licht seiner sieben Gaben. Amen.

PREDIGT ZUM FEST DER HIMMELFAHRT CHRISTI, GEHALTEN IN  
FREIBURG,  
ST. MARTIN, AM 17. MAI 2007

„WIE IHR IHN HABT AUFFAHREN SEHEN IN DEN HIMMEL, SO  
WIRD ER WIEDERKOMMEN“

Wir feiern die Heimkehr des Erlösers zum Vater. Mehr als dreißig schwere Jahre liegen hinter ihm. Er ist den Weg der Erniedrigung gegangen, durch viele dunkle Täler hat ihn sein Weg geführt. Armut und Misserfolg, Verkennung und Feindseligkeit hat er getragen, viele Stunden der Angst und der Verlassenheit. Das Ende war das Kreuz, der gewaltsame Tod. Im Gehorsam hat er den Willen des Vaters erfüllt und uns erlöst. Nun ist alles vorüber. Das Leid ist dahin, das Werk ist vollbracht. Wer könnte diese Situation nicht nachempfinden? Wir atmen auf, noch einmal geht der Blick zurück. Dann wendet er sich einer schöneren Zukunft zu. So kehrt der Auferstandene heim zum Vater. Eine Wolke nimmt in auf, so heißt es in der (ersten) Lesung des heutigen Festtags. Die Wolke ist das Bild Gottes im Alten Testament. Wir erinnern uns: Gott zog in einer Wolke vor den Kindern Israels einher. Der menschengewordene Gottessohn geht mit seiner menschlichen Natur in die Herrlichkeit des Vaters ein, in das endgültige Leben. Damit beginnt für ihn, den Menschensohn, der Tag, der keinen Abend mehr kennt. Er sitzt zur Rechten des Vaters, sagen wir im Glaubensbekenntnis und meinen: Er herrscht nun mit Gott, dem Vater, über Zeit und Ewigkeit. Wie das geschehen soll? - Da versagt unsere Vorstellung. Auf das Dass kommt es an. Es gibt vieles, das unsere Vorstellungen übersteigt, schon in unserem natürlichen Leben. Die Jünger schauen ihm nach voll Sehnsucht und Freude, voll Sehnsucht, weil er nun fort ist, voll Freude, weil er ihnen nur vorausgegangen ist, er wird ihnen dort im Himmel eine Wohnung bereiten. So hat er es gesagt.

\*

Die Jünger fühlen sich fortan als Fremdlinge in der Welt, als Heimatlose, wie solche, die hier keine feste Wohnung haben, die auf der Erde gewissermaßen in Zelten leben, die stets im Aufbruch sind, die das Eigentliche noch vor sich haben, kurz: Fortan leben sie von der Hoffnung. Das muss auch unsere Haltung sein, dann werden wir die Welt und ihre Schicksalhaftigkeit und unser Ausgeliefertsein an das Ereignishafte in ihr mit anderen Augen betrachten. Wir werden es relativieren und ihm zugleich eine höhere Wertung zuerkennen.

Wer aus der Hoffnung lebt, der bleibt jung, die Hoffnung auf die ewigen Wohnungen, auf den Himmel, verbürgt uns ewige Jugend. Jung sein bedeutet, das Eigentliche noch vor sich haben, wer alt ist, hat das Eigentliche hinter sich. Heute wächst die Zahl jener jungen Menschen, die nichts mehr vor sich haben, die vergreist sind, die um ihre Jugend betrogen worden sind und die sich selber um ihre Jugend betrogen haben, ins Unermessliche.

Dabei ist zu bedenken, dass die Hoffnungslosigkeit im Extremfall zur Verzweiflung führt. Auch sie, die Verzweiflung, bestimmt heute das Leben vieler, oft auch junger Menschen.

Wir können nicht alt werden, wenn die christliche Hoffnung unser Leben formt. Als Christi Jünger schulden wir einer vergreisten Welt, einer Welt ohne Hoffnung, das Zeugnis der jugendfrohen Hoffnung, die eine Frucht des lebendigen Glaubens ist.

Der Apostel Paulus artikuliert diesen Gedanken einmal mit folgenden Worten: „Mag auch der äußere Mensch aufgerieben werden, so wird doch der innere Mensch von Tag zu Tag neu“ (2 Kor 4, 16).

Unsere Welt geht unaufhaltsam dem Ende entgegen. Dass es ewig so weiter geht, das meinen nur die Dummen und die, die nicht nachdenken oder nicht nachdenken wollen. Über dieses Ende belehrt uns auch die seriöse Naturwissenschaft. Sie erklärt uns, dass das Universum auf Grund seiner Struktur und wie es sich uns darstellt, einmal zu Ende gehen muss, wenn nicht der Mensch in seinem Übermut das Ende schon vorher herbeiführen wird, was heute schon möglich ist. Wie dem auch sei, wer Christus nachschaut in Sehnsucht und Freude, der weiß: Das Ende ist Anfang, und Untergang ist Aufgang.

Aber unsere Hoffnung wäre Vermessenheit und wir würden uns selbst betrügen, würde sie nicht gründen in der ungeteilten Liebe zu Christus und seiner Kirche. Man kann nicht auf zwei Hochzeiten tanzen. Fremd sein in der

Welt, das bedeutet für uns, dass wir von Christus unser Denken und Handeln bestimmen lassen, nicht von seinen Gegenspielern, die sein Werk zunichte machen wollen, die die Erlösung ignorieren, die dem Hedonismus unserer Tage leben und ihn propagieren. Fremd sein in der Welt, das bedeutet, wachsam sein, kämpfen gegen das Böse in uns und um uns, einen langen Atem haben in diesem Kampf und sich auch von den Fakten nicht überrollen lassen, das bedeutet, den eigenen Weg gehen und kompromisslos der Wahrheit die Ehre geben.

\*

Das Fest der Himmelfahrt Christi will uns daran erinnern und dazu ermahnen, dass wir uns ein Leben lang auf den Himmel hin orientieren. Christus ist uns vorausgegangen, um uns eine Wohnung zu bereiten. Wenn wir als Heimatlose leben in dieser Welt, als Menschen der Hoffnung, werden wir einmal, wenn die Zeit unserer irdischen Pilgerschaft vorüber sein wird, bei Christus eine ewige Heimat finden. Die Hoffnung, die uns der zu seinem Vater heimkehrende Christus schenkt, bewahrt uns die Jugendlichkeit, sie bewahrt uns ein jugendfrohes Herz, mögen auch die Tage dahineilen und mag auch der äußere Mensch aufgelöst werden Tag um Tag. Diese Hoffnung aber muss allen Pragmatismus und allen Opportunismus in uns zunichte machen, sie muss sich bewähren im mutigen und kompromisslosen Einsatz für die Wahrheit und für das Gute, im natürlichen wie auch im übernatürlichen Sinne. Amen.

PREDIGT ZUM 6. OSTERSONNTAG (5. SONNTAG NACH OSTERN),  
GEHALTEN  
AM 13. MAI 2007 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WIR WERDEN ZU IHM KOMMEN UND WOHNUNG  
BEI IHM NEHMEN“

Unsere Liebe zu Gott muss sich bewähren in der Erfüllung seines heiligen Willens. Nicht Worte zählen hier, sondern Taten. Der Glaube muss in der Liebe wirksam werden und so die Gestalt einer immer größeren Hingabe an Christus und an den Vater im Himmel annehmen. Das aber bedeutet Selbstüberwindung. Bemühen wir uns darum, dann wird Gott der Dreifaltige in uns Wohnung nehmen. Diesen Gedanken unterstreicht das Evangelium des heutigen Sonntags. Es erinnert damit an das Geheimnis der heiligmachenden Gnade, der Lebensgemeinschaft des Getauften mit Gott, der unendlichen Liebe, mit der Gott uns umfängt, wenn wir die Taufgnade bewahren.

\*

Wenn wir das Wort „Gnade“ hören, denken wir zuerst an Gottes Hilfe. Gott hilft uns mit seiner übernatürlichen Kraft auf dem Weg zu ihm, dass wir nicht fallen oder aufgeben und dass wir das Ziel erreichen. Das ist die helfende Gnade. Aber größer und bedeutender ist die heiligmachende Gnade. Sie bestimmt das tiefste Wesen unseres Christenlebens. Durch sie werden wir zu Gott emporgehoben, durch sie werden wir vergöttlicht und in einer gewissen Weise Gott ebenbürtig. Die heiligmachende Gnade schenkt uns das göttliche Leben, sie macht uns teilhaftig der göttlichen Natur. Aus dem Knecht und aus der Magd werden der Sohn und die Tochter. Wir werden adoptiert und mehr noch als das, denn die Gnade verwandelt uns, wir werden in die Familie Gottes aufgenommen und erhalten das volle Erbrecht. Erst im Besitz der heiligmachenden Gnade, erst in dieser Verfassung können wir den Himmel erben. Wie der König seinen Knecht, mit dem er Gemeinschaft will, adoptiert und adelt, ihn so in seine Familie aufnimmt, so tut es Gott mit uns. Dabei verwandelt Gott uns, wenn er uns das göttliche Leben schenkt. Das geschieht für gewöhnlich in der Taufe, bei jenen aber, die nicht darum wissen, geschieht es dann, wenn sie durch ihr Leben die Bereitschaft bekunden, alles zu tun, was Gott von ihnen verlangt, wenn sie durch ihr Leben die Bereitschaft bekunden, nicht für sich und für diese Welt, sondern für die Ewigkeit zu leben. Wir sprechen hier von der Begierdetaufe.

Dem Leben mit Gott, dem Christenleben, entspricht also ein innerer Reichtum, den die nicht ahnen, die die Dinge nur von außen her betrachten. Das Leben mit Gott ist in seiner Tiefe eine geheimnisvolle Wirklichkeit, die wir mit menschlichen Worten auch nicht annähernd beschreiben können. Sie schenkt uns unsichtbaren Glanz, eine innere Schönheit und eine Würde, die alle Vorstellungen übertrifft. Leider schweigt die Verkündigung der Kirche heute davon, in der Regel, so kann man fast sagen.

Ganz hingerissen von dieser unaussagbaren übernatürlichen Wirklichkeit ruft der Apostel Paulus einmal aus: „Wisst ihr nicht, dass ihr Tempel des lebendigen Gottes seid“ (1 Kor 3, 16), und fährt dann fort: „Wenn jemand aber den Tempel Gottes entweihet, dann wird Gott ihn zugrunde richten“ (1 Kor 3, 17).

Im Christenleben geht es also nicht nur um Gebote - die Erfüllung der Gebote ist nur die Voraussetzung und die Konsequenz, sie ist nicht das Wesen und nicht das Ziel -, im Christenleben geht es nicht nur um Gebote, sondern um eine geheimnisvolle Erhöhung des Menschen, die als solche der Gemeinschaft des Menschen mit Gott vorausgeht.

Dieses göttliche Leben, diese Gnade der Kindschaft, sie muss gehegt und gepflegt werden, wie auch das natürliche Leben. Wir müssen das göttliche Leben bewahren und vertiefen, damit es nicht verkümmert oder gar erstirbt

oder verloren geht. Verloren geht es durch die schwere Sünde, die wir deshalb als Todsünde bezeichnen. Zurückgewinnen können wir es durch die Beichte oder - im Notfall - durch die vollkommene Reue in Verbindung mit dem festen Willen, möglichst bald das Bußsakrament zu empfangen. Verkümmern muss dieses Leben, wenn wir unser Christenleben mit der linken Hand erledigen, wenn wir zwar nicht schwer sündigen, aber lau sind, wenn wir uns nicht viele Gedanken machen über den eigentlichen Reichtum unseres Lebens. Und ein Leben, das verkümmert, ist nicht widerstandsfähig, es geht schnell verloren, wenn Belastungen über es kommen. Entfaltet, voller und reifer wird das göttliche Leben, wenn wir mit Eifer Gottes Willen erfüllen und uns selbst überwinden, indem wir seine Gemeinschaft suchen im Gebet und in den Sakramenten.

Diese Zusammenhänge werden wir besser begreifen, wenn der Heilige Geist uns belehrt, wenn wir ihn anrufen, wenn er unser Bemühen segnet. Im Grunde ist es also nicht so, als ob wir zu Gott gingen, sondern Gott kommt zu uns, und wir müssen uns bemühen, bei ihm zu bleiben, ihn festzuhalten, unserer Berufung treu zu sein. Gott erhebt uns, indem er uns vergöttlicht, und wir müssen uns auf dieser Höhe bewähren. Mit dem Gnadenleben schenkt uns Gott die übernatürlichen Tugenden, die Fähigkeit zu glauben, zu hoffen und zu lieben. Im Grunde ist es so, dass wir Gott das zurückgeben, was er uns geschenkt hat.

Die hohe Würde, die Gott uns geschenkt hat, sie verpflichtet uns. Wir verachten sie und wir setzen sie aufs Spiel - um nur ein aktuelles Beispiel zu nennen -, wenn wir uns leichtfertig und würdelos kleiden, wenn wir mit einer Mode gehen, die nicht von solchen gemacht wurde und wird, die gläubig leben, die Gott die Ehre geben, die wissen um die hohe Berufung, die uns durch die Erlösung zuteil geworden ist. Das betrifft nicht nur die Frauen und Mädchen, in erster Linie, ja, aber nicht nur. Die ehrbare und züchtige Kleidung entsprechend der neuen Würde, die uns durch die Erlösung geschenkt wurde, war stets ein bedeutsames Thema in der Verkündigung der Kirche. Heute hören wir kaum noch davon.

Viel zu wenig erkennen wir, dass uns hier die Strategie jenes Neuheidentums begegnet, hinter dem sich das „Neue Zeitalter“, das „Zeitalter des Wassermanns“ verbirgt, das sich als sanfte Verschwörung definiert und auf mannigfache Weise das Christentum unterläuft und unterminiert.

Wenn wir es doch begreifen würden: Als Christen müssen wir der Welt kämpfend begegnen, offensiv. Das gilt immer, heute jedoch mehr als je zuvor.

\*

Durch die Taufe werden wir kraft des Kreuzes Christi in die Familie Gottes aufgenommen, erhalten wir Gemeinschaft mit Gott auf einer höheren Ebene, werden wir verwandelt, ja, vergöttlicht, vergöttlicht durch das Sakrament als solches oder durch die Begierdetaufe, wir sprechen vom Votum der Taufe. Bedenken wir das und halten wir uns das immer vor Augen, dann erhält unser Christsein Farbe, dann wissen wir, dass es in seiner Tiefe gestaltet ist nach dem Vorbild der Gemeinschaft Christi mit seinem Vater: Dank der heiligmachenden Gnade sind wir nicht mehr Knechte und Mägde, sondern Söhne und Töchter Gottes, sind wir geborgen in der Familie Gottes und zu Erben des ewigen Lebens bestimmt in der nie endenden Gemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott. Es ist unsere Verantwortung, dass wir die innere Schönheit und Würde, die uns durch das Gnadenleben geschenkt wurde, stets vor Augen haben, dass wir sie bewahren und entfalten durch die gewissenhafte Erfüllung des Willens Gottes, durch ein Leben im Gebet und durch den treuen Empfang der Sakramente, des Sakramentes der Buße und des Sakramentes der Eucharistie, in der Kraft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, der drei göttlichen Tugenden, die Gabe und Aufgabe sind für uns. Amen.

PREDIGT ZUM 5. OSTERSONNTAG (4. SONNTAG NACH OSTERN),  
GEHALTEN  
AM 6. MAI 2007 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DURCH VIELE DRANGSALE MÜSSEN WIR IN DAS  
REICH GOTTES EINGEHEN“

Paulus und Barnabas trösten die Gläubigen von Antiochien in Kleinasien (in Pisidien) auf der so genannten ersten Missionsreise des Paulus - das war in den Jahren 45 - 48 - mit den Worten: „Durch viele Drangsale müssen wir in das Reich Gottes eingehen“ (Apg 14,22), in das vollendete Reich Gottes. Das ist der Kernsatz der (ersten) Lesung des heutigen Sonntags. Klärend müssen wir hier hinzufügen: Dann werden uns die vielen Drangsale in das Reich Gottes führen, wenn wir sie in Geduld ertragen, im Gehorsam gegenüber Gott, unserem Vater, und in liebender Verbundenheit mit dem gekreuzigten und auferstandenen Christus.

Die Predigt der beiden Missionare von Antiochien beschwört eine elementare christliche Wahrheit, die heute jedoch keineswegs mehr selbstverständlich ist. Man verschließt vor ihr die Augen, leugnet sie, entzieht sich ihr opportunistisch oder sucht sie durch ungezügelter Konsum und immer neue Sensationen zu überspielen. Und wer dagegen spricht, gilt als Pessimist, als Störenfried, als einer, der nicht zu leben versteht, der nicht mit der Zeit gegangen ist.

Daher ist es angebracht, über diese Wahrheit heute morgen ein wenig nachzudenken, beschreibt sie doch zum einen authentisch unsere Situation als Menschen und als Christen in dieser unserer Welt und schenkt sie uns doch zum anderen in der existentiellen Erfahrung des Leidens den unsäglichen Trost des Glaubens und der Hoffnung.

\*

Ob wir es wollen oder nicht: Wir alle müssen viel Schweres tragen. Das Leiden gehört zu unserem Leben, mehr oder weniger, natürlich. Der russische Schriftsteller Fjodor Dostojewski (+ 1881) hat im 19. Jahrhundert von den „Tränen der Menschen“ gesprochen, „mit denen die Erde von ihrer Rinde bis zum Mittelpunkt durchtränkt ist“ (Die Brüder Karamasoff, Fünftes Buch: Pro und contra, IV. Empörung).

Ungezählt sind die körperlichen Leiden, die auf der Menschheit lasten, jene, welche die Menschen schicksalhaft treffen, ohne ihr Zutun, aber mehr noch jene, die sie sich selber und die sie einander zufügen. Schwerer noch als die körperlichen Leiden wiegen jedoch die seelischen Qualen, mit denen wir uns herumschlagen: Unerfülltheit, Einsamkeit, Erfolglosigkeit, Niedergeschlagenheit, Ängste und Enttäuschungen, Verkennung, Verleumdung, Hass und Feindseligkeit sowie innere und äußere Unfreiheit.

Das alles liegt über unserem Leben wie eine dunkle Wolke. Zahlreicher noch werden die Leiden, wenn wir verantwortlich leben, wenn wir uns nicht anpassen und mit dem Strom schwimmen, wenn wir der Wahrheit, dem Guten und der Gerechtigkeit die Ehre geben, wenn wir gottesfürchtig leben und uns vor Augen halten, dass wir vor Gott einmal Rechenschaft ablegen müssen über unser Leben, und wenn wir für Christus und seine Kirche einstehen.

Es ist töricht, die Augen vor dem Leid zu verschließen oder vor ihm zu fliehen in das Vergessen oder opportunistisch jeder Konfrontation aus dem Wege zu gehen. Zum einen geht das ohnehin nur eine Weile, zum anderen begeben wir uns dadurch der positiven Möglichkeiten, die im Leid verborgen sind und verfehlen dabei das Ziel, zu dem es uns hinführen will. Wenn wir das Leid auf uns nehmen ohne Bitterkeit, in Liebe, geduldig und gehorsam, dann wird es wertvoll für uns, dann wird es eine unersetzliche Hilfe für uns auf dem Weg zu Gott, in dieser Zeit und in der Ewigkeit.

Der Apostel Paulus schreibt im 2. Korintherbrief: „Wir wollen euch nicht in Unkenntnis lassen über die Trübsal, die uns in Asien widerfahren ist. Das Leid hat so übergewaltig, so unerträglich auf mir gelastet, dass ich sogar an meinem Leben verzweifelte“ (2 Kor 1,8 f).

Angesichts der Übermacht der Leiden in dieser unserer Welt und in unserem Leben stellen sich uns immer wieder Fragen, wie: Warum gibt es so viel Leid? Warum lässt Gott das zu? Und was ist der Sinn von all dem Leid? Viele Antworten kann man auf diese Fragen geben. In der Regel rufen sie jedoch stets neue Fragen hervor.

Eine sehr tiefe Antwort gibt uns immerhin Paulus, wenn er von dem Leid spricht, das übergewaltig auf ihm lastet und wenn er erklärt: Ich sollte eben lernen, „mein Vertrauen nicht auf mich zu setzen, sondern auf (den) Gott, der die Toten auferweckt. Er hat mich dann aus so großer Todesnot errettet, und er wird mich immer retten“ (2 Kor 1,9 f).

Im Leid sollen wir zu vertrauen lernen, das Schwere in unserem Leben ist eine Schule des Vertrauens für uns, wenn wir es recht verstehen und in rechter Weise bewältigen. Das gilt schon für unser natürliches Leben, wie uns die Erfahrung lehrt, schon da gilt, dass die wahren Freuden im Opfer und im Verzicht reifen. Wir haben hier im Grunde zwei Möglichkeiten: Entweder entscheiden wir uns für vergängliche Freuden, die zu andauerndem Schmerz führen, oder aber für vergängliche Schmerzen, die zu andauernder Freude führen.

Die Offenbarung Gottes gibt noch eine Reihe weiterer Antworten auf die Frage nach dem Warum der Leiden und nach ihrer Bedeutung für unser Leben: Gott lässt es zu, das Leid, damit wir uns besinnen und umkehren, damit wir uns immer mehr vom Bösen abkehren, damit wir geläutert, das heißt: gereinigt werden, wie das Gold im Feuer gereinigt wird. Durch das Leid will Gott uns - auch das ist hier zu beachten - Gelegenheit geben, dass wir uns im Guten bewähren, dass wir Sühne leisten für unsere Sünden und dass wir dem leidenden Christus ähnlich werden in unserem Leben - es ist eine große Ehre, an der Schmach Christi teilzuhaben, in solcher Erkenntnis rühmt der Apostel Paulus sich im Kreuz seines Herrn (Gal 6, 14).

Das Leiden ist, wenn es recht getragen wird, eine Schule des Lebens. Das gilt schon im Bereich des Natürlichen.

Der Schriftsteller Léon Bloy (+ 1917) schreibt: „Der Mensch hat Bereiche in seinem armen Herzen, die noch nicht existieren, in die erst der Schmerz einziehen muss, damit sie seien“. Eine alte Volksweisheit sagt: „Das Leiden geht vorüber, das Gelittenhaben nicht“. Das will sagen: Die guten Folgen des Leidens überdauern es. Der volkstümliche Schriftsteller Peter Rosegger (+ 1918) schreibt: „Wo das Leid ist, da kommen leicht auch die Liebe und der Glaube“.

Glück und Wohlergehen führen den Menschen oft zur Gottvergessenheit. Kreuz und Leiden erhalten ihn in der Demut. Wenn der Mensch seine

Armseligkeit erfährt, erhebt er eher den Blick zum Himmel, als wenn es ihm gut geht. Glück und Wohlergehen verleiten ihn, den Dingen dieser Welt einen höheren Wert beizumessen, als sie besitzen, und gar dauernde Beseligung von ihnen zu erwarten. Kreuz und Leid offenbaren dem Menschen die Nichtigkeit und Unzulänglichkeit der zeitlichen Güter und lehren ihn, nach dem zu verlangen und das hoch zu schätzen, das ewig ist. - Das Leid macht uns in Wahrheit sehend, und es macht uns stark.

Demgemäß erklärt der österreichische Schriftsteller Adalbert Stifter (+ 1868), der viel Leid in seinem Leben erfahren hat, durch das Leid seien die Menschen größer geworden als durch alle Freuden dieser Welt, und der heilige Franz von Assisi (+ 1226): „Jeder weiß so viel, wie er gelitten hat“.

Solche Überlegungen überhöht der christliche Glaube, wenn er uns sagt, dass wir in die innigste Gemeinschaft mit Christus treten, wenn wir die Leiden, die Gott uns auferlegt, in der Gesinnung dieses unseres himmlischen Lehrers tragen: „Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Guten (Rö 8,28), und „die Leiden dieser Zeit sind nicht zu vergleichen mit der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll“ (Rö 8, 18).

Per crucem ad lucem, das heißt: Durch das Kreuz zum Licht. Kürzer kann man die Botschaft Jesu nicht fassen, und kürzer kann man den Weg unserer Erlösung nicht beschreiben. In der Sprache des Alten Testaments heißt das: „Ehe man zu Ehren kommt, muss man zuvor leiden“ (Spr 15,33).

\*

Viele Drangsale gehören zu unserem Erdendasein. Sie können für uns eine Schule des Lebens werden, des natürlichen und des übernatürlichen, wenn wir sie bejahen in Geduld, im Gehorsam, im Glauben und in der Hoffnung, und wenn wir sie in Liebe tragen. Sie lehren uns bewusster zu leben, und sie vertiefen unseren Glauben und unsere Liebe und damit auch unsere Hoffnung und unser Vertrauen. Papst Johannes Paul I. (+ 1978) erklärt in einer Predigt über den heiligen Franz von Assisi (+ 1226): „Mit seinem Leben und seinem Wort lehrte er, dass man auch im Leid fröhlich sein soll und dass der Schmerz in der Liebe zu Gott ertränkt werden muss“ (Regina Kummer, Albino Luciani, Papst Johannes Paul I., Graz 1991, 336). Und in seinem Vermächtnis schreibt er: „Mit der besonderen Hilfe Gottes kann man ... so weit kommen, dass sich selbst der Schmerz in Freude verwandelt“ (Albino Luciani, Mein Vermächtnis, Graz 1988, 57). Amen.

PREDIGT ZUM 4. OSTERSONNTAG (3. SONNTAG NACH OSTERN),  
GEHALTEN AM 30. APRIL 2007 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„BITTET DEN HERRN DER ERNTE, DASS ER ARBEITER IN SEINE  
ERNTE SENDE“

Seit dem Jahre 1963 begehen wir am heutigen Sonntag vom Guten Hirten den Welttag der geistlichen Berufe. Ein Zweifaches ist der Sinn dieses Tages: die Besinnung auf das Wesen des Priestertums und des Lebens nach den evangelischen Räten und eine Einladung aller Gläubigen zum Gebet dafür, dass die, die berufen sind zum Priester- und Ordensstand, den Ruf nicht überhören und dass die, die dem Priester- und Ordensstand angehören, ihren Dienst in Treue verrichten. Das ist ein großes Programm, und damit sind viele Fragen und Antworten angesprochen, die heute die Kirche verunsichern. Diese Verunsicherung wäre weniger destruktiv, wenn die Fragen und die Antworten nicht so vage wären und wenn wir alle mehr und tiefer nachdenken würden.

\*

Die Kirche steht und fällt mit dem Priester, qualitativ, nicht quantitativ. Das muss sogleich, am Beginn der Deutung dieses Tages, gesagt werden. Es war der Wille Jesu, so stellt das II. Vatikanische Konzil mit Nachdruck fest, dass seine Kirche bis zum Ende der Zeiten Hirten habe, die teilhaben an seinem Priestertum, damit die Tat seiner Erlösung für alle Menschen aller Zeiten gegenwärtig und wirksam werden könne (Lumen gentium, Nr. 28). Das Gleiche können wir sagen von den Orden der Kirche und - allgemeiner - von den Gemeinschaften, in denen man nach den evangelischen Räten lebt. Sie stehen in enger Beziehung zum Priestertum. In beiden Fällen geht um die letzte Konsequenz der Nachfolge Christi, der arm war und ehelos und für den der Gehorsam so bedeutsam war wie das tägliche Brot. Damit die Lebensform des Priesters und jener, die nach den evangelischen Räten leben, beispielhaft für alle, die ihre Berufung als Getaufte und als Gefirmte leben. Beim Priester ist diese Nachfolge sakramental, bei denen, die nach den evangelischen Räten leben, ist sie charismatisch, aber paradigmatisch für alle. Im Idealfall ist das eine mit dem anderen verbunden.

Die Kirche steht und fällt mit den Priestern und mit denen, die nach den evangelischen Räten leben. In ihnen erweist sie sich in erster Linie als die Kirche Christi. Darin liegt das unterscheidend Katholische. Die große Theologie der Kirche spricht hier von dem inkarnatorischen Prinzip. Es ist der lebendige Christus, der uns hier begegnet. Deshalb muss die Erneuerung der Kirche - wer wollte leugnen, dass diese heute eine Lebensfrage der Kirche geworden ist -, an diesem Punkt beginnen.

Nun gibt es aber starke Kräfte in der Kirche, die das herunterspielen, um der Ökumene willen. Das geschieht in den meisten Fällen in gutem Glauben, so möchte ich meinen, aber zuweilen auch in einer bewussten unkatholischen Strategie. Getragen wird solches Denken im tiefsten durch einen breiten Relativismus, der die Unterschiede nicht mehr erkennt oder nicht mehr wahr haben will. Führend sind dabei Priester und Ordensleute, die das Desaster, das sie umgibt, auf diese Weise unterlaufen oder unterlaufen möchten.

Die Klage über den Priestermangel und den Mangel an Ordensberufen und das Bemühen, diesen Mangel zu überwinden, verlieren ihr Fundament, wenn man gleichzeitig den Priester- und Ordensstand demontiert und seine Bedeutung für die Kirche in Abrede stellt, egal, ob das von innen oder von außen her geschieht. Verdunkelt wird das Problem nicht zuletzt auch da, wo man aus dem Weltgebets-tag für Priester- und Ordensberufe einen Welttag für kirchliche Berufe macht. Man kann natürlich auch für kirchliche Berufe werben und beten, wenn man meint, dass das notwendig ist, man kann das jedoch nicht in einem Atemzug machen mit dem Beten und Werben für Priester- und Ordensberufe. Man muss sehen, dass es sich hier um verschiedene Ebenen handelt. Im einen Fall geht es um Berufe in Analogie zu den weltlichen Berufen, im anderen Fall aber geht es um Berufung. Wer als Priester lebt oder nach den evangelischen Räten, hat eigentlich keinen Beruf. Hier geht es um das beispielhafte christliche Zeugnis, das aber kann man nicht als einen Beruf verstehen. Die totale Verfügbarkeit für Christus und seine Kirche und für die kommende Welt, das ist kein Beruf. Im Priestertum und im Leben nach den evangelischen Räten geht es um eine Totalidentifikation mit dem Evangelium, mit Christus und seiner Kirche, jedenfalls idealiter.

Es ist nicht nur falsch, an die Stelle der geistlichen Berufe die kirchlichen Berufe zu setzen, sondern auch unüberlegt und töricht. Das wird deutlich, wenn man dabei nur an die neuen Berufe der Pastoralassistenten und der Pastoral- oder Pfarr - Referenten denkt, die anderen kirchlichen Berufe aber ausklammert, den Beruf des Sakristans, des Organisten, der Pfarrsekretärin usw. Die neuen Pastoralberufe brauchen wir heute, aber sie sind eine Notlösung. Gleichzeitig müsste man in diesem Zusammenhang für das Ehrenamt zu werben. Das wäre auch realistischer angesichts der mutmaßlichen Zukunft, der die Kirche entgegengeht. Die Verpflichtungen, die sich aus der Taufe und aus der Firmung ergeben, sie müssten heute mehr angesprochen werden, sie müssten wieder ein Grundprinzip aller Glaubensverkündigung und aller Seelsorge werden. Das würde dann auch nach-haltiger zurückwirken auf die Quantität der Berufungen zum Priester- und Ordensstand, die angenommen werden von den Berufenen, und auf deren Qualität. Papst Johannes Paul II. erklärt in einer Botschaft zur 3. Lateinamerikanischen Bischofskonferenz in Puebla am 28. Januar 1979: „... die Fruchtbarkeit des Einsatzes der Laien zeigt sich in der erfolgreichen Förderung der Berufungen zum gottgeweihten Leben“.

Wir können die Zahl der Priester und derer, die den Weg der evangelischen Räte gehen, nicht erhöhen, indem wir deren Bedeutung herunterspielen, faktisch oder mit Worten und Redensarten. Gern sagt man heute: Die Priester und Ordensleute sind Menschen, wie alle anderen auch. Letzten Endes stimmt das natürlich, aber zunächst einmal nicht. Faktisch haben nicht wenige von ihnen ihre Identität verloren. Nicht wenigen von ihnen fehlt jenes Selbstbewusstsein, das ihrer Stellung in der Kirche entspricht. Bezeichnend ist hier die Flucht ins Inkognito. Aber man kann nur dann Großherzigkeit erwarten, wenn man das Große groß sein lässt, wenn man es nicht abwertet. Und die Gnade Gottes setzt stets das Wirken des Menschen voraus.

Der Priester ist nur ein Werkzeug, ein Organ Christi, schreibt der fromme Theologe Karl Adam vor Jahrzehnten, und doch „umfließt das Priestertum ein eigen-tümlicher, überirdischer Glanz“. Durch den Priester stellt Gott „das Heilige, das Christus auf die Welt gebracht hat, in Wort und Sakrament in unseren Augen-blick, in unser Hier und Jetzt“ (Karl Adam, Christus unser Bruder Regensburg <sup>8</sup>1950, 261). Im Blick auf das Tun des Priesters schreibt er weiter: Es berührt uns irgendwie „der Atem Christi, wenn der Priester

predigt ... Irgendwie ist Göttliches um ihn. Schon durch seine bloße Existenz ist der Priester ein leben-diges Sursum Corda, ein steter Anruf: Suchet zuerst das Reich Gottes“. Wie Christus ist er „ein Zeichen, an dem sich die Geister scheiden“, und er steht „in einer Art Personalunion mit Christus“. Darum spiegelt sich im Verhältnis zum Priester „das Gewissen der Welt“ (161 f). Soweit Karl Adam. In gewisser Weise gilt das auch für jene, die die Nachfolge Christi aus der Gnade der Taufe und der Firmung in letzter Konsequenz leben und deren theologischer Ort die unmittelbare Nachbarschaft zum Priestertum ist.

Die Priester und jene, die Christus nachfolgen in einem Leben nach den evangelischen Räten, sind das eigentliche Fundament der Kirche Christi, das eigentliche Geheimnis ihres Wirkens und ihrer Effizienz. Ihre hohe Stellung ist zugleich ein hoher Anspruch, ihre Gabe ist ihre Aufgabe. In der Liturgie der Priesterweihe heißt es: „Bedenket, was ihr tut, und werdet, was ihr seid“. Das gilt für die einen wie für die anderen.

Als am Beginn der Neuzeit die abendländische Kirche auseinanderbrach, da waren es die Orden, vor allem jene, die damals neu entstanden, in ganz besonderer Weise die Ordenspriester, die die Kirche erneuerten und weite Teile zurück-gewannen, die sich von der Mutterkirche getrennt hatten.

\*

Der Weltgebetstag der geistlichen Berufe ist für die Priester und für jene, die ein Leben nach den evangelischen Räten führen, ein Aufruf, in wahrer Gottesfurcht ihr Zeugnis in letzter Verfügbarkeit für Gott und für die Menschen überzeugend und sympathisch zu leben. Uns alle aber will er auffordern, dass wir uns auf das Wesen des Priestertums und des Lebens nach den evangelischen Räten besinnen, dass wir durch ein konsequentes Leben aus dem Glauben der modernen Religion des Diesseits widerstehen, dass wir uns dem Sog des Konformismus entgegenstellen, dass wir nicht handeln und denken, wie alle es tun, dass wir nicht mit den Wölfen heulen und dass wir uns nicht dem Diktat eines unchristlichen Zeitgeistes unterwerfen. Schließlich will uns dieser Welttag ermahnen, dass wir beten für jene, die berufen sind zum Priestertum oder zum Leben in den evangelischen Räte, dass ihnen gute und glaubwürdige Lehrer geschenkt werden und dass sie in gesundem

Selbstvertrauen und im Vertrauen auf die Gnade Gottes ihre Berufung erkennen und sie ergreifen und bewahren. Amen.

PREDIGT ZUM 3. OSTERSONNTAG (2. SONNTAG NACH OSTERN),  
GEHALTEN AM 22. APRIL 2007 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„MAN MUSS GOTT MEHR GEHORCHEN  
ALS DEN MENSCHEN“

Das freimütige Wort der Apostel und das stete Wachsen der Zahl ihrer Anhänger im Kontext der Verkündigung der Botschaft von der Auferstehung Jesu bereitet den jüdischen Behörden große Sorgen. Darüber berichtet die (erste) Lesung des heutigen Sonntags. Sie haben Jesus von Nazareth beseitigt als einen Messias-Prätendenten, als einen Schwindler, wie sie meinten, und nun verkünden seine Jünger, dass Gott ihn bestätigt hat, nicht nur als einen echten Propheten, sondern als den größten Menschen, der je auf dieser unserer Erde gewandelt ist. Sie be-zeichnen ihn als den Kyrios, das heißt: den Herrn, und geben ihm damit ein gött-liches Attribut. Denn die Bezeichnung Kyrios steht in der griechischen Über-set-zung des Alten Testamentes für Gott. Das wissen die Leute vom Hohen Rat. Dar-um ergreifen sie die Apostel, wohl einige von ihnen, stellen sie vor Gericht und verbieten ihnen jeden weiteren Einsatz für diesen Jesus von Nazareth. Um sie willfährig zu machen, drohen sie ihnen drastische Strafen an und geben ihnen gleichsam einen Vorgeschmack von dem, was sie erwartet, wenn sie nicht hören, indem sie sie geißeln, indem sie sie verprügeln, so würden wir heute sagen. Sie aber lassen sich nicht einschüchtern und geben ihnen die im Grunde sehr plau-sible Antwort: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“. So berichtet uns die Apostelgeschichte.

\*

Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. Die Haltung, die in dieser Maxime zum Ausdruck kommt, ist bestimmend für die Apostel und im Grunde für alle, die sich der Urgemeinde angeschlossen haben. Sie illustrieren damit eigentlich das Kreuzesgeschehen, sind sie doch Jünger dessen, der im Gehorsam gestorben ist. Dementsprechend erklärt der heilige Paulus im Galaterbrief: „Wenn ich Menschen zu gefallen suche, kann ich Christi Knecht nicht sein“ (Gal 1,10).

Und er ermahnt seinen Schüler Timotheus: „Verkünde das Wort, sei es gelegen oder ungelegen“ (2 Tim 4,2). Es gäbe keine Kirche und kein Christentum, wenn diese Haltung den ersten Christen nicht selbstverständlich gewesen wäre, denn sie mussten sich durchsetzen gegen eine Welt des Widerspruchs und der Ablehnung. Dreihundert Jahre hindurch breitete sich die Kirche aus gegen den Willen der politischen Machthaber, dreihundert Jahre musste sie immer neue Verfolgungs-wellen durchstehen, und Unzählige bezahlten ihre Treue zu Gott mit dem Leben. Eingedenk dieses Anfangs der Kirche ist das Wort der Apostel vor dem Hohen Rat ein verpflichtendes Lebensprogramm für einen jeden von uns.

Nicht selten hat es in der Geschichte der Kirche große Persönlichkeiten gegeben, die das beispielhaft gelebt haben, die sich der äußeren, der weltlichen Macht nicht gebeugt und die sich ihr nicht angebiedert und angedient haben, weil man Gott mehr gehorchen muss als den Menschen. Thomas Morus (+ 1535) nahm in den Wirren der Reformation lieber den Tod auf sich, als dass er sich zum Abfall von dem Nachfolger des heiligen Petrus und von der römischen Kirche verleiten ließ. In der neueren Geschichte wollte der Bischof Kardinal von Galen (+ 1946) sich weder durch Schmeichelei noch durch Drohung davon abhalten lassen, einer gott-losen und gewissenlosen Regierung die Stirn zu bieten, ihre Ruchlosigkeit anzuprangern und ihr die ewigen Gottesgesetze zu verkünden. Er war bereit, dafür in den Tod zu gehen. Das war heroisch, vorbildlich für einen jeden von uns. Des-halb wurde er in unserer Zeit zur Ehre der Altäre erhoben, in einer Zeit, die leise-treterisch ist und opportunistisch, ja, für die der Wille Gottes weithin nicht mehr gilt und die in vielfältiger Weise geradezu sträflich verantwortungslos handelt.

Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen: Diese Haltung folgt für uns aus dem Glauben an den ewigen Gott, der sich uns offenbart hat, der uns erlöst und zum ewigen Leben berufen hat, zu jenem Leben, in dem er die Gerechtigkeit, die wir erhoffen, herbeiführen und das letzte Wort sprechen wird. Aus dieser Hal-tung ist einst die Kirche Christi hervorgegangen. Diese Haltung ist ein lebendiges Zeugnis dafür, dass wir wirklich glauben an die Botschaft Gottes und der Kirche, sie ist ein lebendiges Zeugnis dafür, dass der Mensch mehr ist als ein hoch ent-wickeltes Tier, dass es für ihn mehr gibt als diese Welt, dass nicht das irdische Leben der höchste Wert ist für ihn, dass das größte Übel für ihn die Sünde ist, die Beleidigung Gottes, das Leben ohne Gott.

Solche Gedanken sind uns heute jedoch weithin fremd geworden. Allgemein besteht in der Gegenwart die Tendenz, allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, auch wenn man dabei seine Seele verkauft. Die Versuchung, Gott den Gehorsam aufzukündigen um der Menschen willen, vor ihr ist niemand sicher heute, deshalb, weil unser Glaube so schwach geworden ist.

Es stünde besser um Kirche und Welt, wenn wir mehr Verantwortung entwickeln würden, wir alle, wenn wir mehr Verantwortung entwickeln würden vor Gott und vor unserem Gewissen. Allzu oft berufen wir uns auf unser Gewissen, aber nicht in lauterer Absicht, nicht, um unsere objektive Verantwortung zu beschwören, sondern um unsere Willkür, die Willkürlichkeit unseres Handelns zu rechtfertigen.

Sehr groß ist heute die Versuchung, nach der pragmatischen Devise zu handeln: Wie komme ich am besten an bei den Menschen? Sie folgt zum einen aus unserer Resignation gegenüber der Wahrheit, zum anderen aus der Aushöhlung unseres Glaubens und aus der konsequenten Diesseitigkeit unserer Lebensführung. Die Resignation gegenüber der Wahrheit und die Aushöhlung unseres Glaubens, sie sind bedeutende Mächte geworden in unserer Welt und in unserem Leben.

Oftmals versagen wir nicht nur selber gegenüber diesem uns alle verpflichtenden Lebensprogramm „man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“, sondern verdächtigen auch noch jene, die sich konsequent darum bemühen. Deshalb werfen wir nicht selten jenen, die all ihr Sinnen und Trachten darauf richten, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, vor, sie seien nicht flexibel, sie seien stur, unbeweglich und nicht kompromissfähig. Aber angesichts der Wahrheit und der Rechte Gottes kann es jene Kompromissfähigkeit und jene Kompromissbereitschaft nicht geben, die sonst im alltäglichen Miteinander und in der Politik ohne Zweifel Tugenden sind, sofern es hier um den pragmatischen Ausgleich der Interessen geht. Angesichts der Wahrheit und der Rechte Gottes können Kompromissfähigkeit und Kompromissbereitschaft keine Tugenden sein. Denn zwischen Sein und Nichtsein gibt es keine Mittleres.

Man könnte hier einwenden, dass man auf diese Weise doch auch seinen Eigen-sinn und seinen Eigenwillen rechtfertigen könnte, dass es doch immer auch die Möglichkeit der Selbsttäuschung gibt. Und man könnte fragen: Was ist denn Wahrheit? Und was ist der Wille Gottes? Manchmal sind diese Fragen leicht zu lösen, aber nicht immer. Wenn wir jedoch wirklich beten und wenn wir kluge und fromme Menschen zu Rate ziehen, so wird Gottes Geist uns nicht fehlen, wird er uns Einsicht schenken. Wir müssen hier allerdings unterscheiden: Fanatiker sind finster, echte Propheten sind lebenswürdig, wenngleich auch wiederum unbequem, sie sind großzügig in peripheren Dingen, unbeirrbar aber im Wesentlichen, sie fürchten Gott, darum brauchen sie die Menschen nicht zu fürchten, sie suchen das Wohlgefallen Gottes, darum brauchen sie um den Beifall der Menschen sich nicht zu bemühen, der ohnehin sehr trügerisch und unbeständig ist.

\*

Immer lebt das Gute und das Wahre letzten Endes von dem selbstvergessenen Einsatz derer, die Gott mehr fürchten als die Menschen. Die Freundschaft mit Gott bringt uns des Öfteren die Feindschaft der Welt. Christus musste leiden und sterben, um so in seine Herrlichkeit einzugehen. Der Jünger ist nicht über dem Meister. Er weiß, dass er Gott mehr gehorchen muss als den Menschen. Amen.

PREDIGT ZUM WEISSEN SONNTAG, GEHALTEN AM 15. APRIL 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WIE MICH DER VATER GESANDT HAT, SO SENDE ICH EUCH“

Der Kernsatz des heutigen Evangeliums lautet: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch!“ Das rechte Verständnis dieses Jesus-Wortes bezeichnet noch heute den eigentlichen Gegensatz zwischen der katholischen Kirche und den Gemeinschaften, die aus der Reformation hervorgegangen sind. Das Wort „wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ muss im Zusammenhang mit jenem anderen Wort des Evangeliums gesehen werden, das die Vermittlung des Heiligen Geistes und die Sündenvergebungsgewalt anspricht: „...welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen...“. Es geht hier um die Tatsache, dass der Auftrag Christi und seine Vollmacht nicht auf die ganze Kirche übertragen wurden, sondern auf bestimmte Personen, dass Christus nicht alle in der gleichen Weise ausgesandt und bevollmächtigt hat und dass er selber im Bischofs- und im Priesteramt der Kirche in unserer Welt gegenwärtig bleiben und in ihr sein Werk fortsetzen wollte.

\*

Die Botschaft von der Auferstehung Jesu, die fünfzig Tage hindurch bestimmend ist in der Liturgie, lenkt unseren Blick immer neu auf die Kirche, die aus dieser Botschaft hervorgegangen ist. Denn der Auferstandene, der in seiner Auferstehung in die Herrlichkeit des Himmels eingegangen ist, überträgt sein Werk auf seine Apostel. Wie er selber vom Vater gesandt ist, so sendet er sie nun aus an seiner Statt. Wie er das Wort Gottes und Gottes Gnade in seinen irdischen Tagen vermittelt hat, so sollen nun sie, nach seiner Auferstehung und seiner Heimkehr zum Vater, das Wort Gottes und seine Gnade der Welt vermitteln. Wie er in seinem messianischen Wirken das Zeichen des Heils gewesen ist, so sollen es nun die Apostel sein. Das wird deutlich, wenn die Apostelgeschichte von dem triumphalen Anfang der Kirche spricht, wenn sie davon berichtet, dass die Apostel nun ähnliche Wunder wirkten, wie sie der Meister einst gewirkt hatte.

In dem Wirken der Apostel lebte die Sendung Christi fort. Da gilt das Gesetz: Der Gesandte steht ganz im Dienst des Sendenden, er repräsentiert den Sendenden und hat als solcher Anteil an dessen Auftrag und Vollmacht. Das ist eine verborgene Wirklichkeit, aber eine Wirklichkeit, die ihr Träger jeweils sichtbar zu machen sich bemühen muss, ja, dieses sein Bemühen ist das A und O seines Lebens und seines Wirkens. So soll es jedenfalls sein gemäß dem Willen des Stifters der Kirche.

Die Apostel wussten um ihre besondere Stellung und Verantwortung, sie wussten darum, dass Gott den Menschen sein Heil durch das apostolische Amt vermitteln wollte bis zum Jüngsten Tag. Deshalb übertrugen sie die ihnen zuteil gewordene Sendung und Vollmacht, ihr messianisches Vikariat, so könnte man auch sagen, durch Gebet und Handauflegung an solche, die ihnen geeignet erschienen. Sie sollten in ihre Nachfolge eintreten, an ihre Stelle treten. Auf diese Weise entstand das apostolische Amt als bleibendes Amt in der Kirche, das sich sehr bald in gestufter Weise darstellte, als Bischofs- und Priesteramt und - mit größerem Abstand davon - als Diakonenamt. Damit war die verpflichtende Gestalt der Kirche geschaffen, die stets aus Amtsträgern und Gläubigen bestehen muss, aus dem besonderen und dem allgemeinen Priestertum, aus denen, die Christus und die Zwölf, die Apostel, wie wir sagen, und aus denen, die die Jünger darstellen sollten, wobei stets auch die Amtsträger gleichzeitig Jünger Christi sind und bleiben, nicht anders als die Apostel, die als Apostel ja auch Jünger blieben trotz der

Vollmacht und des Auftrags, trotz der besonderen Berufung, die ihnen zuteil wurde.

Das besondere Priestertum wird durch die Priesterweihe übertragen, das allgemeine durch Taufe und Firmung. Aber Taufe und Firmung sind stets die Voraussetzung für die Priesterweihe. Daraus folgt, dass zwar alle Verantwortung tragen in der Kirche, dass aber nicht alle die gleiche Verantwortung tragen. Darum entspricht ein demokratisches oder egalitäres Kirchenbild, wie wir es - zumindest in der Theorie - bei den Gemeinschaften der Reformation haben, nicht der Idee des Stifters der Kirche.

Es gibt in der Kirche die besondere Vollmacht von Christus her, die apostolische Sendung, die besondere Teilhabe am Priestertum Christi, die göttlichen Rechtes ist, eine Vollmacht, die im Glauben verankert, die glaubensrelevant ist. Sie verwirklicht sich in der Glaubensverkündigung, vor allem in ihrer sakramentalen Gestalt im Rahmen der heiligen Messe, sodann verwirklicht sie sich am Altar und im Beichtstuhl, das heißt: Sie verwirklicht sich in der sakramentalen Vermittlung des Wortes und der Weisung Gottes und in der Vermittlung seiner Gnade. Das sind die eigentlichen Tätigkeiten des Priesters, wobei das Tun am Altar mit Abstand entscheidend ist, eben die Feier der heiligen Messe.

Gott nimmt Menschen in seinen besonderen Dienst, um sein Heilswerk in der Welt fortzuführen und zu vollenden. Diejenigen, die dazu berufen sind, haben nicht einen Beruf wie alle anderen, sie haben eigentlich keinen Beruf, an seine Stelle tritt bei ihnen die Berufung. Von ihr aber sind sie bis in die Tiefen ihres personalen Seins beansprucht, wie es das bei einem Beruf so nicht gibt. Daraus folgt für sie die Notwendigkeit des Totaleinsatzes, die Identität von Leben und Wirken. Immer sind sie im Dienst. So entspricht es dem Gedanken Gottes.

Das ist ein Ideal, hinter dem leider die Wirklichkeit zurückbleibt. Heute mehr denn je. Diese Diskrepanz, die anscheinend im Wachsen begriffen ist, ist der eigentliche Grund für die mangelnde Überzeugungskraft der Kirche in der Gegenwart, wenn heute die Kirchen leerer werden und der Priesterberuf

gerade die Besten der jungen Menschen nicht mehr begeistern kann und sich viele ihrer Berufung entziehen.

In dieser Situation muss die Verantwortung der Gläubigen, aller Gläubigen, immer wieder zu einer Herausforderung werden für die Amtsträger, wenn sie die Last ihrer Berufung nicht tragen wollen und sich ihr entziehen möchten. Das Vorbild der Gläubigen und ihre artikulierte Erwartung sollten sie immer wieder als Verpflichtung erfahren, immer wieder sollten sie ein wichtiger Impuls werden für sie. Vor allem ergibt sich aus dieser Situation für uns alle die Mahnung zum Gebet. Das Schicksal der Kirche ist das Schicksal aller in der Kirche, und darüber hinaus bestimmt es die Zukunft auch unserer säkularisierten Welt, auch wenn diese es nicht wahr haben will.

\*

Die Gestalt der Kirche Christi ist nach der Auffassung vieler unserer Zeitgenossen nicht verpflichtend festgelegt. Viele meinen, sie könnte so oder so aussehen. Dem ist jedoch nicht so. Gott selber hat seiner Kirche ihre Gestalt gegeben.

Die Kirche baut sich nicht von unten nach oben auf, sondern von oben nach unten. Unaufgebbar gehört zu ihr das apostolische Amt. Die entscheidende Verantwortung tragen in ihr die Bischöfe und Priester, nicht als Privileg, sondern als verpflichtende Last, die drückend sein kann, wenn sie im Glauben verstanden und getragen wird. Sie verwalten ihr apostolisches Amt in der Glaubensverkündigung, am Altar und im Beichtstuhl, das heißt: in der Vermittlung des Wortes Gottes und seiner Weisung und in der Vermittlung seiner Gnade, allem voran in der Feier der heiligen Messe, denn das Priestertum ist wesentlich vom Opfer her bestimmt, das gilt im Grunde für alle Religionen. Zudem ist die Erlösung und damit ihre kultische Feier, ihre Gegenwärtigsetzung, die Mitte des Christentums.

Gott bindet sich und seine Gnade an sichtbare Zeichen und an Menschen, die ihn repräsentieren sollen. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich

euch“, heißt es im Evangelium des heutigen Sonntags. Der Gesandte steht für den, der ihn gesandt hat. „Wer euch hört, der hört mich“, sagt Jesus einmal an einer anderen Stelle (Lk 10,16). Die Sendung Gottes ist zugleich Bevollmächtigung als Gabe des Heiligen Geistes. „Empfanget den Heiligen Geist“, heißt es von daher im Evangelium. Amen.

PREDIGT ZUM OSTERMONTAG, GEHALTEN AM 9. APRIL 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WIR ABER HATTEN GEHOFFT“

Im Geheimnis der Auferstehung Christi begegnet uns das Geheimnis der Treue Gottes: Gott verlässt den Gerechten nicht, auch wenn es eine Weile den

Anschein hat, als ob es so wäre. Von der Treue Gottes ist heute in der (ersten) Lesung und im Evangelium die Rede.

\*

Die Auferstehung Christi hat viele Aspekte, ein bedeutender Aspekt ist der, dass sie deutlich macht, dass Gott zu seinem Wort und zu seinen Verheißungen steht, dass er sich zuletzt doch als der Mächtigere erweist und dass er die Gerechtigkeit zum Sieg führt. Das zu zeigen, darum geht es dem Fremdling auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus, wenn er den zweifelnden Jüngern die Schriften des Alten Testaments auslegt. Darum geht es Petrus in der Lesung, wenn er von der Hoffnung des Königs David spricht.

Die Treue ist das entscheidende Attribut Gottes im Alten Testament. Immer wieder wird sie von den Propheten beschworen und verkündet. Sie steht im Kontrast zur Untreue des auserwählten Volkes und zur Unzuverlässigkeit und zur Wankelmütigkeit der Menschen, die auch heute noch die Quelle vieler Leiden und vieler Enttäuschungen sind, für jene die untreu sind wie auch für jene, die die Untreue erfahren.

Die Treulosigkeit macht sich in erster Linie da breit, wo wir unser Leben allzu sehr auf den Gefühlen aufbauen. Gefühle sind unberechenbar, trügerisch und vergänglich. Von anderer Qualität sind demgegenüber bewusste Entscheidungen des Willens, die von moralischer Verantwortung getragen werden. Die Treue ist eine Tugend. „Treue üben ist Tugend, Treue erfahren ist Glück“, heißt es tiefsinnig bei der Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach (+ 1916).

Wer sich primär durch seine Gefühle bestimmen lässt, ist auch eher der Propa-ganda gewissenloser Verführer ausgesetzt, er ist leichter manipulierbar.

An die Unberechenbarkeit und Unzuverlässigkeit der Gefühle und an ihre Manipulierbarkeit erinnert uns die Krise jener Institution, die für das Zusammenleben der Menschen und für die Kirche von größter Bedeutung ist, daran erinnert uns die Krise der Ehe, die primär eine Krise der Treue ist. Die Treue gehört zur Liebe, das gilt immer, in besonderer Weise aber gilt das für die eheliche Liebe. Die unbeirrbare Treue ist das entscheidende Moment einer dauerhaften und glücklichen Ehe. Liebe ohne Treue ist nichts anderes als eine verdeckte Form von Egoismus. Eingeübt wird die Treue in der vorehelichen Enthaltbarkeit. Weil das so viele nicht mehr wissen und weil man es ihnen auch nicht sagt, darum zerbrechen so viele Ehen, wenn sie überhaupt noch ordnungsgemäß geschlossen werden.

Gottes unbedingte Treue ist für uns eine frohe Botschaft, zugleich aber eine Anklage und eine Warnung. Denn schon im Alten Testament ist Gott der Maßstab für das Handeln des Menschen.

Dabei wird uns Gottes Treue nicht selten zum Ärgernis. Deshalb, weil Gott oft lange schweigt, allzu lange. Davor dürfen wir hier nicht die Augen verschließen. Nicht selten begegnet und irritiert uns die Fragwürdigkeit, das Chaos der Welt. Oft geht es den Guten schlecht und den Schlechten gut. Sehr oft drängt sich uns der Eindruck auf, dass es mit der Gerechtigkeit nicht weit her ist. So war es auch bei den Jüngern Jesu in den Jahren, in denen sie ihren Meister begleitet hatten, so war es vor allem bei ihnen, als sie Zeugen seines letzten Leidensweges und seines Sterbens wurden. Diese Erfahrung wurde für sie geradezu zu einer tödlichen Krise. Damals brach eine Welt für sie zusammen. Sie verzweifelten gänzlich an Gott und an den Menschen. „Wir aber hatten gehofft, er werde Israel erlösen“, so drücken die Emmaus-Jünger das aus im heutigen Evangelium.

Immer wieder erleben wir es, dass schreiendes Unrecht geschieht und Gott nicht eingreift. So wissen wir, so weiß es ein jeder von uns, was Enttäuschung und Re-signation ist.

Wenn wir solche Erfahrungen machen, brauchen wir einen starken Glauben, eine lebendige Hoffnung und eine große Liebe. „Und wenn er mich tötet, ich werde nicht von ihm lassen“, sagt der Dulder Hiob im Alten Testament in seiner äußersten Not (Hiob 13, 15). Das ist ein heroisches Bekenntnis zur Treue Gottes.

Wir haben viele gute Gewohnheiten im Religiösen vergessen, eine davon ist das Gebet um Glaube, Hoffnung und Liebe, um die drei göttlichen Tugenden. Um sie sollten wir wieder beten, dass wir von Gott nicht lassen, auch dann nicht, wenn er sich verbirgt oder wenn er uns auf die Folter spannt.

\*

Dafür, dass Gott der Stärkere ist, dass er zu seinem Wort steht und dass das Gute doch letztendlich den Sieg davonträgt, dass die Ungerechtigkeit nur eine Weile triumphiert, dass die Wahrheit und das Recht schließlich doch den Irrtum und das Unrecht bezwingen, dafür steht die Auferstehung Jesu. Darum sollten wir mit den Emmaus-Jüngern beten: „Herr, bleibe bei uns“, wo immer Dunkelheit sich über uns ausbreitet und wir die Welt und unser Leben nicht mehr verstehen.

Gottes Treue ist unsere unüberwindliche Hoffnung, sie ist das Fundament unse-res Glaubens und unserer Liebe. Dahin muss unser Bemühen gehen, darum mü-ssen wir Gott bitten.

Zugleich aber ist die Treue Gottes eine Mahnung für uns, dass wir die Tugend der Treue üben und Gottes unerschütterliche Treue nachahmen im Verhältnis zu den Menschen, aber auch im Verhältnis zu uns selbst und zu Gott. Amen.

## PREDIGT ZUM HOCHHEILIGEN OSTERFEST, GEHALTEN

AM 8. APRIL 2007

„SUCHET, WAS DROBEN IST“

Der Osterglaube beginnt mit vielen Zweifeln. Erst langsam kommen die Jünger Jesu zu der Erkenntnis und zu dem Bekenntnis „der Herr ist auferstanden“, „er ist wahrhaft auferstanden“. Die Zweifel der Jünger sind eine Hilfe für unseren Glauben, sie sollten eine Hilfe sein für unseren Glauben an jenes Geschehen, mit dem die christliche Verkündigung ihren Anfang genommen hat.

Als die Jünger zum vollen Glauben an die Auferstehung ihres Meisters gekommen waren, werden sie oft an das Psalmwort gedacht haben, das ihnen von ihrer Jugendzeit an vertraut war, „die in Tränen säen, werden in Freude ernten ... sie gehen dahin, sie gehen und weinen und tragen die Saat, die sie säen sollen, doch werden sie kommen, ja kommen mit Jauchzen und ihre Garben tragen“. So heißt es in Psalm 125 (Ps 125, 6 ff).

Mit der Osterverkündigung hat das Christentum begonnen, mit ihr hat es angefangen mit der Kirche Christi. Wäre Christus nicht auferstanden, dann gäbe es kein Christentum, dann wäre Jesus von Nazareth einer der jüdischen Propheten geblieben. Auf die Auferstehung des Propheten von Nazareth kommt es an im Christentum. Darum ist nicht der Karfreitag der höchste Festtag für uns, sondern Ostern.

Worum geht es in dieser Auferstehung, im Einzelnen? Und wie steht es heute mit dem Glauben daran?

\*

Alles, was mit dem christlichen Glauben zu tun hat, wird heute, wenn es nicht gänzlich geleugnet wird, zumindest verwässert, in vielfältiger Weise, erst recht gilt das für das Fundament des Christentums, für den Osterglauben. Diese Verwässerung erfolgt nicht nur außerhalb des Christentums und der Kirche, auch innerhalb der Gemeinde Jesu erfolgt sie, ja, dort vor allem. Darin spiegelt sich der wankende Glaube der Verkündiger und derer, die ihre Lehrer gewesen sind. Da bei muss man zugeben, dass solche Verwässerung nicht immer in böser Absicht geschieht, zumindest nicht, wenn sie innerhalb des Christentums und der Kirche erfolgt. Oftmals will man auf diese Weise den Menschen den Glauben leichter machen, der christlichen Botschaft den Ärgernischarakter nehmen oder auch der Kirche wieder mehr Einfluss verschaffen in der Öffentlichkeit. Da erkennt man dann indessen nicht die Verantwortungslosigkeit und die Torheit solchen Bemühens. Die Wahrheit ist nicht teilbar, entweder ist sie wahr, dann gilt sie ganz, oder sie ist nicht wahr, dann gilt sie gar nicht. Das wird hier nicht beachtet.

Die Osterbotschaft bedeutet nicht nur, dass es mit der Verkündigung Jesu nach seinem Tode weiterging, dass die Jünger ihn nicht vergessen konnten

oder dass die Liebe stärker ist als der Tod. Sie bedeutet auch nicht einfach, dass am Ende alles gut werden wird, dass am Ende das Leben siegen wird. Und schließlich ist sie nicht nur ein Appell zum Optimismus. Das alles meint sie auch, die Oster-botschaft, aber in ihrem Kern beinhaltet sie mehr und Bedeutsameres, da bedeutet sie, dass der Gekreuzigte nach seinem schmachvollen Tod und nach seiner Grablegung das Grab verlassen hat und einer Reihe von Personen erschienen ist, denen, die Zeugen seiner Auferstehung sein sollten.

Er stieg in die tiefsten Tiefen unserer Erdennot hinab. Sein Leib wurde zerschla-gen. Er starb den Tod eines Ausgestoßenen. Man quälte ihn in den Tod hinein. Aber sein gemarterter Leib wurde wiederhergestellt, sein toter Leib wurde wieder lebendig. Und alles, was er verloren hatte in seiner Passion und in seinem Tod, das erhielt er zurück, und zwar in einem überreichen Maß.

Damit wurde er den die Menschen, die ihn zurückgewiesen hatten in ihrer Torheit und in ihrer Bosheit, in neuer Weise geschenkt. Aber als Verklärter wurde er ihnen wiedergeschenkt, das heißt: unsichtbar, in seiner himmlischen Herrlichkeit. Deshalb wurde er nur von denen gesehen, denen er erschienen war.

Wir müssen Acht geben, dass wir im Blick behalten, dass die Auferstehung nicht einfach nur die Unsterblichkeit der Geistseele meint. Das wäre nichts Besonderes, das gehört zum Menschsein eines jeden Menschen dazu. Die Unsterblichkeit ge-hört zur Natur der Seele des Menschen. In der Auferstehung geht es indessen um die Wiederherstellung des ganzen Menschen.

So kehrte Jesus in seiner Auferstehung zurück zum Leben mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit. Und - das müssen wir hier bedenken - seine

Auferstehung brachte uns die Erlösung, die Befreiung von der Sünde und von der Gottesferne, die Versöhnung mit Gott und vor allem die Überwindung unseres Todeschicksals, wie es uns die Ursünde beschert hatte.

Auch wir sollen den Tod überdauern, wie er ihn überdauert hat, mit Leib und Seele. Darum wird Jesus der Erstling der Entschlafenen genannt (1 Kor 15, 20). Auch unser Leib soll an dem seligen Leben Jesu Anteil erhalten. Die Voraussetzung dafür ist allerdings die, dass wir zu ihm und zu seiner Kirche stehen, dass wir mit ihm die Ablehnung der Welt geduldig ertragen und dass wir durch die Nacht unserer Leiden und unseres Todes in der innigen Gemeinschaft mit ihm hindurchgehen.

An der Auferstehung Jesu werden alle teilnehmen - darum ist er der Erstling der Entschlafenen -, aber nicht für alle ist sie ein Segen. Das muss gesagt werden in einer Zeit, die dazu neigt, die Botschaft der Kirche zu verkürzen und letztlich immer wieder zu banalisieren. Es gibt auch die Auferstehung zum ewigen Tod, zum ewigen Fernsein von Gott, nicht nur jene zum ewigen Leben. Das weiß bereits das Alte Testament. Zur Auferstehung der Toten gehören das Gericht und die Rechenschaft.

Gerade das macht die Osterbotschaft manch einem unsympathisch, und manch einer hört deshalb lieber von der Seelenwanderung, da braucht er sich im Leben nicht so anzustrengen.

Also: Christi Auferstehung ist das Modell unserer Auferstehung. Und sein Oster-sieg soll der unsere werden, er kann der unsere werden, wenn wir mit ihm durchs Leben gehen.

Und Jesu Tod und seine Auferstehung haben uns Versöhnung mit Gott gebracht und den Triumph über ein hoffnungsloses Todesschicksal.

Das aber ist ein Schatz, den wir in irdenen Gefäßen tragen, so sagt es die Heilige Schrift (2 Kor 4, 7), wir können ihn verlieren und neu erwerben, mit Gottes Gnade können wir ihn jedoch auch bewahren.

\*

Allein, wie ist das mit dem Glauben an dieses Geschehen und an diese neue Wirklichkeit? Das ist die zweite Frage, die wir uns stellen wollten.

Die berühmte Faustdichtung von Goethe beginnt bezeichnenderweise mit einem Ostermorgen, dessen Botschaft die Osterglocken verkünden. Und der Titelheld erklärt: „Die Botschaft hör ich wohl, allein, mir fehlt der Glaube“. Das sagt er für viele heute.

Um den Glauben steht es schlecht in unserer Welt. Er ist schwach geworden, nicht nur im Hinblick auf diese Botschaft. Schwach geworden ist dabei vor allem der Glaube an die Kirche selbst und an ihre göttliche Stiftung. Ostern ist nur noch ein Frühlingsfest für weit mehr als 50 % derer, die noch den Christennamen tragen. In der Öffentlichkeit bemüht man sich mit Erfolg diesen Glauben und gar noch die Reste dieses Glaubens zu zerstören. Und viele, die noch nominell zu Kirche gehören, hören da lieber auf ihre Feinde als auf ihre Freunde.

Warum ist es so schwer, die Osterbotschaft zu glauben? Weil sie nicht im Trend liegt - unsere Gesellschaft ist säkularisiert -, weil sie anspruchsvoll ist,

weil sie unserem Stolz nicht schmeichelt und weil sie aus der Botschaft vom Kreuz her-vorgeht.

Aber sie ist besser bezeugt und vernünftiger als all das, was viele von uns sonst zu glauben bereit sind. Man wundert sich, wie leichtgläubig der moderne Mensch im Alltag ist. Die Auferstehung Jesu ist bezeugt durch glaubwürdige Zeugen, die um dieser Botschaft willen einen gewaltsamen Tod gestorben sind, und sie ist bezeugt durch das segensvolle Wirken der Kirche in zwei Jahrtausenden. Man kann nicht sagen, die Zeugen der Auferstehung Jesu seien unkritisch gewesen, im Gegenteil, sie kannten den Zweifel, am Anfang zweifelten sie, aber sie wurden in ihrem Zweifel überwältigt durch die Fakten, mit denen sie konfrontiert wurden.

\*

Die Auferstehung Jesu gereicht uns zum Heil, wenn wir sie mit dem Munde be-kennen und mit dem Herzen glauben (Rö 10, 9), wenn wir für sie einstehen und aus ihr leben, das heißt, wenn wir im Blick auf den auferstandenen Christus „su-chen, was droben ist“ - so sagt es die Lesung dieser heiligen Messe -, und wenn wir uns nicht an das Sichtbare binden und unsere Hoffnung nicht auf die Weisheit der Menschen setzen. Amen.

## PREDIGT ZUM GRÜNDONNERSTAG, GEHALTEN AM 5. APRIL 2007

„MIT SEHNSUCHT HABE ICH DANACH VERLANGT, DIESES  
OSTERLAMM MIT EUCH ZU ESSEN“

Die Kirche lebt aus der Eucharistie, so lautet der Titel der letzten Enzyklika des Papstes Johannes Paul II. vom Gründonnerstag des Jahres 2003. Papst Benedikt XVI. nennt die Eucharistie in seinem neuesten Apostolischen Schreiben das Geheimnis der Liebe. Heute feiern wir die Geburtsstunde dieses Geheimnisses. Es führt uns in den Abendmahlssaal auf dem Sionsberg in Jerusalem. Dort hat Christus - so berichten es uns die Evangelien - mit jenen zwölf Jüngern, die er in besonderer Weise berufen, die er berufen und bevollmächtigt hatte, an seiner Messias-Aufgabe teilzuhaben und die Säulen der Kirche zu werden, mit ihnen hat er die jüdische Passah-Feier begangen. In dieser Feier beging man den Auszug aus Ägypten, der mehr als 1000 Jahre zurücklag, im Rahmen eines Opfers und eines heiligen Mahles. Am Tag darauf, dem Vortag des jüdischen Osterfestes, starb Christus nach qualvollen Stunden seelischer und körperlicher Leiden den grausamen Tod eines Verbrechers am Kreuz - das Kreuz war ein barbarisches Marterinstrument. Er starb diesen Tod freiwillig. Das zu betonen ist notwendig, da man seinen Tod heute gern als ein Verhängnis hinstellt. Das ist der Grundtenor der Berichte der Evangelien über sein Leiden und Sterben.

Jene Passah-Feier Christi war zugleich die Abschiedsfeier von seinen engsten Gefährten. Er wusste das, und die Jünger ahnten es. Er übergab ihnen damals ein einzigartiges Abschiedsgeschenk. In diesem nahm er das vorweg, was sich am nächsten Tag auf der kleinen Anhöhe vor der Stadt Jerusalem, die man Golgotha nannte, zugetragen hat und was nachher immer wieder in der Feier der heiligen Messe gegenwärtig wurde bis zum heutigen Tag.

Eine neue Weise der Gegenwart schenkte er ihnen in dieser Stunde des Abschieds, eine Weise, wie nur Gott sie schaffen kann. Diese neue Daseinsweise steht im engen Kontakt mit dem Kreuzesgeschehen.

In dieser Abschiedsfeier, die wir das letzte Abendmahl nennen, wurde das vorweggenommen, was auf Golgotha geschehen ist, und in der Feier der heiligen Messe wird das Gegenwart, was sich dort zugetragen hat. Dabei müssen wir den Tod Jesu immer im Zusammenhang mit seiner Auferstehung sehen. Anders kann er nicht recht verstanden werden. Das Geschehen des Karfreitags wird nur recht gewürdigt, wenn es im Licht des Ostersieges gesehen wird.

Es ist der vollendete Christus, der Auferstandene, dessen Erlösungstat wir in der heiligen Messe feiern und den wir in der Eucharistie empfangen. Darum nennen wir dieses Sakrament von alters her das Ostersakrament. Und es ist der österliche Christus, den wir in der eucharistischen Speise empfangen, einen anderen gibt es nicht mehr. Dieser ist zwar durch Leid und Tod hindurchgegangen, aber das eine wie das andere hat er überwunden. Die Wunden, die er getragen hat, sind daher zu Siegeszeichen geworden. Deshalb hat man den Gekreuzigten bis lange nach dem Jahre 1000 stets als den dargestellt, der vom Kreuz aus herrscht, hat man seine Dornenkrone stets durch eine Königskrone ersetzt.

Dann aber hat sich die Perspektive verändert, sofern man nun den Blick mehr auf das Leiden des Gekreuzigten richtete. Mit dieser Blickveränderung hat sich aber auch der Frömmigkeitsstil der Christenheit gewandelt, von Grund auf. Ein wenig plakativ könnte man sagen: Weniger als das objektive Geschehen der Erlösung im Heilsplan Gottes nahm man nun seine subjektive Seite in den Blick. So ist es bis heute geblieben, weithin jedenfalls.

Da stehen dann die Leiden der Zeit im Vordergrund, und lenken den Blick ab von der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll (vgl. Röm 8, 18). Es ist bezeichnend in diesem Zusammenhang, dass bei den Reformatoren der Karfreitag zum höchsten Feiertag des Jahres avancierte.

Wenn wir authentisch das Christentum leben, darf die gegenwärtige Trauer indes nicht der zukünftigen Freude den Rang ablaufen, dann muss die zukünftige Freude unser gegenwärtiges Leben beherrschen.

Authentisch leben wir die christliche Existenz nur im Licht der Auferstehung des Gekreuzigten, indem wir uns das Wort des heiligen Paulus zu Eigen machen, wenn er erklärt, dass „die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll“ (Röm 8,18). Das Unterpfand dieser Herrlichkeit ist die österliche Feier der Eucharistie, deren tägliche Mitfeier das Ideal ist für alle.

Wenn wir authentisch unserer christlichen Berufung leben, sehen wir die Welt und sehen wir unser Leben im Licht trotz all der Dunkelheiten, deren Last wir tragen und trotz der Leiden, die uns auferlegt werden. Und wenn wir authentisch unserer christlichen Berufung leben, sind wir Optimisten, nicht von Natur aus, sondern aus dem Glauben heraus, sekundär, damit aber sind wir in Wahrheit Realisten. Jene, die keinen Glauben haben, sind demgegenüber entweder Pessimisten oder, wenn sie Optimisten sind,

Utopisten. Damit sind sie in Wahrheit das, was sie den Christen immer wieder vorwerfen.

Die Unglückseligkeit der Menschen unserer Tage, ihr tiefes Unbefriedigtsein, ist offenkundig. Wenn sie faktisch optimistisch in die Welt und in das Leben hin-einschauen, ist dieser ihr Optimismus ein gespielter. Die Wahrheit ist die, dass Langeweile und Resignation, Trauer und Hoffnungslosigkeit die Menschen unserer Tage beherrschen. Der Überdruß der Menschen am Leben in unserem nach-christlichen Zeitalter, der sich oft mit der Verblendung des Geistes und mit selbst-zerstörerischen Tendenzen verbindet, ist seinerseits ein bedeutendes Kriterium für die Wahrheit des Christentums. Das Bedauerliche ist hier nur, dass das authentische Christentum sich nur noch sehr verschämt artikuliert.

\*

Die eucharistische Speise ist die Frucht der Feier des Todes und der Auferstehung des Herrn. Wir nennen sie Seelenspeise, weil sie eine Nahrung ist für die Seele, weil sie eine ähnliche Wirkung hat für die Seele wie die leibliche Speise sie für den Leib hat. Aber es gibt hier einen wesentlichen Unterschied. Die leibliche Speise gleicht sich unserem Leib an und durchdringt ihn. Die seelische Speise gleicht sich nicht der Seele an, sondern sie gleicht diese, die Seele, sich selber an. Im einen Fall wird die Speise verwandelt, im anderen Fall ihr Adressat. Die heilige Kommunion verwandelt uns in das, was sie ist. Das ist ein Gedanke, der uns immer wieder bei den Kirchenvätern begegnet. Wenn wir Christus empfangen im österlichen Sakrament der Eucharistie, wird dieser nicht in uns verwandelt, sondern werden wir in ihn verwandelt, und zwar immer mehr, in dem Maße, in dem wir ihn immer wieder gläubig und ehrfürchtig und andächtig empfangen. Christus sagt: „Wie ich durch den Vater lebe“, so wird der, der mich isst, durch mich leben“ (Joh 6, 57).

\*

Was ist aus diesem Geheimnis, aus dem die Kirche lebt, aus diesem Geheimnis der Liebe, dessen Geburtsstunde wir heute, am Gründonnerstag, und in dieser eucharistischen Feier begehen, geworden? Diese Frage drängt sich uns auf heute. Was ist aus der kultischen Feier der Erlösung, wie wir sie in der heiligen Messe begehen, geworden? Vielfach ein Tummelplatz der Willkür. Und oftmals wird sie in unerträglicher Weise banalisiert. Nicht selten werden das Leiden und Sterben Christi und das österliche Opfer thematisiert und damit verfremdet und profa-niert. In manchen Fällen geschieht das sicher in guter Absicht, aber ohne Ein-sicht, ohne jene Einsicht, wie sie der lebendige Glaube schenkt. Die Verantwort-lichen in der Kirche mühen sich, hier wieder Ordnung zu schaffen. Das wird je-doch nicht leicht sein.

Der Glaube an das österliche Geheimnis der Eucharistie, des eucharistischen Opfers und der eucharistischen Gabe, das zeigt sich hier, ist zutiefst fragwürdig geworden und in das Räderwerk der Säkularisierung geraten. Damit ist das Christentum bis in Mark hinein verwundet.

Das erloschene Licht des Glaubens wird in erster Linie durch den Glauben wieder entzündet, durch den ehrfürchtigen Glauben und durch die dankbare Liebe, vor allem durch jenen ehrfürchtigen Glauben und durch jene dankbare Liebe, die wir im Blick auf das Geheimnis der eucharistischen Opfers und des eucharistischen Mahles leben, wenngleich wir auch stets Rede und Antwort stehen müssen für unseren Glauben und für unsere Liebe. Diese Gabe aber schenkt uns der Geist Gottes, wenn wir auf ihn vertrauen, wenn wir beten und wenn wir uns bemühen, den Willen Gottes zu erkennen und zu verwirklichen in unserem Leben.

Bitten wir den auferstandenen Christus, der im Ostergeschenk der Eucharistie bei uns bleiben wollte, um die göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Amen.

PREDIGT ZUM 6. FASTENSONNTAG (PALMSONNTAG), GEHALTEN  
AM 1. APRIL 2007 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„HOSANNA DEM SOHN DAVIDS“

Die Passion Jesu, die wir vernommen haben, ist mehr als eine heilige Geschichte, sie berichtet von der erregendsten Tatsache der Weltgeschichte, von einem Geschehen, von dem wir bis ins Innerste getroffen werden, wenn wir sie gläubig vernehmen, wenn wir wissen, um was es hier geht. Freude und Trauer stehen sich hier in seltsamer Dialektik gegenüber, so scheint es. Es begegnet uns darin die Ambivalenz, die den Charakter des heutigen Sonntags, des Palmsonn-tags, bestimmt, über dem schon ein wenig von dem Glanz des Ostermorgens liegt, den wir genau eine Woche später festlich begehen werden: Auf der einen Seite der feierliche Einzug Jesu in Jerusalem und der begeisterte Empfang, den das Volk ihm bereitet, und auf der anderen Seite das Leiden und Sterben des Ge-feierten. Auf der einen Seite die feierliche Begrüßung Jesu als Messias, auf der anderen Seite seine Todesangst, seine Gefangennahme, seine Verurteilung, seine Geißelung, seine Dornenkrönung, sein Kreuzweg und sein grausames Sterben.

\*

Schon früh hat man in der Christenheit den feierlichen Einzug Jesu in Jerusalem liturgisch nachgeahmt in der Gestalt von Prozessionen mit dem geschmückten Kreuz, die Palmprozessionen führen uns zurück in die älteste Geschichte des Christentums, sie erinnern uns daran, dass die Passion mit der Huldigung Jesu begann und mit seinem schmachvollen Tod endete.

Die Huldigung, die man dem entgegenbringt, der feierlich in Jerusalem einzieht, schlägt allzu rasch um in Hass und Feindseligkeit. Heute rufen sie „Hosanna dem Sohn Davids“, das bedeutet soviel wie „du bist unser Retter, du bist der verheißene Messias“, und morgen rufen sie „ans Kreuz mit ihm“.

Das ist nicht nur damals geschehen. Das hat sich immer wieder ereignet und ereignet sich immer wieder, in der großen Geschichte der Menschheit wie auch in der kleinen Geschichte unseres individuellen Alltags.

Die Untreue ist zeitlos. Jäh schlägt die Gunst der Menschen um. Schnell werden sie des Helden überdrüssig. Was sie heute anbeten, das verbrennen sie morgen. Das ist ein Erbe der Ursünde, um deretwillen Christus den Tod am Kreuz auf sich genommen hat.

Immer wieder kommt es vor, dass Menschen ihre Freunde von gestern heute verraten und morgen aus dem Wege schaffen. Das vergessen wir, wenn wir uns anbiedern bei den Menschen, wenn wir um die Gunst der Masse buhlen und uns sonnen in ihr, wenn uns die Anerkennung durch die Menschen wichtiger ist als die Wahrheit, wenn wir die Menschen mehr fürchten als den ewigen Gott und wenn wir unsere Hoffnung auf das Vergängliche setzen und das Unvergängliche ausklammern in unserem Leben.

Im Grunde verübeln wir uns da gleich zweimal, einmal gegen die Klugheit und zum anderen gegen die Wahrheit. Und in beiden Fällen suchen wir nicht die Ehre Gottes, sondern die eigene Ehre und verraten das Geschenk des Glaubens. Geradeaus zu gehen und sachlich zu sein, das ist schon eine Frage der Vernunft, bevor es zu einer Frage des Ethos und des Glaubens wird. Die Untreue und der Verrat, sie breiten sich da aus, wo der Glaube verfällt. So war es damals, so ist es heute. Und immer ist es so, dass im Abfall von Gott und seiner Offenbarung die Dummheit - oder sagen wir: die Torheit - und die Bosheit sich die Hand reichen.

Für uns ergibt sich daraus die Forderung, dass wir bei dem Hosanna des Palm-sonntags bleiben, dass wir uns selber und dem Messias die Treue halten, dass wir nicht den Verrätern folgen und dass wir uns nicht der Untreue schuldig machen, aus Unüberlegtheit, aus falscher Gefühlseligkeit, aus Angst oder gar aus Bosheit.

\*

Das ist die erste Mahnung, die am heutigen Palmsonntag an uns ergeht, an der Schwelle zur bedeutsamsten Woche des Kirchenjahres, dass wir treu sind, beständig und dankbar, dass wir uns nicht der Wankelmütigkeit unserer Gefühle und den geistigen Moden der Zeit überlassen, eine zweite ist die, dass wir uns mit dem leidenden Gottesknecht identifizieren, dass wir, um es im Bild zu sagen, mit ihm nach Golgotha gehen in diesen Tagen und immerfort in unserem Leben.

Das Leiden und Sterben dessen, den die vielen verraten, nachdem sie ihm zugejubelt haben, ist für diesen nicht eine Katastrophe, wie es nach außen hin den Anschein hat, sondern der Sieg über die Knechtschaft der Sünde, des Teufels und des Todes. Das können wir zwar dem Geschehen nicht ansehen, das sagt uns aber der Glaube, der wohl begründete Glaube. Auch das Leiden und Sterben Jesu ist eine frohe Botschaft, ein „euangelion“, denn, so verkündet es schon der Prophet Jesaja (Jes 53,5) und so bekennt es der 1. Petrusbrief (1 Petr 2,24), „durch seine Wunden sind wir geheilt worden“.

In seinem schmachvollen Tod hebt seine Verherrlichung an, und der Gekreuzigte ist ein für allemal der von den Toten Auferstandene. „Der am Holze gesiegt hatte, sollte auch am Holz besiegt werden“, heißt es in einer

alten Präfatation. Gefesselt steht er vor Pilatus und bekennt sich zu seinem Herrschertum, das ein verborgenes ist: „Ja, ich bin ein König (Joh 18,37). So erklärt er dem Repräsentanten des mächtigsten Herrschers dieser Welt in damaliger Zeit, des römischen Kaisers. Und er fügt hinzu: „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre“ (Joh 19,11).

Er erhebt einen Anspruch auf königliche Rechte, aber er braucht keine Gewalt. Darum ist seine Krone aus Dornen geflochten und darum ist sein Königsthron das Kreuz, darum wird er misshandelt und gekreuzigt, auch in der Geschichte der Kirche, zuweilen gar von denen, die sich äußerlich in seinen Dienst stellen, die offiziell in seinem Dienst stehen. Das ist eine große Tragik und mehr als das.

Der Gekreuzigte ist mächtiger als jene, die ihn ans Kreuz schlagen, denn er gibt sein Leben freiwillig hin, in Gehorsam und Liebe. Es ist der Sieg des Gehorsams und der Liebe, den das Kreuz verkündet, des Gehorsams des Gekreuzigten gegenüber dem Willen des Vaters und seiner überwältigenden Liebe zu Gott und zu den Menschen. Am Kreuz wird er erhöht in des Wortes doppelter Bedeutung, als der zum Tod Verurteilte und als der Sieger.

Wenn wir uns mit ihm identifizieren in seinem Leiden, so identifiziert er sich mit uns in seiner Auferstehung. Wir sollen teilhaben an seinem Leiden und Sterben in diesen Tagen der heiligen Woche, aber auch sonst im Alltag unseres Lebens. Das bedeutet, dass sein Leiden und Sterben uns immer vor Augen steht, dass wir mit ihm trauern, dass wir uns innerlich mit ihm vereinigen, indem wir uns frei machen von der versklavenden Bindung an die Welt, dass wir geistig arm werden und dass wir aus dem Vertrauen leben. Vordergründig hat das Leiden mit Christus eine reinigende Wirkung für uns, es befreit uns vom Übermut einerseits und von der Verzagtheit andererseits, vor allem aber, und darauf kommt es an in erster Linie, führt es uns zu Vollendung in Gott.

\*

Zwei Imperative ergehen an uns heute, an der Schwelle der Heiligen Woche. Zum einen der, dass wir uns selber und Gott die Treue halten, dass wir uns nicht leiten lassen von unseren Gefühlen und von dem Empfinden der Massen, sondern von unserer Vernunft und von unserer ethischen Verantwortung und von unserem Glauben an die göttliche Offenbarung, die in der Kirche lebendig ist. Zum ande-ren ergeht an uns der Imperativ, dass wir mit Christus nach Golgotha gehen, dass wir mit ihm leiden, um mit ihm verherrlicht zu werden, dass wir uns erlösen lassen von der Sünde, vom Teufel und vom Tod, nicht nur einmal, sondern immer wieder aufs Neue, bis hin zur Vollendung dieser Erlösung in der kommenden Welt. Amen.



PREDIGT ZUM 5. FASTENSONNTAG, GEHALTEN AM 25. MÄRZ 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WER DICH VERLÄSST, WIRD BESCHÄMT, IN DEN SAND WIRD  
GESCHRIEBEN, WER VON DIR WEICHT“

Zwei Teile hat die Perikope, die uns in dieser heiligen Feier als Evangelium dient, den ersten Teil könnte man überschreiben „Jesus und die Pharisäer“, den zweiten „Jesus und die Ehebrecherin“. Der erste Teil ist der wichtigere, was möglicher-weise am heutigen Sonntag von vielen Predigern nicht erkannt wird.

Die Pharisäer wollten Jesus unmöglich machen unter dem Vorwand der Geset-zestreue. Bei dem Gesetz, mit dem sie ihn ins Unrecht setzen wollten, handelte es sich um ein hartes Gesetz aus der Zeit der Wüstenwanderung (Dtn 22, 21), das schon lange mehr Theorie war als Praxis. Die Pharisäer wollten Jesus unmöglich machen, darum stellten sie ihm eine Fangfrage. Das heißt: Ganz gleichgültig wie seine Antwort auf diese Frage ausfiel, immer konnten sie ihn anklagen, entweder konnten sie ihn der Grausamkeit anklagen oder der Untreue gegenüber dem Ge-setz. In beiden Fällen konnte er nicht der Messias sein. Das aber wollten sie be-weisen. Das Überraschende ist nun das, dass Jesus der Frage der Pharisäer aus-weicht. Er schweigt und schreibt etwas in den Sand, um so die Verschlagenheit, ja, die Bosheit seiner Gegner zu entlarven. Wir dürfen davon ausgehen, dass sie als Gesetzeskundige wissen, was er schreibt und was er damit sagen will. Der Kirchenvater Hieronymus, ein bedeutender Bibelgelehrter, - er starb im Jahre 420 - meint, es habe sich hier um ein häufig zitiertes Wort aus dem Buch des Propheten Jeremia

gehandelt, das lautete: „Wer dich verlässt, wird beschämt, in den Sand wird geschrieben, wer von dir weicht“ (Jer 17,13).

Das Schriftwort sollte den Pharisäern und mit ihnen vielen Juden als Warnung dienen. Sie ruhten sich auf ihrer Auserwählung aus und vergaßen, dass daraus die Verpflichtung zur Ehrlichkeit und zum demütigen und dankbaren Dienst hervorging. Das ist nicht anders bei den pharisäischen Schriftgelehrten des neuen Gottesvolkes und bei all jenen, die dazugehören. Ihnen fehlt es nicht weniger an der Ehrlichkeit, an der Demut und an der Dankbarkeit Gott gegenüber. Wir alle müssen uns fragen, ob wir es nicht zuweilen mit diesen Schriftgelehrten halten und ihnen nacheifern. Wir sind das neue Israel, die Erben der Verheißung, und wir sind daher zu jener hohen Wachsamkeit verpflichtet, zu der die zuerst Berufenen verpflichtet waren. Als das neue Israel sind wir verpflichtet, die Last der Gnade zu tragen und uns um die Tugenden der Wahrhaftigkeit, der Demut und der Dankbarkeit zu bemühen. Diese Deutung des geheimnisvollen Schreibens Je-su in den Sand wird unterstrichen durch das Wort, mit dem Jesus sein Schreiben unterbricht: „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“. Also: Vergesst nicht eure Berufung und wirket euer Heil. Der Apostel Paulus würde diese Mahnung ergänzen und hinzufügen „mit Furcht und Zittern“ (Phil 2,12).

\*

Der weniger wichtige Teil unseres Evangeliums ist der zweite, die Begegnung Je-su mit der Ehebrecherin. Bedeutsam ist hier: Jesus bagatellisiert nicht den Ehebruch oder die Sünde. Er sagt nicht: Halb so schlimm, du hast es ja nicht so gemeint, das Erbgut und die Gewohnheit und die anderen Leute und überhaupt die Verhältnisse. So erwartet es unsere Zeit und so werden viele es sagen, die den Anspruch erheben, Jesu Antwort zu interpretieren und in die Gegenwart hinein-zustellen. So erwartet es eine morbide Zeit, die unklar ist im Denken und Handeln und jeder Entscheidung aus dem Wege geht. Anders

ist das bei Jesus, er nimmt die Sünde ernst, jede Sünde, auch diese. Das ist ein Grundzug seines Wirkens. Das ist auch die Haltung der Ehebrecherin. Sie steht zu ihrer Sünde, darum stiehlt sie sich nicht fort wie die Schriftgelehrten sich fortstehlen, einer nach dem an-deren, darum bleibt sie und stellt sich Jesus und darum findet sie die Vergebung.

Nur dann vergibt Gott uns die Schuld, wenn wir heimkehren zu ihm. Das ist ein ehernes Gesetz im Verhältnis Gottes zum Menschen. Und immer muss es die Zu-kunft erweisen, dass wir die Vergangenheit überwunden haben. Darum gehört zur Reue stets der gute Vorsatz. Gott vergibt uns die Sünde, aber nicht willkürlich und nicht ohne jede Vorgabe. Darum sagt Jesus im Evangelium zu der Sünderin: „Geh hin und sündige nicht mehr“.

Ein Weiteres wird deutlich in der Begegnung Jesu mit der Sünderin. Jesus unter-scheidet zwischen der Sünde und dem Sünder. So tut es auch Gott. Er liebt den Sünder, aber er hasst die Sünde, anders als wir es zu tun geneigt sind. Wir sind eher geneigt, die Sünde zu lieben und den Sünder zu hassen.

So fragmentarisch sich unsere Perikope auch darstellt, sie zeigt uns, dass die Sün-derin es sich nicht leicht macht mit der Sünde, wie viele es sich heute leicht machen möchten, wenn sie die Bußandacht dem Bußsakrament vorziehen, die doch eigentlich eine ganz andere Bedeutung hat als das Sakrament.

Was uns der zweite Teil unseres Evangeliums lehrt, ist, dass wir uns der Verurteilung stellen müssen, um Verzeihung zu finden, dass es nur diesen einen Weg zu Vergebung gibt. Darum lautet das letzte Wort Jesu: „Geh hin und sündige nicht mehr“.

Das Kreuz Christi, das wir liturgisch feiern in diesen zwei Wochen der unmittelbaren Vorbereitung auf die liturgische Feier der Auferstehung des gekreuzigten Erlösers, es dispensiert uns nicht von der inneren Bekehrung, es erspart uns nicht das eigene Kreuz. Wo immer Gott uns etwas schenkt, da beansprucht er uns, da erwartet er, dass wir uns gänzlich ihm zuwenden.

Die Pharisäer wollen sich dieser Beanspruchung Gottes entziehen, und wir tun es ihnen gleich, wenn wir ein verbilligtes und entkräftetes Christentum vertreten.

\*

Auch wir können „in den Sand geschrieben werden“, wenn wir die Verpflichtungen, die sich aus unserer Berufung ergeben, übersehen, wenn wir uns auf unseren „Lorbeeren“ ausruhen, wenn wir uns nicht bemühen um die Tugenden der Ehrlichkeit, der Demut und der Dankbarkeit gegenüber Gott. Und die Vergebung wird uns nur geschenkt, wenn wir zu unserer Sünde stehen, wenn wir sie nicht leugnen oder sie herunterspielen oder uns ihren Konsequenzen zu entziehen suchen. Christi Kreuz erlöst uns nur dann bleibend, wenn wir Gottes Vorgabe, unsere Bekehrung, unsere Reue und unseren guten Vorsatz, erkennen und bejahen und seine Gaben als Aufgaben verstehen. Amen.

PREDIGT ZUM 4. FASTENSONNTAG, GEHALTEN AM 18. MÄRZ 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„ICH WILL HEIMKEHREN ZU MEINEM VATER UND IHM SAGEN:  
VATER, ICH HABE GESÜNDIGT“

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn zeigt uns den tiefsten Sinn der Fastenzeit, in der wir uns auf das Osterfest vorbereiten. Ja, mehr noch: Es zeigt uns den tiefsten Sinn unseres Christseins überhaupt. Dieser besteht nämlich in der Reue, in der Umkehr und in der Buße, in der Abwendung von der Sünde, in der Versöhnung mit Gott und in der Genugtuung. Die Umkehr ist in diesem Verständnis eine lebenslange Aufgabe für uns, die jeden Tag neu in Angriff genommen werden muss. In den vierzig Tagen der österlichen Bußzeit soll sie eingeübt werden.

Viele meinen, Christsein bedeute in die Kirche gehen und beten und gute Werke tun. Das ist nicht falsch, aber das ist zu wenig, das ist vor allem zu äußerlich. Das Wesen des Christseins besteht in der immer neuen Umkehr zu Gott, in der Reue, in der Versöhnung und in der Buße. Denn das Leben des Christen ist wesentlich ein Weg der Buße. In dem verlorenen Sohn des Gleichnisses wird uns ein Spiegel vorgehalten. Geht es doch im Leben des Christen, wenn wir es recht verstehen, immer um die Barmherzigkeit Gottes und um die Versöhnung mit ihm.

\*

Der verlorene Sohn des Gleichnisses, das sind nicht anderen, sie sind es auch, gewiss, aber zunächst sind wir es, wir alle, wenn auch nicht alle im gleichen Maß oder im gleichen Umfang. Wenn wir uns nicht in dem jüngeren Sohn des Gleichnisses wiedererkennen, müssen wir es in dem älteren. Eine andere Wahl gibt es nicht.

Der Ältere ist selbstgerecht. Er macht dem Vater, das heißt: Gott, seine Barmherzigkeit zum Vorwurf, weil er nicht weiß, dass auch er auf sie angewiesen ist, oder weil er das nicht wissen will. Er ist neidisch, weil er sich auf seine vermeintliche oder auch auf seine wirkliche Tugend etwas einbildet. Gewiss, er ist nicht fortgegangen, aber auch er hat der Güte des Vaters oft nicht entsprochen. Er bedenkt nicht, dass auch sein Verhalten zum Vater oftmals nicht angemessen gewesen ist. Er hat vergessen, dass das Daheimsein beim Vater schon als solches ein unverdientes Geschenk ist. Im Grunde ist auch er ein verlorener Sohn, er, weil er neidisch ist und sich über die anderen erhebt und weil er dem Vater Vorschriften macht, der andere ist es, weil er genussüchtig ist und ungläubig.

Damit haben wir zwei Typen der Verlorenheit, auf der einen Seite den Neid und den Hochmut, auf der anderen Seite die Genusssucht und den Unglauben,

zwei Typen der Verlorenheit, die innerlich eng zusammenhängen und sich im Grunde als verschiedene Akzentuierungen menschlichen Fehlverhaltens erweisen.

Dass nicht nur die Genusssucht und die damit verbundene Vergeudung der Habe die Sünde des Jüngeren ist, dass er infolge dieser Sünde gar ungläubig geworden ist, das erkennen wir im Gleichnis, wenn er sich bei einem Heiden verdingt und die Schweine hütet. Das war für einen frommen Juden unmöglich, denn die Heiden hielten nicht den Sabbat und die jüdischen Speisegesetze, Schweinefleisch war für die Juden ein Gräuel. Das heißt: Der verlorene Sohn, der jüngere Sohn, der eine der beiden verlorenen Söhne, war vom Glauben Israels abgefallen, und das infolge des Wohllebens. Das war das Ende seines Weges, nicht nur bei ihm, das wiederholt sich immer wieder, der Verlust des Glaubens infolge des Wohllebens. Darin spiegelt sich die Situation vieler verlorener Söhne und Töchter von heute. Zuweilen hat man den Eindruck, dass die verlorenen Töchter heute die Majorität darstellen, dass die Desorientierung der Töchter größer und verbreiteter ist als die Desorientierung der Söhne. Und vielleicht ist es auch so, dass die Heimkehr der verlorenen Töchter noch schwieriger ist als die der verlorenen Söhne.

Also: Beide Söhne des Gleichnisses sind verlorene Söhne, natürlich in verschiedenem Maß und Umfang, das darf nicht verwischt werden. Beide Söhne des Gleichnisses sind verlorene Söhne, und mit ihnen sind wir es alle, und wir alle sind wie der verlorene Sohn - wie die verlorenen Söhne - auf Gottes Barmherzigkeit angewiesen und müssen täglich aufs Neue heimkehren und beginnen, anders zu leben. Im einen Fall geht es um das Verfallensein an die Triebe, um das triebhafte Leben, und um den daraus resultierenden Unglauben, im anderen Fall geht es um den Neid und um den Hochmut.

Reue und Versöhnung, Buße und Vergebung, unsere Sünde und Gottes Barmherzigkeit, das sind die entscheidenden Themen der Heiligen Schrift und

mithin auch des christlichen Glaubens. Davon müsste viel mehr in der Verkündigung der Kirche gesprochen werden. Die Tatsache, dass das weithin nicht geschieht, ist ein Zeichen für die innere Säkularisierung der Kirche, die bis in Mark hinein geht, die auch die Substanz erfasst hat. Weil von den entscheidenden Dingen so wenig gesprochen wird in der Kirche, deshalb ist auch das Leben vieler Christen so fad, so langweilig und so oberflächlich und so halbherzig, deshalb ist die Stellungnahme zu weltlichen, zu gesellschaftlichen und politischen Fragen für viele wichtiger als das innere Leben. Das ist ein Problem, das es so in der 2000jährigen Geschichte des Christentums noch nicht gegeben hat. Bei diesem Verlust des Übernatürlichen - darum geht es hier - handelt es sich um eine tödliche Bedrohung des Christentums.

Wir beginnen zwar jede heilige Messe mit einem Reueakt, aber das ist oft rein formelhaft. Es ist konsequent, wenn er dann schließlich bei vielen Liturgen ganz wegfällt.

In diesem Zusammenhang ist es auch bezeichnend, dass wir das Sakrament der Buße weithin links liegen lassen, dass es weithin zu einem verlorenen Sakrament geworden ist. Und die Prediger und Katecheten, die dazu schweigen oder das gut-heißen, sie leiden entweder an einem fundamentalen christlichen Substanzverlust, oder sie gehen den Weg des geringsten Widerstandes. Aber auch der nährt sich letzten Endes wiederum von dem fundamentalen Substanzverlust des Christlichen. Die Kirche kann ihrer Sendung nur treu bleiben, wenn sie die Gläubigen immer neu zum Empfang des Bußsakramentes aufruft. Für jeden, der sein Christsein ernst nimmt, müsste die regelmäßige Beichte selbstverständlich sein. Sie ist von daher in sich ein Ausdruck dafür, dass wir das Wesen des Christseins verstanden haben und dass wir es in Wahrheit leben.

Für die Priester ist das freilich eine anspruchsvolle Forderung, weshalb es verständlich ist, wenn sie sich von ihr gern dispensieren. Faktisch kommt es heute immer wieder vor, dass Priester das Bußsakrament nicht spenden wollen und wohl auch gar nicht können, weil sie kein inneres Leben führen. Hat der Gläubige so keine Möglichkeit, das Sakrament der Buße regelmäßig zu empfangen, sollte er sich wenigstens die Sehnsucht nach dem regelmäßigen Empfang des Sakramentes bewahren und Gott bitten, dass er der Kirche Priester schenkt, die das Sakrament spenden können und wollen.

Die Bußandacht kann kein Ersatz für das Bußsakrament sein. Sie kann nur den Sinn haben, zur regelmäßigen Beichte hinzuführen, die vielen Möglichkeiten des Versagens ins Bewusstsein zu heben, an die soziale Bedeutung der Sünde zu erinnern, zu einer tieferen Reue hinzuführen und dem Sünder den richtenden und barmherzigen Gott deutlicher vor Augen zu stellen. Ob sie faktisch diese Aufgabe erfüllt, das sei dahingestellt.

Das Christsein wird farblos, wenn das Bußsakrament nicht mehr empfangen wird, und das katholische Christentum gleicht sich, wo es das Bußsakrament missachtet, mehr und mehr dem reformatorischen an.

Gewiss muss das Bußsakrament nur bei Vorliegen einer schweren Sünde empfangen werden, aber der regelmäßige Empfang dieses Sakramentes auch bei nur lässlichen Sünden ist seit eh und je ein bedeutsames Mittel gewesen in dem Bemühen um ein konsequentes Christentum. Er bewahrt uns vor der schweren Sünde, und er ist der beste Weg zur Vollendung in Gott. Die Heiligen haben gewusst um den Wert dieses Sakramentes.

Das Sakrament muss allerdings im Glauben gesehen werden. Es ist die Frucht der Auferstehung des Herrn. Es wurde am Osterabend der Kirche geschenkt.

Und es soll nicht eine Last sein, sondern eine immer neue persönliche Begegnung mit Christus, dem Erlöser, der uns liebt. Es ist ein Gericht der Barmherzigkeit als Antwort auf unsere Reue. Das macht das Gleichnis vom verlorenen Sohn deutlich: Gottes Barmherzigkeit siegt über seine Gerechtigkeit, vorausgesetzt dass der Mensch umkehrt. Die billige Gnade, wie sie heute vielfach propagiert wird, das gibt es nicht in der Schrift.

\*

Die Wertschätzung des Bußsakramentes ist die unumgängliche Voraussetzung für die Gesundung unseres Christenlebens und für die Gesundung der Kirche in der Welt von heute. Sie führt uns zu der Erkenntnis, und sie geht gleichzeitig aus dieser Erkenntnis hervor und prägt sie uns ein, dass das christliche Leben mehr beinhaltet als in die Kirche zu gehen und zu beten und Gutes zu tun, dass es auch und vor allem in der ständigen Umkehr und Buße besteht, dass es von daher Schweres ertragen bedeutet, Opfer, Entsagung und Kampf aus Liebe zu Gott, dass das christliche Leben ein Leben aus der Gnade ist, in der wir uns immer in ungeschuldeter Weise als reich Beschenkte wissen und erkennen. dass wir immer neu des Gerichtes der Barmherzigkeit bedürfen, damit wir zuversichtlich dem letzten Gericht entgegengehen können. Gottes Barmherzigkeit ersetzt nicht die Umkehr des Menschen. Dabei hängt die Schwere unserer Schuld ab von unserer Erkenntnis und von der Gnade, die uns zuteil wird. Unsere Sünde verpflichtet uns zur steten Heimkehr zu Gott, zu einem Leben der Buße und zum immer neuen Fest der Versöhnung im Sakrament. Es gibt manche Formen der Heimkehr, wenn die Sünde nicht gar so schwer ist, aber auch dann gilt: Die wirksamste Form ist das Sakrament, das Bußsakrament, das Ostergeschenk des Erlösers. Amen.

PREDIGT ZUM 3. FASTENSONNTAG, GEHALTEN AM 11. MAERZ  
2007 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WENN IHR NICHT UMKEHRT, WERDET IHR AUF DIE GLEICHE  
WEISE ZUGRUNDE GEHEN WIE DIE GALILÄER UND WIE DIE  
LEUTE VON SILOE“

Die Sünde ist das entscheidende Thema der Fastenzeit, der österlichen Bußzeit, die Sünde und mit ihr die Erlösung. Die Erlösung von der Sünde erfolgt einerseits durch die Liebe Gottes und andererseits durch die Liebe des Sünders. Da wirken die Liebe Gottes und die Liebe des Menschen zusammen. Gottes Liebe hat Gestalt gefunden im Kreuz Christi, unsere Liebe muss Gestalt finden im reumütigen Bekenntnis der Sünde und in Bußwerken, in Werken der Entsagung und des Verzichtes. Weil das Denken mühsam ist und die Einseitigkeit stets eine große Versuchung darstellt für uns, in allen Bereichen, spricht man heute in der Kirche gern und viel über die Liebe Gottes, aber nur noch wenig oder gar nicht mehr von der Gegenliebe des Menschen, von dem, was der Mensch zu tun hat, damit er die Erlösung findet und sie bewahrt. Aber davon soll heute nicht die Rede sein, wir wollen uns an das Evangelium des heutigen Sonntags halten. Da geht es um zwei andere Aspekte der Sünde, im ersten Teil des Evangeliums geht es um das Verhältnis von Sünde und Strafe, im zweiten um die Langmut Gottes. Was bedeutet das im Einzelnen?

\*

Der Kernsatz des ersten Teils des Evangeliums lautet: „Wenn ihr nicht umkehrt, werdet ihr auf die gleiche Weise zugrunde gehen wie die Galiläer und wie die Leute von Siloe“. Im einen Fall handelte es sich um ein Massaker, das Pilatus hatte anrichten lassen, im anderen Fall um einen Unfall, wie sie immer wieder einmal vorkommen.

„Wenn ihr nicht umkehrt, werdet ihr auf die gleiche Weise zugrunde gehen wie die Galiläer und wie die Leute von Siloe“, damit sagt Jesus klar und unmissverständlich: Der Sünde folgt das Unglück als Strafe, vorausgesetzt dass der Sünder nicht umkehrt und Buße tut. Gott braucht diese Strafe nicht eigens zu verhängen, er kann es tun, und er tut es auch des Öfteren, aber irgendwie hat er sie auch schon in die Natur der bösen Tat hineingelegt.

Denn wer stets die Menschen belügt, wird einsam. Wer in der Ehe untreu ist, zerstört sein eigenes Glück sowie das Glück der ihm Anvertrauten, und er wird ruhelos. Wer seine Triebe nicht in Zucht nimmt, wird abhängig von ihnen und verliert seine Freiheit. Wer zu viel raucht und trinkt oder wer zu viele Medikamente oder wer Drogen nimmt, um den Belastungen des Lebens zu entfliehen, ruiniert seine Gesundheit. Der junge Mensch, der sich nicht in Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit auf Ehe und Familie vorbereitet, zerstört seine Liebesfähigkeit und überhaupt seine Ideale, er zerstört seine Begeisterungsfähigkeit, seine Charakterstärke und seine innere Freude und verliert somit den Adel seines Menschseins. Wer nicht betet und das Sonntagsgebot nicht hält, der verliert den Halt im Leben und die Kraft zum Guten, sein Leben wird leer, monoton und sinnlos.

Wer die Ordnung nicht beachtet, liefert sich der Unordnung, dem Chaos, aus. Das heißt: Die Strafe gehört zur Sünde wie die Dunkelheit zur Nacht. Heilung aber finden wir angesichts der Sünde und der Strafe, wenn wir unsere Sünden vor Gott bekennen und wenn wir Buße tun, wenn wir uns üben im Verzicht und in der Entsagung.

Es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen Sünde und Strafe, weil Gott die Welt geordnet und weil er sie für den Menschen geordnet hat. „Zur Ordnung der Welt gehört die Ordnung der Gerechtigkeit, schreibt Thomas von Aquin, „sie verlangt, dass denen, die sündigen, Strafe auferlegt werde“ (Summa Theologiae I, 49, 2). Wer sich gegen das Gesetz verfehlt, verfehlt sich gegen den Gesetzgeber, der das Gute belohnt und das Böse bestraft. Das hat schon der griechische Philosoph Platon erkannt (+ 347 vor Christus). Jede Sünde muss gesühnt werden, und sie wird es auch, dafür sorgt Gott. Es sei denn, er selber leistet die Sühne und gewährt uns die reine Gnade.

Die Strafe für die Sünde betrifft nicht nur unser natürliches Leben, sie betrifft auch das übernatürliche Leben, sie hat auch Folgen im Blick auf die jenseitige Welt. Sie schwächt unser Verhältnis zu Gott, und als schwere Sünde trennt sie uns völlig von Gott. Verharrt der Mensch in dieser Haltung bis zum Tod, in der Haltung der schweren Sünde, dann bleibt er ewig von Gott getrennt, denn es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann, wie es einmal im Johannes-Evangelium heißt (Joh 9, 4).

Es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen Sünde und Strafe, zwischen der Missachtung der Gebote Gottes und dem Unglück, das uns trifft, das ist nicht zu bestreiten, das sagt uns Gott in der Offenbarung, das bestätigt uns die natürliche Vernunft, wenngleich wir gern die Augen davor verschließen. Aber dieser Zusammenhang ist nicht so, dass man von der Strafe oder von dem Unglück auf die Sünde schließen kann. So oberflächlich würden wir Menschen das sehen. Anders sieht Gott das. Auch darin zeigt sich auch die Größe des Propheten von Nazareth, der alle menschlichen Erwartungen sprengt, dass er diese Umkehrung nicht zulässt. Er sagt uns, wie schon in Ansätzen die alttestamentliche Gottesoffenbarung, dass das Unglück nicht nur Strafe ist, dass es auch eine Reihe anderer Bedeutungen hat. Es kann eine Mahnung sein, eine Prüfung und eine Läuterung. Es kann im Dienst unserer

Bewährung stehen. Und es kann die Bedeutung von Sühne erhalten. So preist Jesus seine Jünger selig, wenn sie geschmäht werden um seines Namens willen. Und er selbst stirbt unschuldig den Tod eines Verbrechers.

\*

Der zweite Teil des Evangeliums des heutigen Sonntags spricht von der Langmut Gottes. Er sagt uns, dass Gott interessiert ist an unserer Bekehrung, dass er uns immer wieder eine Chance gibt, dass er sich Zeit nimmt und dass er viel Geduld hat mit uns, so viel, dass wir uns wundern müssen, wenn wir unser Leben und das Leben der Menschen aufmerksam betrachten und nachdenken. Gott nimmt sich Zeit im Umgang mit uns Menschen. Er will nicht, dass jemand verloren geht. Aber es gibt keine Rettung ohne die Bekehrung. Das ist ein großer Trost für uns, im Hinblick auf unsere eigene Person, aber auch im Hinblick auf Menschen, die uns nahe stehen, aber falsche Wege gehen. Dennoch gilt: Es gibt keine Rettung ohne die Bekehrung, auch die reine Gnade setzt die Bekehrung voraus, und wenn der Baum keine Früchte bringt, wird er umgehauen.

\*

Allzu leicht vergessen wir den inneren Zusammenhang zwischen der Sünde und der Strafe, wenn ihn nicht gar grundsätzlich leugnen. Das geschieht indessen nicht, wenn wir unser Sinnen und Trachten auf Gott richten und auf die Ewigkeit, der wir entgegengehen. Dann wissen wir, dass der Sünde die Strafe folgt, dann wissen wir aber auch, dass wir nicht von der Katastrophe und von dem Unglück auf die Strafe schließen können. Vor allem wissen wir dann, dass uns jede Katastrophe und jedes Unglück, ob wir davon hören oder selber davon betroffen sind, aufrütteln muss, auf dass wir unsere Zeit für Gott und für die Ewigkeit nutzen. Aber Gott ist langmütig, er hat einen langen

Atem. Dennoch gilt: Die Rettung oder die Erlösung setzt die Bekehrung voraus, und der Baum, der schließlich doch keine Früchte bringt, wird umgehauen. In Psalm 94 beten wir: „Heute, wenn ihr seine Stimme (die Stimme Gottes) hört, verhärtet eure Herzen nicht“ (Ps 94, 7). Mit diesem Psalm beginnt das Stundengebet der Kirche an allen Tagen. Dass wir die Stimme Gottes hören, darauf kommt es an in unserem vergänglichen Leben, und dass wir der Wahrheit die Ehre geben, dass wir uns nicht der Welt anpassen, wie es der heilige Paulus einmal ausdrückt (Röm 12, 2), und dass wir uns nicht gedankenlos oder gar bösen Willens dem unheilvollen Sog der Verweltlichung, der sich heute auch innerkirchlich mehr und mehr breit macht, ergeben, dass wir ihm vielmehr kraftvoll widerstehen. Amen.

PREDIGT ZUM 2. FASTENSONNTAG, GEHALTEN AM 4. MÄRZ 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

## „ES ERSCHIENEN IHNEN MOSE UND ELIA“

Jesus betet auf einem Berg - es ist Nacht - und wird dabei verklärt, das heißt: göttlicher Glanz umflutet ihn, einen Augenblick lang. Und es erscheinen zwei bedeutende Gestalten des Alten Testaments, Mose und Elia, sie repräsentieren das Gesetz und die Propheten, die ganze alttestamentliche Offenbarung. Mose hatte einst dem Volk das Gesetz gegeben, er hatte ihm den Heilsweg Gottes mit seinem Volk vorgezeichnet, und Elia, der Größte unter den Propheten - so war er in die Geschichte des jüdischen Volkes eingegangen - hatte diesen Heilsweg unerbittlich verkündet. Die beiden Hauptvertreter des Alten Bundes reden mit Jesus über sein bevorstehendes Ende, über sein Leiden und über seinen Tod am Kreuz, sie reden mit ihm über das, worüber er wiederholt mit seinen Jüngern gesprochen hat, über sein Leiden und Sterben. Zugegen sind dabei die drei bevorzugten Jünger Jesu, die einige Monate später auch Zeugen seiner Todesangst in der Ölbergnacht sein werden, Petrus und die beiden Zebedäus-Söhne, das Brüderpaar Johannes und Jakobus.

Die Verklärung Jesu mag so etwas wie eine Ekstase gewesen sein, der Durchbruch der göttlichen Herrlichkeit in diesem Propheten von Nazareth, auf jeden Fall war sie irgendwie eine Vorwegnahme seiner Auferstehung. Uns bezeugt sie das tiefste Geheimnis des Gottmenschen, seine Gottessohnschaft, die in seinem Leiden und Sterben in äußerster Weise verdunkelt werden sollte. Den drei Jüngern sollte die Verklärung ein Trost sein, und sie sollten erkennen, dass das Leiden und Sterben ihres Meisters dem Heilsplan Gottes entsprach und dass es der Weg zu seiner Verherrlichung war. Aber ein Weiteres noch erfahren die Zeugen der Verklärung Jesu auf dem Berg: Es wird ihnen klar und uns sollte es durch sie klar werden, dass das Schicksal Jesu das Schicksal auch seiner Jünger ist, dass Gott uns durch Leid zum Heil führt.

Gott führt uns durch Leid zum Heil, auf diese Wirklichkeit soll sich heute morgen ein Weile unsere Aufmerksamkeit richten. Wie das Leiden und Sterben Jesu sei-ner Auferstehung vorausgeht, so gibt es auch für uns keine wahre Freude und kei-ne Vollendung ohne das Kreuz.

\*

Leid und Not, Ungemach und Widerwärtigkeiten, Krankheit und Siechtum be-stimmen unser Leben. Der russische Dichter Dostojewski (+ 1881) spricht von den „Tränen der Menschen, mit denen die Erde von ihrer Rinde her bis zum Mit-telpunkt durchtränkt ist“ (Die Brüder Karamasoff, Fünftes Buch: Pro und Contra, IV. Empörung). Die Tragik unserer Welt erfahren wir nicht jeden Tag in gleicher Weise, aber immer wieder aufs Neue. Nicht zuletzt bestätigt sie uns auch der Weg des Gottmenschen und sein Schicksal in dieser unserer Welt. Der heilige Paulus drückt das so aus: „Unsere Welt seufzt und liegt in Wehen“ (Röm 8, 22). So schön das Leben sein kann, das Leid überschattet diese unsere vergängliche Welt, sie ist ihr dunkler Hintergrund, der immer wieder hervortritt. Darüber versuchen uns die „stolzen Heiden“ in unserer nachchristlichen Gesellschaft hinwegzutäu-schen - zuweilen finden sie sich auch in der Kirche -, wenn wir nicht selber schon die Augen davor verschließen. Für sie gibt es keine Bewältigung des Leidens, für sie gibt es nur seine Leugnung oder seine Abschaffung oder, wenn es nicht anders geht, auch die Abschaffung der Leidenden.

Warum aber gibt es so viel Leid in unserer vergänglichen Welt? Die Antwort muss lauten: Weil ein Fluch auf dieser Welt lastet - auch das leugnen heute allzu viele hartnäckig -, es ist der Fluch der Sünde, der auf dieser unserer Welt lastet. Das ist keine Antwort, die das Leid in der Welt erschöpfend erklärt, aber sie lichtet es ein wenig, und sie lehrt uns, es zu bewältigen.

Es ist ein Faktum: In diesem unserem Leben geht der Freude stets das Leid vor-aus, in diesem unserem Leben muss letztlich alles erkämpft und erduldet werden. Stets reift die Freude im Leid und im Opfer, das gilt erst recht für die wahren und bleibenden Freuden. Von Franz von Assisi (+ 1226) stammt das tiefe Wort: „Je-der weiß so viel, wie er gelitten hat“.

Es gibt Höhepunkte in unserem Leben, aber ihnen folgt immer wieder die Mono-tonie des Alltags, ihnen folgen immer wieder Mühsal und Leid, Heimsuchung und Schmerz. Den Feierabend kann man nicht genießen, ohne die Last des Tages zu tragen. Darauf spricht auch das Buch der Sprüche im Alten Testament an, wenn es da heißt: „Ehe man zu Ehren kommt, muss man zuvor leiden“ (Spr. 15, 33).

Das Leiden ist der dunkle Hintergrund der Freude, ob wir es wahr haben wollen oder nicht. Es begegnet uns als seelisches und körperliches Leiden, für gewöhn-lich betrifft es sogar gleichzeitig die Seele und den Leib, denn der kranke Leib macht die Seele krank, und die kranke Seele macht den Leib krank. Es kommt für uns darauf an, dass wir dieses Gesetz bejahen, dass wir uns ihm nicht zu entzie-hen versuchen, was ohnehin nicht möglich ist. Versuchen wir nicht, uns ihm zu entziehen, dann gereicht es uns zum Heil, aber nur dann.

Das Leid, das jeden immer wieder trifft, es dient ihm nur zum Heil, wenn er es bejaht, in Geduld, wenn er sich nicht dagegen aufbäumt, wenn er sich darin mit dem leidenden Christus vereinigt.

Das müssen wir ein Leben lang einüben, das Kämpfen und Dulden. Vor allem ist es angebracht, dass wir uns darum bemühen in diesen vierzig Tagen vor Ostern, in der Fastenzeit, und zwar dadurch, dass wir aufmerksam das Wort Gottes hören, dass wir mehr und besser beten und dass wir uns freiwillig

Opfer auferlegen. Am schwerwiegendsten ist dabei das Letztere. Es ist vielleicht gar das Wichtigste.

Das Taumeln von einem Vergnügen in das andere ist eine Flucht, wodurch wir unser zeitliches wie auch unser ewiges Heil in Gefahr bringen. Im Opfer legen wir uns selber das Kreuz auf. Tun wir das immer wieder, lernen wir damit auch, jenes Kreuz zu tragen, das Gott uns auferlegt. Lehnen wir es aber ab, das Kreuz, dann lehnen wir den ab, der es für uns getragen und der uns am Kreuz erlöst hat.

Und letzten Endes gibt es für uns dann keine Möglichkeit, das Leid zu bewältigen.

Das Opfer Christi ordnet auch uns auf das Opfer hin. Und seine kultische Feier, die höchste Form unseres Gottesdienstes, die Feier der heiligen Messe, will uns immer neu daran erinnern.

Die Form des Opfers, der Entsagung, bleibt uns überlassen, nur dürfen wir uns nicht gänzlich daran vorbei stehlen. Der Verzicht wird uns immer neu eine Quelle der Freude, wenn wir darin gewissenhaft ausharren. In ihm lernen wir, den Alltag mit anderen Augen zu sehen. Wenn wir gefastet haben, werden wir mit umso größerer Freude unseren Hunger stillen.

Im freiwilligen Verzicht auszuharren, das gelingt uns, wenn wir es mit einer intensiven Hinwendung zum Wort Gottes und zum Gebet verbinden, wenn wir uns mit der Heiligen Schrift beschäftigen und unser Ohr dem oberflächlichen Geschwätz der Menschen verschließen und wenn wir täglich eine Zeit des Gebetes halten, wobei sich noch am ehesten der Rosenkranz oder ein Teil von ihm empfiehlt.

Die Liebe zum Kreuz ist ein bedeutendes Element unseres Christenlebens. Wenn wir einmal absehen von dem freiwilligen Verzicht, können wir die Liebe zum Kreuz bei vielen Gelegenheiten im Alltag einüben, nämlich da, wo wir die Bosheit der Menschen ertragen, die täglichen physischen und seelischen Leiden, denen wir nicht ausweichen können, die Mühsale des Leibes und die Bedrängnisse des Geistes, die Arbeit, die oft unliebsam ist, und die kleinen und großen Widerwärtigkeiten, da, wo wir das alles auf uns nehmen, mutig und tapfer, und uns gar darauf freuen und Gott dafür danken. Das wird umso leichter für uns, als wir dabei vertrauen auf die Hilfe von oben und auf den himmlischen Lohn. Im Hoheslied heißt es im Alten Testament: „Selbst Ströme von Leiden sollen meine Liebe nicht ersticken“ (Hoheslied 8,7)

\*

Das Leiden und Kämpfen geht der Freude voraus, vor allem geht es der Freude des ewigen Lebens voraus, und es muss bejaht werden, nur dann dient es uns zum Heil. Das lehrt uns die Verklärung Jesu. Bejahen können wir es aber nur, wenn wir es einüben im Opfer und in der Entsagung und im Verzicht, im Hören auf das Wort Gottes und im Gebet. Dieses Einüben muss immerfort geschehen, besonders in der heiligen Fastenzeit, in der Zeit der Vorbereitung auf das Fest der Auferstehung Christi. Amen.

PREDIGT ZUM 1. FASTENSONNTAG AM 25. FEBRUAR 2007

„NACHDEM DER TEUFEL IHN VERSUCHT HATTE,  
LIESS ER VON IHM AB“

Das Thema der Fastenzeit, der österlichen Bußzeit, die vor wenigen Tagen begonnen hat, ist die Sünde. Die Sünde begründet das Böse in uns und um uns. Heute eskaliert es, um ein modernes Wort zu gebrauchen. In den Massenmedien spiegelt sich das Böse in vielfältiger Weise. Das Böse verweist uns aber auf den Bösen. Von ihm ist im Evangelium des heutigen Sonntags die Rede. Das Böse ist so mächtig in unserer Welt und so abgründig, dass man es mit der Freiheit des Menschen allein nicht erklären kann, dass es, so ahnen wir es und so bestätigt es uns die Offenbarung Gottes, die Möglichkeiten des Menschen übersteigt und uns in eine andere Dimension verweist.

Der Sünde geht die Versuchung voraus, in vielfacher Form. Jede Versuchung geht letztlich zurück auf jene weltjenseitige Gestalt, die wir den Teufel nennen. Der Teufel verschont niemanden. Daher macht er sich auch an den menschengewordenen Gottessohn heran. Dreimal versucht er ihn, dann lässt er von ihm ab, weil sein Opfer ihm widersteht. Was uns das Evangelium da berichtet, sind selbstverständlich innere Vorgänge. Der Teufel ist unsichtbar.

Widerstehen wir dem Versucher, haben wir das beseligende Bewusstsein, machen wir die freudige Erfahrung, einen geistigen Sieg errungen zu haben, vor allem aber erfahren wir dann, dass sich der Versucher zurückzieht. Lassen wir uns auf ihn ein, dann wird aus der Versuchung die Sünde, dann machen wir die unglückselige Erfahrung, eine geistige Niederlage erlitten zu haben, und es plagt uns dann das schlechte Gewissen. Vor allem aber wird der Versucher dann immer aufdringlicher. Denn geben wir ihm den kleinen Finger, greift er nach der ganzen Hand. Das setzt freilich voraus, dass wir bewusst leben, im Bewusstsein unserer Verantwortung vor uns selber, vor den Menschen und vor Gott, dass wir nicht passiv das Leben an uns vorbeirauschen lassen, wie viele es heute tun.

In der österlichen Bußzeit geht es um die Auseinandersetzung mit der Versuchung und mit der Sünde, somit auch um die Auseinandersetzung mit dem Versucher. Darum ist die Versuchung Jesu das Thema des heutigen Sonntags.

\*

Die Existenz des Teufels oder - so müssen wir eigentlich sagen - die Existenz der bösen Geister verweist man seit geraumer Zeit in das Reich der Märchen. In der säkularen Welt schon seit einigen Jahrhunderten, in der Christenheit und auch in der Kirche seit einigen Jahrzehnten. Man sagt, der Teufel und die bösen Geister seien die Verkörperung des Bösen, sie seien nur Bilder für das Böse, Metaphern. Das ist jedoch zu wenig, sie sind Personen.

Dass es den Teufel und die bösen Geister gibt, dass sie als Personen existieren, darüber belehrt uns nicht nur die Offenbarung Gottes, wie sie im Alten und im Neuen Testament vorliegt. Das wusste die Menschheit schon immer. In allen Religionen ist von der personalen Wirklichkeit des Bösen die Rede, mehr oder weniger, wengleich die Vorstellungen, die man sich dabei machte und macht, oftmals sehr seltsam und nicht selten äußerst unvernünftig sind.

Der Teufel und die bösen Geister, sie sind geistige Mächte, die von größerer Vollkommenheit sind als die Menschen. Als solche sind sie geistige Substanzen, die keine „neutra“ sind, sondern Personen. Wie das zu verstehen ist, das übersteigt unsere Vorstellung. Aber wir wissen: Auch in uns gibt es eine solche geistige Wirklichkeit, in der Gestalt unserer unsterblichen Geistseele. Unsere unsterbliche Geistseele ist jedoch weniger vollkommen, weil sie auf die Materie angewiesen ist, weil sie auf die Materie hin geschaffen wurde.

Der Teufel und die bösen Geister stehen nicht neben Gott, sondern unter ihm. Sie sind Geister wie auch Gott geistiger Natur ist, aber Gott ist ungeschaffen, während der Teufel und die bösen Geister geschaffen sind. Gott hat nicht nur die sichtbare Welt geschaffen, in der wir leben, er hat auch eine unsichtbare Welt ge-

schaffen. Das bekennen wir im großen Glaubensbekenntnis, wenn es da heißt: „Ich glaube ... an den Schöpfer des Himmels und der Erde, an den Schöpfer dessen, was sichtbar ist, und dessen, was unsichtbar ist“.

Ursprünglich gab es nur die guten Geister. Wie alle Geschöpfe sollten auch sie Gott loben und preisen. Ein Teil von ihnen hat sich dem jedoch widersetzt. Von Grund auf und unwiderruflich haben sie Gott zurückgewiesen. Das konnten sie, weil sie wie wir Menschen einen freien Willen hatten. Weil sie aber sehr viel vollkommener geschaffen waren als wir, die Menschen, deshalb konnten sie ihren Abfall von Gott nicht bereuen, ohne Reue aber gibt es keine Versöhnung, und deshalb konnten sie nicht erlöst werden. Immer setzen die Erlösung und die Vergebung die Umkehr voraus, das liegt einfach in der Natur der Sache.

In der Heiligen Schrift werden der Teufel und die bösen Geister als Mörder und Lügner (Joh 8,44) bezeichnet als Wesen, die vom Hochmut und vom Hass geprägt sind. Da heißt es, dass sie bestrebt sind, die Werke Gottes zu zerstören und zunichte zu machen. Das hat Gott ihnen zugestanden. Warum? Das wissen wir nicht, Gott hat es uns nicht mitgeteilt. Wohl aber wissen wir, dass Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt (Rö 8,28).

Die Grenze des destruktiven Wirkens des Teufels und der bösen Geister ist der Mensch in seiner Freiheit, in der er unterstützt wird durch die Gnade Gottes. Der Teufel und die bösen Geister suchen die Menschen zum Abfall von Gott und seinen Geboten zu bewegen. In lügnerischer Verführung versuchen sie, die Menschen dazu zu bringen, dass sie Gott nicht gehorchen. Das geschieht dadurch, dass sie auf ihren Geist und auf ihren Willen einwirken.

Immer sind sie bestrebt, die Ordnung Gottes auf den Kopf zu stellen und das Chaos zu schaffen. Daran erinnert der Begriff „Teufel“. Das Wort stammt nämlich aus dem Griechischen, und es bezeichnet den Teufel als den, der alles durcheinander bringt. Im Hebräischen heißt er Satan. Das bedeutet soviel wie Widersacher.

Der Sohn Gottes aber ist in die Welt gekommen, so lesen wir im 1. Johannes-Brief, um die Werke des Teufels zunichte zu machen (1 Joh 3, 8). Darum hat er so viele Teufel ausgetrieben in seinen Erdentagen. Darum begehrte die Hölle gleichsam auf in jenen wenigen Jahren, in denen die zweite Person in Gott als Mensch in unserer Welt gelebt hat.

Dreimal versucht der Teufel Jesus, dreimal will er ihn veranlassen, seinem Leben eine andere Richtung zu geben, sich den irdischen Bedürfnissen zuzuwenden, dem Besitz, dem Genuss und dem Streben nach Geltung und Macht bei den Menschen. Jedes Mal weicht dieser ihm jedoch aus, indem er ihm ein Schriftwort vorhält. So müssen auch wir es machen. Gottes Wort macht uns stark, und das Vertrauen auf die Hilfe Gottes schenkt uns Einsicht und Kraft in der Versuchung.

Die Auseinandersetzung mit der Versuchung und mit der Sünde ist das Thema der österlichen Bußzeit, somit auch die Auseinandersetzung mit dem Versucher.

Der Versuchung und der Sünde beugen wir vor allem durch Fasten und Beten. So heißt es lapidar im Matthäus-Evangelium und im Markus-Evangelium (Mt 17, 20; Mk 9, 28). Dabei dient das Fasten zur Unterstützung des Gebetes. Fasten bezeichnet in diesem Zusammenhang nicht nur den Verzicht auf Nahrung und auf Genussmittel, es bezeichnet in diesem Zusammenhang auch den geistigen Verzicht, die Entsagung in einem allgemeinen Sinne oder einfach das Opfer. Es geht hier um die Selbstdisziplin und um die Selbstbestimmung, die uns im Alltag oft so schwer fallen, um die Überwindung der gedankenlosen Identifikation mit dem, was alle denken und tun. Nennen wir es nun Verzicht oder Entsagung oder Opfer, in jedem Fall kommt es hier auf die religiöse Motivation an. Diese aber besteht in der Liebe zu Gott. Dadurch verliert das, worum es hier geht, seine negative Gestalt. Als Jünger Christi verzichten wir aus Liebe. Stets ist die Askese, wenn wir sie christlich verstehen, von der Liebe zu Gott getragen. Das macht sie auch leicht und nimmt ihr alle Bitterkeit, macht sie wahrhaft zu einem freudigen Tun. Die Liebe ist stets eine Quelle tiefer Freude. Ja, es gibt keine tiefere Freude als jene,

die aus der Liebe hervorgeht, aus der wahren Liebe. Und stets mobilisiert die Liebe ungeahnte Kräfte in unserem Innern.

Als die Jünger Jesu sich einmal bei ihrem Meister beklagen, dass sie eine bestimmte Kategorie von bösen Geistern nicht austreiben konnten, erklärt dieser ihnen: Diese Art von bösen Geistern kann nur durch Fasten und Beten ausgetrieben werden.

Durch Fasten und Beten beugen wir nicht nur der Versuchung und der Sünde vor, durch Fasten und Beten werden wir auch gereinigt, physisch und seelisch und geistig. Wer sehnte sich nicht nach solcher Reinigung?

Durch Fasten und Beten wird uns darüber hinaus neuer Eifer geschenkt, wird unsere Trägheit gebannt, lernen wir unsere Bequemlichkeit und unsere Oberflächlichkeit überwinden, unseren Stolz, unsere Eitelkeit, unsere Sinnlichkeit und unsere Lauheit.

Was das Beten angeht, es kulminiert in der Liturgie der Kirche, speziell in der Feier der Eucharistie. Das Ideal ist ihre tägliche Mitfeier in gläubiger Andacht und in aktiver Bereitschaft. Wer es ermöglichen kann, tut gut daran, es wenigstens in den Tagen der Vorbereitung auf das Fest der Erlösung, zu versuchen. Es sei allerdings zugestanden, dass es hier nicht nur eine physische Unmöglichkeit gibt, sondern auch eine moralische. Da empfiehlt sich dann der tägliche Rosenkranz, der so einfach zu beten ist und der so viel Segen bringt.

\*

Die heiligen vierzig Tage der Vorbereitung auf das große Fest der Erlösung, das eigentlich das Fest aller Feste ist, wie es in der geistlichen Literatur der Kirche gern genannt wird, sind so etwas wie Exerzitien, geistliche Übungen des Gottesvolkes. Da geht es um die Auseinandersetzung mit dem Bösen, das überhand

nimmt in unserer Welt, um die Auseinandersetzung mit der Versuchung und der Sünde, die unser Leben bestimmen, um den geistigen Kampf mit dem Teufel und den bösen Geistern, die hinter dem Bösen stehen und uns seine tiefen Abgründe offenbaren. Diese Auseinandersetzung prägt unser ganzes Leben, wenn wir bewusst leben und unsere Berufung ernst nehmen. In besonderer Weise üben wir sie ein in der österlichen Bußzeit, wenn wir dem Ruf der Kirche folgen, durch den Christus selber sich vernehmbar macht. Diese Einübung aber geschieht durch Fasten und Beten, durch den Verzicht aus Liebe, aus Liebe zu Gott und zu den Menschen, und durch unsere neue Hinwendung zu Gott, zu Christus und zu Heiligen. Amen.

PREDIGT ZUM 7. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 18.  
FEBRUAR 2007 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„SEID BARMHERZIG, WIE AUCH EUER VATER IM HIMMEL  
BARMHERZIG IST“

Wenn wir unser Leben und unsere Welt aufmerksam betrachten, stellen wir fest, dass darin sehr viel Böses geschieht. Wie ein Kreislauf ist das Böse, sofern das eine Böse das andere hervorruft. Oft, ja, allzu oft sind wir in diesen Kreislauf ver-

strickt, denn allzu oft erfahren wir nicht nur Böses, sondern wirken auch daran mit. Das geschieht aus Dummheit, Unwissenheit, Unerfahrenheit und Unüberlegtheit, aber auch aus Unbeherrschtheit, Ichverliebtheit und Genusssucht. Die Bosheit, die in uns und in der Welt wirkt, ist letztlich ein Geheimnis. Dem Geheimnis der Bosheit schenkt der Völkerapostel Paulus seine besondere Aufmerksamkeit im 2. Thessalonicherbrief (2 Thess 2,7). Im Vaterunser beten wir täglich darum, dass das Böse nicht überhand nehme in unserer Welt und in unserem Leben, da beten wir täglich: Erlöse uns von dem Bösen. Wir sind erlöst und müssen noch erlöst werden, es geht hier um die Vollendung der Erlösung. Daran sollen wir mitwirken durch unser Gebet und durch unser Tun und Lassen.

Das Böse verdunkelt den Geist und schwächt den Willen, und der verdunkelte Geist und der geschwächte Wille bringen neues Böses hervor. Vor allem ist es die Lüge, die im Bösen wirksam ist, sie ist es in erster Linie, die unseren Geist verdunkelt und unseren Willen schwächt, die Lüge im Verein mit der Hybris, mit dem Hochmut.

Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht von dem Bösen in unseren Beziehungen zu unseren Mitmenschen. Nicht nur in diesen Beziehungen gibt es jedoch das Böse, wie viele meinen, die oberflächlich denken. Auch in unseren Beziehungen zu Gott und zu unserem eigenen Ich begegnet es uns in mannigfacher Weise. Und es breitet sich besonders da aus, wo unsere Beziehungen zu Gott und zu unserem eigenen Ich gestört sind. Zahllos werden die Konflikte, wenn wir uns von Gott abwenden und seine Gebote missachten, vor allem das Gebot der Gottesverehrung, und wenn wir es fehlen lassen an der Selbsterziehung, wenn wir uns gehen lassen, wenn wir uns nicht mehr üben in der Selbstbeherrschung, wenn wir nicht mehr bewusst angehen gegen unsere ungeordneten Begierden.

\*

Schon das natürliche Sittengesetz gebietet es uns, dass wir Gott verehren, dass wir uns selbst zügeln und dass wir die lieben, die uns lieben und dass wir die goldene Regel beachten, dass wir die Mitmenschen so behandeln, wie wir auch

von ihnen behandelt werden möchten, und dass wir denen Gutes tun, die uns Gutes tun. Aber das ist die alte Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit des Alten Testaments. Sie behält ihre Gültigkeit im Neuen Testament, aber sie wird überhöht durch die neue Gerechtigkeit, wie Jesus sie verkündet. Diese aber findet ihre Vollendung in der Feindesliebe. Mit dem Gebot der Feindesliebe unterscheidet sich das Christentum von allen anderen Religionen.

Die Grundlage der neuen Gerechtigkeit ist das göttliche Leben, das uns in der heiligen Taufe geschenkt wurde. Da sind wir der göttlichen Natur teilhaftig geworden (2 Petr 1,4). Im Zeichen des Todes und der Auferstehung unseres Erlösers wurde uns die heiligmachende Gnade geschenkt, die Kindschaft Gottes. Söhne und Töchter Gottes sind wir geworden, in die Familie Gottes wurden wir gleichsam aufgenommen. Der übernatürliche Adel, der uns zuteil geworden ist, verpflichtet uns, vollkommen zu sein, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. So sagt es Jesus in der Bergpredigt (Mt 5,48). Das meint die neue Gerechtigkeit, dass wir Gott nachahmen in dankbarer Liebe und im Vertrauen auf seine Hilfe. Dabei wissen wir im Glauben, dass alles leicht ist, wenn Gott uns seine Gnade schenkt.

Es geht hier um ein Leben in der Freundschaft mit Gott, das seine Verlängerung findet in der ewigen Gemeinschaft mit ihm in der jenseitigen Welt. Das ist nicht eine schöne Verklärung unseres Lebens, etwa für die ganz Eifrigen, oder ein guter Rat oder einer unter vielen Wegen, das ist vielmehr der einzige Weg zu unserer Vollendung, zu unserem ewigen Leben bei Gott. Das gilt freilich im Maß unserer Einsicht. Ohne Einsicht können wir uns nicht verfehlen. Das gilt immer. Und wie viel Einsicht uns gegeben ist und wie weit unsere Verantwortung reicht, das weiß letztlich Gott allein. Allein, wir können auch schuldig werden, wenn wir uns nicht um die Einsicht bemühen.

Wenn wir in der Freundschaft Gottes leben, werden wir auch unsere Feinde lieben. Wir werden dem Bösen das Gute entgegensetzen, wie Gott es mit den Menschen tut, und aus dem Kreislauf des Bösen aussteigen. Das tun wir im Vertrauen darauf, dass das Gute stärker ist als das Böse und dass das Gute das Böse überwindet (Rö 12, 21). Dieses Vertrauen schenkt uns das Gebet, das regelmäßige

Gebet und das Gebet, dem wir uns da zuwenden, wo die äußeren Schwierigkeiten übergroß werden, wo sie sich wie Berge vor uns auf türmen.

Bedeutsamer noch als die Nächstenliebe und die Feindesliebe ist die Gottesliebe, bedeutsamer als die Nächstenliebe und die Feindesliebe sind aber auch die Pflichten, die wir gegenüber unserem eigenen Ich haben.

Es geht hier um die rechte Gottesverehrung, um die Pflege der drei göttlichen Tugenden, des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe und um die rechte Disziplin im Denken und im Wollen. Wie wollen wir unsere Pflichten gegenüber den Mitmenschen erfüllen, wenn wir an Gott vorbeileben und wenn wir nicht einmal unser persönliches Leben ordnen können? Das ist nicht möglich. Das wird jedoch viel zu wenig bedacht.

In der Freundschaft Gottes werden wir alles tun in der Kraft unserer übernatürlichen Liebe zu Gott. Wir werden uns bemühen, immerfort zu beten, das heißt: immerfort mit Christus und mit dem Vatergott im Gespräch sein und auch mit den Heiligen, die doch nicht der Vergangenheit angehören, sondern lebendige Personen sind. Wir werden die Kirche lieben, die der fortlebende Christus ist, und uns fern halten von jenen, die den Heiligen Vater schmähen und die unter dem Vorwand eine bessere Kirche zu bauen, diese zerstören und niederreißen. Wir haben heute eine Verfolgung der Kirche von innen her, das müssen wir wissen, eine Verfolgung, wie es sie noch nie gegeben hat in der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums. Das Problem ist das, dass allzu viele zu Protagonisten eines naturalistischen Christentums geworden sind, weil sie mit der Dimension des Übernatürlichen nichts mehr anzufangen wissen.

Wenn wir in der Freundschaft Gottes leben, werden wir uns selber treu bleiben, die Wahrheit lieben, die Ehe heiligen, die Eltern ehren und die Kinder recht erziehen, werden wir anständig und zuchtvoll leben, geduldig und mit einem frohen Herzen das Kreuz des Alltags tragen und uns nicht fürchten vor denen, die uns um der Wahrheit und um der Gerechtigkeit willen verfolgen.

\*

Da wir durch die Taufe aufgenommen wurden in die Familie Gottes, sind wir berufen, vollkommen zu sein, wie der Vater im Himmel vollkommen ist. Das geschieht in besonders auffallender Weise, wenn wir uns bemühen, das Böse durch das Gute zu überwinden und selbst unsere Feinde zu lieben. Hier gilt das Wort des Evangeliums des heutigen Sonntags „seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist“. In der Feindesliebe kulminieren gleichsam die Pflichten, die wir gegenüber unseren Mitmenschen haben. Diese können wir jedoch nur erfüllen, wenn wir unsere Pflichten gegenüber Gott und gegenüber dem eigenen Ich ganz ernst nehmen. Der selige Charles de Foucauld - er starb als Zeuge Christi, als Märtyrer, im Jahre 1916 -, er hat das schöne Wort geprägt: Christus ist der Meister des Unmöglichen. Als neue Menschen werden wir die neue Gerechtigkeit leben, im Vertrauen auf Christus. Suchen wir ihn immerfort im beständigen Gebet und suchen wir ihn vor allem im Gebet, wenn die Schwierigkeiten übergroß werden, wenn sie sich wie Berge vor uns aufürmen. Amen.

PREDIGT ZUM 6. SONNTAG DES KIRCHENJAHRES, GEHALTEN AM 11.  
FEBRUAR 2007 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„VERFLUCHT SEI DER, DER SEINE HOFFNUNG AUF MENSCHEN SETZT  
... GESEGNET SEI DER, DER AUF DEN HERRN VERTRAUT“.

Immer wieder wird man durch Katholiken, die sich für aufgeklärt halten, darüber belehrt, dass wir es heute wüssten, dass das Evangelium eine Frohbotschaft sei, nicht eine Drohbotschaft, wie man das früher gemeint habe. Diese Zeiten seien heute glücklicherweise vorüber. So sagt man dann gern.

Das ist eine von jenen Weisheiten, die ein Zeugnis sind dafür, dass wir eine Schwäche dafür haben, in Schablonen zu denken, nicht tiefer nachzudenken, heute mehr denn je. Es ist nicht zu bestreiten, dass das Evangelium in erster Linie eine Frohbotschaft ist, wie es schon der Begriff uns sagt, das „Euangelion“ ist eine gute Botschaft, aber es ist auch - recht verstanden - eine Drohbotschaft, die Drohung ist gewissermaßen die Kehrseite der guten Botschaft. An solche Zusammenhänge erinnert uns das Evangelium des heutigen Sonntags.

Es besteht aus vier Seligpreisungen, dieses Evangelium, und aus vier Wehrufen. Die Seligpreisungen gelten uns, wenn wir der Einladung Gottes folgen, die Wehrufe, wenn wir ihr aus dem Wege gehen, wenn wir ihr nicht folgen. Die Frohbotschaft ruft uns in die Entscheidung, und sie wird zur Drohbotschaft, wenn wir der Entscheidung ausweichen oder wenn wir uns gegen den entscheiden, der uns ruft. Das ist der Grundtenor in allen Reden Jesu: Immer stellt Jesus den Menschen Leben und Tod vor Augen in seiner Verkündigung. Ja, so tut es schon Mo-se im Alten Testament, wenn er vor das auserwählte Volk hintritt und feierlich erklärt: „Ich rufe heute Himmel und Erde zu Zeugen an. Vorgelegt habe ich dir Leben und Tod, Segen und Fluch. So wähle denn das Leben“ (Dtn 30,19). Allein, das ist im Grunde die Sprache aller Propheten im Alten Testament. Unserem irdischen Leben kommt ein unendlicher Wert zu. Denn in den wenigen Jahrzehnten unserer irdischen Existenz fallen die Würfel für unsere ganze Ewigkeit.

Was uns die Heilige Schrift hier sagt, das sagt uns schon die natürliche Vernunft. In Gott gibt es keine Widersprüche. Es ist widersprüchlich, freie Wesen zu ihrem Glück zu zwingen.

Übersehen wir den Entscheidungscharakter der Botschaft Jesu, wie er in allen Evangelien, ja, im ganzen Neuen Testament und schon im Alten Testament zu Tage tritt, übersehen wir die Radikalität, die uns hier begegnet - und das geschieht heute immer häufiger, zuweilen auch in der Verkündigung der Kirche -, nehmen wir dem Wort Gottes seine Kraft, dann aber wird es uns zum Verhängnis.

Bei der Entscheidung, vor die uns das Wort Gottes stellt, darf es keine Halbheit geben, keine Kompromissbereitschaft. Denn der Wahrheit gegenüber kann es keine Kompromisse geben. Da gibt es nur das Ja oder Nein. Die Wahrheit ist absolut. Kompromisse können sich immer nur auf unser konkretes Verhalten beziehen, auf unser konkretes Verhalten im Angesicht der Wahrheit.

Worin diese Entscheidung besteht, das deutet die (erste) Lesung des heutigen Sonntags an, wenn sie uns ermahnt, dass wir auf die Ewigkeit hin leben, dass wir uns nicht von den Anschauungen der Welt, sondern von Gott bestimmen lassen, dass wir nicht in erster Linie Menschen zu gefallen suchen, sondern Gott, dass uns der Schöpfer und seine Ehre stets wichtiger sind als das Geschöpf. Die (erste) Lesung formuliert diesen Gedanken herausfordernd, wenn sie sagt: „Verflucht sei der, der seine Hoffnung auf Menschen setzt ... gesegnet sei der, der auf den Herrn vertraut“.

Wie die Entscheidung für Gott oder für die Menschen, für den Schöpfer oder für das Geschöpf im Einzelnen aussieht, das zeigt uns das Evangelium des heutigen Sonntags auf, das die Lesung gleichsam weiterführt.

\*

Sich entscheiden für Gott oder für Christus, das heißt sich entscheiden für die Armut. Denn den Armen wird das Evangelium zur Frohbotschaft, den Reichen aber zur Drohbotschaft. Die Armut meint in erster Linie nicht die äußere Armut, den Mangel an irdischen Gütern, sondern die innere Armut, jene Haltung, in der wir uns innerlich distanzieren von den Gütern dieser Welt, in der wir nicht an ihnen hängen. Wir werden hier an die Untugend der Habgier erinnert. Aber die Armut meint noch mehr. Sie meint auch, dass wir uns von den geistigen Gütern dieser unserer Welt distanzieren, dass wir unsere sichtbare und erfahrbare Welt immer wieder als solche in Frage stellen und uns nicht an sie verlieren, dass wir sie relativieren im Blick auf die Ewigkeit.

Wir werden selig gepriesen, wenn wir Hunger haben. Gemeint ist da der Hunger nach dem Unvergänglichen, nach Gott und seiner Welt, nach der Ewigkeit, indem wir uns nicht zufrieden geben mit dem Vordergründigen, mit dem Alltäglichen. Es geht hier um den geistigen Hunger, um die Sehnsucht nach dem Höheren.

Viele Menschen begegnen uns heute, die satt sind in diesem Sinne. Ihr Lebensgrundsatz lautet: „Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“ (1 Kor 15,32). Das aber ist ein Spiel mit dem Leben, nicht nur mit dem irdischen Leben. Das dürfen wir nicht übersehen. Daher das Wehe im Evangelium des heutigen Sonntags.

Die dritte Seligpreisung richtet sich auf die Trauernden. Mit ihnen sind vor allem die gemeint, die trauern über die Macht des Bösen, im eigenen Herzen und in der Welt. Zu denken ist hier an die Trauer über die Gottlosigkeit, über die Gewissenlosigkeit, über die Unbeherrschtheit, über die Unbotmäßigkeit, über die religiöse Gleichgültigkeit, über die zerstörerische Ichsucht, über die Lieblosigkeit, über die Grausamkeit und über die Ungerechtigkeit.

Die Zahl jener Menschen, die das Böse gar nicht mehr registrieren, geschweige denn, dass sie daran leiden, wird immer größer. Immer größer wird die Zahl derer, denen das Schwarze weiß erscheint und das Weiße schwarz. Mit verbundenen

Augen tanzen sie gleichsam in den Abgrund hinein. Weil sie lachen über die Sünde, deshalb gilt ihnen der Wehruf Jesu im Evangelium.

Endlich gehört zu der Entscheidung für Gott und für Christus - von ihr waren wir ausgegangen, sie wollten wir inhaltlich füllen - die Bereitschaft, um des Namens Jesu willen gehasst, verfolgt und verachtet zu werden. Das ist die Letzte der vier Seligpreisungen unseres Evangeliums.

Gerade durch die Verfolgung und durch die Verachtung, die uns zuteil werden in der Welt, erweisen wir uns als Jünger Christi, als jene, die einmal eingehen werden in das vollendete Gottesreich.

Von den Menschen gelobt zu werden, das ist eine große Versuchung für einen jeden von uns. Durch Schmeicheleien lassen wir uns allzu leicht gewinnen. Es sind die falschen Propheten, die dieser Versuchung erliegen, das ist heute nicht anders als früher. Sie schauen auf den Beifall der Massen und sagen, was ihnen gefällt, und es geht ihnen gut, in diesem Leben. Damit erweisen sie sich indessen als treulose Knechte, die Gott einst von sich stoßen wird. Es ist unsere Anfälligkeit für die Lüge, die dem zugrunde liegt, und unser ungeordnetes Streben nach Macht und Ehre, das uns allzu leicht den Verstand verlieren lässt.

\*

Man spricht heute gern davon, dass das Evangelium eine gute Botschaft ist, eine Botschaft, die uns froh macht und frei. Das ist richtig, aber das gilt nur dann, wenn wir uns diese Botschaft zu Eigen machen, wenn wir, um mit dem Apostel Paulus zu reden, Sklaven Christi werden. Gerade das aber wird heute oft übersehen. Das Evangelium des heutigen Sonntags stellt uns vor die Entscheidung: Es sagt uns, dass es zwischen Gott und dem Menschen, zwischen Leben und Tod kein Mittleres gibt. In der Hinwendung zu Gott und in der Nachfolge Jesu sowie im Blick auf die Wahrheit des Wortes Gottes kann es, darf es keine Kompromissbereitschaft und keine Halbheit geben. Die Wahrheit ist absolut, ehern, wenn-

gleich sie immer in Liebe vertreten werden muss (Eph 4, 15). Christi Jünger sein, das bedeutet: Arm sein im geistigen Sinn, hungern nach dem Reich Gottes, trauern um der Sünden willen und Verfolgung und Hass, ja, selbst den Tod auf sich nehmen, wenn es sein muss, um der Wahrheit willen. Amen.

PREDIGT ZUM 5. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 4.  
FEBRUAR 2007 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„GEH WEG VON MIR, ICH BIN EIN SÜNDIGER MENSCH“.

Petrus fällt nieder vor Jesus: „Geh weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch“. Das sagt er nicht nur für sich, das sagt er auch für seine Gefährten. Angesichts des wunderbaren Fischfangs hat er und haben sie die Herrlichkeit Gottes in seinem Gesandten geschaut. Die Größe ihres Meisters erinnert sie an ihre Sündhaftigkeit an ihre Armseligkeit und Unwürdigkeit im Angesicht des großen Gottes. Damit aber haben sie die richtige Einstellung, um als Menschenfischer ausgesandt zu werden.

Ähnlich ist die Situation in der (ersten) Lesung. Der Prophet Jesaja schaut Gottes Herrlichkeit, bekennt seine Sündhaftigkeit und kann daher von Gott gesandt werden. Das war im Jahre 738 vor Christus.

Die Sünde ist somit das Thema des Evangeliums und der (ersten) Lesung, ein Thema, das heutzutage in der Verkündigung immer zu kurz kommt, obwohl es in den Urkunden des Glaubens geradezu im Zentrum steht, die Wirklichkeit der Sünde ist der dunkle Hintergrund der Wirklichkeit der Erlösung. So ist es nicht verwunderlich, wenn es um das Bewusstsein unserer Sündhaftigkeit - anders als bei Petrus und seinen Gefährten und anders als bei Jesaja - schlecht bestellt ist.

\*

Die Wirklichkeit der Sünde gerät heute nicht zuletzt deshalb in Vergessenheit, mehr und mehr, weil unser Gottesbild seine Konturen verloren hat, weil uns das Gespür für die Heiligkeit Gottes abhanden gekommen ist, für seine Größe und für seine Majestät. Des Öfteren lesen wir im Alten Testament: „Wer Gott sieht, muss sterben“ (Ex 33,20) und „er ist wie verzehrendes Feuer“ (Dtn 4,24). Das will sagen: Im Hinblick auf den heiligen Gott, der durch die Sünden der Menschen beleidigt und ins Unrecht gesetzt wird, der Sünde und Schuld nicht dulden kann, sieht sich der Mensch angesichts seiner Sünde dem Tod verfallen.

Weil uns das Gespür für Gottes Größe verloren gegangen ist, immer mehr verloren geht, deshalb schwindet das Sündenbewusstsein, und es breitet sich die Untugend der Selbstgerechtigkeit aus. Da wird Gott dann häufig zum Partner des Menschen degradiert - eigentlich in sich schon ein frevelhafter Gedanke -, und seine unbegreifliche Größe zerrinnt dann gleichsam in unserer Vorstellung, wenn er in diesem Fall überhaupt noch ernsthaft existent ist.

Die Ehrfurcht ist heute vielfach zu einem Fremdwort geworden. Mit dem Verlust der Ehrfurcht vor Gott verbindet sich sehr bald der Verlust der Ehrfurcht vor dem Menschen. Denn immer ist es so, dass die Ehre Gottes die Ehre des Menschen ist, ist doch der Mensch ein Gleichnis und Ebenbild Gottes.

Der heilige Benedikt (+ 547) - der Vater des abendländischen Mönchtums, wir verehren ihn seit dem Jahre 1964 als den Patron Europas -, er schreibt in seiner Regel am Beginn des 6. Jahrhunderts: „Wenn wir den Mächtigen dieser Erde etwas nahe legen wollen, so wagen wir es nicht anders als mit Demut und Ehrfurcht. Um wie viel mehr müssen wir dem Herrn und Gott des Weltalls mit aller Demut und reiner Hingebung unsere Bitten vortragen“ (Kap. 20).

Die Ehrfurcht kann man am besten definieren als scheue Liebe und als liebende Scheu. Ihr erster Bezugspunkt ist das Geheimnis des überwelthaften Gottes, der uns erzittern macht und uns Furcht und Schrecken einflößt, uns gleichzeitig aber mit unwiderstehlicher Kraft anzieht. Letztlich lebt die Liebe stets von der Ehrfurcht. Und die Ehrfurcht ist es, die der Liebe Dauer verleiht. Das gilt von der Liebe zu Gott nicht anders als von der Liebe zu den Menschen.

Wenn wir so wenig die Größe Gottes bedenken, dass wir ihn einen Partner nennen oder ihn wie einen Partner behandeln, der auf der gleichen Ebene oder fast auf der gleichen Ebene steht wie wir, dann werden wir ihn bald ganz vergessen oder gar in den Chor jener einstimmen, die sagen: Es gibt keinen Gott!

Zwar hat uns Jesus gelehrt, Gott unseren Vater zu nennen, er hat uns aber auch gelehrt, ihn „heiliger Vater“ zu nennen. Wenn wir uns bemühen, stets die Größe Gottes und die göttliche Würde Jesu Christi vor Augen zu haben, dann ergeht es uns wie Petrus und Jesaja, wir werden unsere Sündhaftigkeit nicht vergessen. Unser Umgang mit Gott wird dann zarter werden, bescheidener und fügsamer, und wir werden uns dann entschlossener bemühen, die Sünde zu bekämpfen und durch unser Streben immer mehr dem heiligen Gott zu entsprechen.

Die Sünde ist das eigentliche Problem der Kirche heute, um es genauer zu sagen: die Tatsache, dass man so wenig von ihr spricht. Man hat von dem Unschuldswahn des modernen Menschen gesprochen. Das ist die Realität. Dank der Sünde, die man nicht bereut und über man sich hinwegsetzt, stagniert das religiöse Leben vielfach in den Gemeinden, oder es bleibt nur noch geschäftiger Gemeindebetrieb

übrig davon. Symptomatisch ist der geringe Stellenwert, den das Bußsakrament heute einnimmt in den Gemeinden.

Dank der Sünde und der mangelnden Umkehr fehlt der Anknüpfungspunkt für die Gnade Gottes, wenn wir beten oder wenn wir das eucharistische Sakrament empfangen oder wenn wir gute Werke verrichten.

In der Feier der heiligen Messe werden wir wiederholt an unsere Sündhaftigkeit erinnert. Vielfach ist es jedoch so, dass wir das hören und es doch nicht hören. Dabei ist es symptomatisch, dass man sich nicht selten den Bußritus am Beginn der heiligen Messe erspart.

Wir sind erlöst von der Sünde, das ist richtig. Dennoch stellt die Sünde die Erlösung im Alltag immer wieder in Frage. Zudem gilt es, dass wir uns die objektive Erlösung zu Eigen machen. Das aber ist ein fortwährender Prozess.

Die Sünde ist die Abwendung von Gott, teilweise oder vollständig. Demgemäß unterscheiden wir lässliche Sünden und Todsünden, das heißt: Wundsünden und Sünden, die zum Tode führen. Wenn eine Wunde einen gewissen Umfang hat oder in bestimmten Bereichen den Organismus verletzt hat, kann sie zum Tod führen. So ist es auch bei den lässlichen Sünden. Die Wundsünden schwächen das göttliche Leben in uns, die Todsünden zerstören es vollends, sie machen uns, um es ganz einfach auszudrücken, tot für den Himmel.

Wundsünden begehen wir da, wo wir in einer weniger wichtigen Sache uns gegen Gottes Gebot wenden oder wo wir in einer wichtigen Sache nicht ganz frei sind und ohne die notwendige Einsicht. Todsünden begehen wir da, wo wir uns in einer wichtigen Sache freiwillig und mit klarer Einsicht verfehlen.

Die lässlichen Sünden oder die Wundsünden sind vor allem die täglichen Nachlässigkeiten in unserem Dienst vor Gott, der Stolz, die Gleichgültigkeit, die Träg-

heit, der Zorn, die bösen Gedanken, das unkontrollierte Reden, die Opferscheu und vieles andere mehr. Aber die lässlichen Sünden können zu schweren werden, sie können sich gleichsam ausweiten, unter Umständen sehr schnell. Auf jeden Fall schwächen sie die Liebe zu Gott und die Freude am Guten, und auf jeden Fall bereiten sie den Weg für die schweren Sünden. Darum müssen wir uns immer wieder, jeden Tag aufs Neue, ein ganzes Leben lang, von ihnen distanzieren.

Dabei sind die Wundsünden verschieden groß, wie auch die Wunden in ihrem Ausmaß und in ihren Folgen nicht alle gleich sind. Selbst die Todsünden sind nicht alle gleich, wenn sie auch alle das göttliche Leben in uns ertöten.

Den Wundsünden sind die zeitlichen Strafen zugeordnet, den Todsünden die ewigen.

Die schweren Sünden werden nur im Bußsakrament vergeben, während die lässlichen auf vielfache Weise Vergebung finden, besonders tief greifend jedoch im Bußsakrament.

Weil es so um uns steht, weil die Sünde eine solche Macht in unserem Leben hat, deshalb müssen wir täglich um die Vergebung bitten und unablässig kämpfen gegen das manchmal übermächtige Geheimnis der Bosheit in der Welt und in uns.

Hassen ist immer verfehlt. Wir dürfen keinen Menschen hassen und keines der Werke Gottes, allein die Sünde, sie dürfen wir hassen, ja, sie müssen wir hassen.

Die stete Bitte um Vergebung und der tägliche Kampf gegen die Sünde, sie müssen im Zentrum unseres Christenlebens stehen.

Es ist zuhöchst angemessen, dass wir den Kampf gegen die Sünde immerfort mit dem Opfer verbinden, mit dem Opfer im Alltag unseres Lebens, indem wir Ver-

zucht und Entsagung üben, und mit dem Opfer Christi, dass wir in sakramentaler Weise in der heiligen Messe begehen, deren tägliche Mitfeier das Ideal ist für uns alle.

\*

Die Sünde ist das entscheidende Übel unseres Lebens. Daher ist alles Beten vergeblich, wenn wir uns nicht bemühen, gegen die Sünde zu kämpfen und den Willen Gottes gewissenhaft zu erfüllen. Die Voraussetzungen unseres Kampfes gegen die Sünde und unserer Erfüllung des Willens Gottes sind die Erkenntnis der Gegenwart der Sünde in uns und die Überwindung aller Selbstgerechtigkeit. Das Eine wie das Andere gelingt uns in dem Maße, in dem wir den Gedanken an den heiligen Gott pflegen, in dem wir immerfort die Größe Gottes bedenken und den unendlichen Abstand zwischen ihm und uns, in dem wir uns nicht kumpelhaft bei Gott anbieten, sondern stets den richtenden Ernst Gottes erwägen, in dem wir uns in unseren Gebeten die Majestät Gottes und die Würde Jesu Christi vor Augen halten und in Ehrfurcht vor Gott stehen, in liebender Scheu und in scheuer Liebe. Amen.

PREDIGT ZUM 4. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 28.  
JANUAR 2007 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„SIE WERDEN DICH NICHT ÜBERWINDEN, DENN ICH BIN  
BEI DIR, UM DICH ZU RETTEN“

Das heutige Evangelium setzt das Evangelium des vergangenen Sonntags fort: Jesus in der Synagoge von Nazareth. Wie der Prophet Jesaja will Jesus den Gefangenen die Befreiung, den Blinden das Augenlicht, den Gebeugten die Aufrichtung und den Armen die Frohe Botschaft bringen. Das ist Grund genug, dass man ihm Anerkennung schenkt und Beifall spendet. Diese Begeisterung schlägt jedoch um in Enttäuschung, als man merkt, dass das nicht in einem vordergründigen Sinn

geschehen wird, als man erkennt, dass er keine Sensationen bringen wird, dass er vielmehr Forderungen stellen wird an sie und ihnen das eigene Bemühen nicht ersparen wird.

Die Leute von Nazareth, sie wollen Wunder, er aber fordert den Glauben und die Nachfolge. Sie denken an körperliche Heilung, er aber denkt an die Heilung der Seele.

Er ist also nicht so, wie sie sich ihn vorgestellt haben, wie sie sich ihn gewünscht haben. Deshalb wollen sie ihn, wie es lapidar heißt im Evangelium, den Felsen hinabstürzen, wollen sie ihn aus dem Wege räumen. Er aber erklärt ihnen: „Kein Prophet ist in seiner Heimat willkommen“.

\*

Im Grunde ist der wahre Prophet nie willkommen, auch außerhalb seiner Heimat ist er es nicht. Das sehen wir am Schicksal Jesu, an dem weiteren Schicksal Jesu, aber auch am Schicksal der alttestamentlichen Propheten. Und noch heute ist es so, dass der, der wirklich dem Auftrag Gottes treu ist, der Feindseligkeit der Menschen, vieler Menschen begegnet. Gerade in der Gegenwart erleben wir es beinahe alle Tage, dass solche, die Verantwortung tragen in der Kirche und sich ehrlich bemühen, ihrem Auftrag gerecht zu werden, dass gewissenhafte Hirten nicht den Beifall der Menschen finden, im Gegenteil, dass ihnen nicht wenig Ablehnung entgegengebracht wird, gerade auch von denen, denen sie dienen wollen, ja, dass sie vielmals verdächtigt und verleumdet und dass ihre besten Absichten missdeutet werden. Man fragt sich oftmals, wie es möglich ist, dass solche, die innerhalb der Kirche stehen und es vielleicht auch wollen, sich dann mit den erklärten Feinden der Kirche verbünden, damit sie sich nicht der Wahrheit stellen müssen. Wenn der Prophet nicht das sagt, was man gern hört - er kann das nicht, wenn er seiner Sendung treu bleibt -, dann bringt man ihn um, moralisch oder unter Umständen auch wirklich, auf Dauer, zumindest schüchtert man ihn ein. Und viele lassen sich einschüchtern heute.

Unter diesem Aspekt hat das Evangelium des heutigen Sonntags zeitlose Bedeutung im Hinblick auf das Schicksal des Propheten: Sie wollen Jesus den Felsen hinabstürzen, er aber entzieht sich ihnen in Hoheit und Würde. Dabei ist die Ablehnung Jesu in Nazareth ein Vorspiel seines Todes, dem er sich zwei bis drei Jahre später in Jerusalem ausliefert.

Die Ablehnung und der Kampf mit der Feindseligkeit und der Widerspenstigkeit, das ist durchgehend das Schicksal der Propheten im Alten Testament. Mehr als die anderen Propheten hat das der Prophet Jeremia erfahren - um ihn geht es in der (ersten) Lesung des heutigen Sonntags -, der dadurch zu einem besonderen Vorbild Jesu und seiner Jünger geworden ist. Er lebte etwa 100 Jahre später als Jesaja, dieser Jeremia, und er wirkte in den letzten Jahrzehnten des 7. und am Beginn des 6. vorchristlichen Jahrhunderts im Südreich bis zum Fall Jerusalems und zur Verschleppung des auserwählten Volkes nach Babylon. Das Hauptthema seiner Predigt war die Untreue des Volkes gegenüber Gott und gegenüber den Menschen. Er erklärte, wegen der Untreue komme immer wieder Unglück und Not über das Volk. Und auch die sich anbahnende babylonische Gefangenschaft erläuterte er in der Perspektive von Schuld und Strafe. Das aber brachte ihm viel Feindschaft ein, zumal es nicht wenige volkstümliche Propheten gab, die etwas anderes sagten, die dem Volk nach dem Mund redeten und die es über den Ernst der Lage hinwegtäuschten. Gerade die gewissenlosen Propheten, die das Wirken des Jeremia vereitelten, bereiteten ihm große innere Schmerzen. Diese verbanden sich bei ihm mit der äußeren Not der Verfolgung.

In dieser Lage tröstet Gott seinen Propheten. Er spricht zu ihm: „Sie kämpfen wider dich, aber sie werden dich nicht überwinden, weil ich, Gott, mit dir bin, um dich zu retten“.

Das gilt immer. Die Kraft des Propheten ist Gott selber. Der Prophet weiß: Gott ist immer mächtiger, unter Umständen entgegen dem äußeren Anschein. Und er verlässt seinen Propheten nicht, wenn er ihm die Treue hält, wenn er sich nicht fürchtet vor den Menschen, die ihn ablehnen.

Wer der Erwartung der Massen nicht entspricht, wird verfolgt. Wer Gedanken vertritt, die man nicht wahr haben will, wird abgelehnt oder unschädlich gemacht. Was nicht sein darf, das ist auch nicht. Wir haben die zweifelhafte Fähigkeit, uns etwas einzureden, unter Umständen, ohne es zu merken. Oft gelangen wir deshalb nicht zur Erkenntnis der Wahrheit, weil wir stolz sind und weil wir am Irdischen hängen. Nicht selten verhindern es der Stolz und die Anhänglichkeit an das Irdische, dass wir zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen. Wissen und Erkennen haben es durchaus auch mit der Moral zu tun.

Der Beifall der Massen kann niemals ein Maßstab sein für die Wahrheit. Darum gelten in der Kirche andere Grundsätze als im weltlichen Bereich. Über die Wahrheit kann man nicht abstimmen. Abstimmen kann man nur über die Methoden oder über die Zweckmäßigkeit der Wege, die zur Wahrheit führen. Immer ist es so, dass die Wahrheit sich eher beim Einzelnen findet, zumal, wenn er bereit ist, für sie zu leiden, als bei den Massen, die ohnehin immer geneigt sind, pragmatisch zu denken, und im Allgemeinen nicht sehr interessiert sind an der Wahrheit.

\*

Das Evangelium des heutigen Sonntags ist zeitlos: Die Ablehnung, die Jesus erfährt, und der Kampf gegen die Wahrheit, sie gehen weiter bis zum Jüngsten Tag. In diesem Zusammenhang ist die Prinzipientreue Jesu, verbunden mit seiner Leidensbereitschaft, beispielhaft für uns alle. Der Widerstand und die Feindseligkeit, die der Prophet erfährt, sie werden damit ein Ausweis für ihn, dass er auf der Seite Gottes steht. Erfahren wir Ablehnung um der Wahrheit willen, brauchen wir uns nicht zu fürchten, weil wir uns dann in guter Gesellschaft befinden, in der Gesellschaft des Propheten von Nazareth, der Propheten des Alten Testaments und aller Jesus-Jünger, die je um der Wahrheit willen die Feindseligkeit der Menschen ertragen haben. Zudem gilt uns dann der Trost der (ersten) Lesung: “ ... sie werden dich nicht überwinden, denn ich, Gott, bin mit dir, um dir zu helfen“ oder „um dich zu retten“. Amen.

PREDIGT ZUM 3. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 21  
JANUAR 2007 IN ST. MARTIN IN FREIBURG

„DIE FREUDE IM HERRN IST UNSERE STÄRKE“

In der (ersten) Lesung des heutigen Sonntags gibt es einen Satz, der kostbar ist wie ein verborgener Juwel. Er lautet: Die Freude im Herrn ist unsere Stärke. Dieser Satz verbindet die Lesung mit dem Evangelium, denn im Evangelium bezeichnet es Jesus mit Berufung auf den Propheten Jesaja als seine entscheidende Aufgabe, den Armen die frohe Botschaft zu verkünden. Die Freude im Herrn ist unsere Kraft. Diesen Satz möchte ich heute morgen ein wenig erklären.

\*

Wer wollte es leugnen, dass die Freude uns stark macht, die Freude, verstanden als tief innerliche Erfüllung des Menschen? Die Freude hilft uns, Schwierigkeiten zu überwinden, schwere Lasten zu tragen, große Taten zu vollbringen und uns ganz einzusetzen. Die Trauer hingegen lähmt unsere Kräfte, sie macht uns mut-

los, niedergeschlagen und träge. Die Freude baut auf, die Trauer reißt nieder. Die Freude richtet empor, die Trauer zerstört, sie macht hoffnungslos und schwächt in uns alle Antriebe. Als Menschen suchen wir die Freude, natürlicherweise, wir streben nach ihr wie die Pflanze nach dem Licht strebt. - Man kann nicht sagen, dass die Menschen in der Gegenwart, unsere Zeitgenossen, überwiegend von der Freude geprägt sind. Wohl von dem Hunger nach der Freude, das kann man überall beobachten, aber das beweist ja gerade, dass Trauer, Pessimismus und Freudlosigkeit unsere Zeit beherrschen.

Wenn wir die bezeichnenden Züge und die prägenden Haltungen einer Zeit entdecken wollen, müssen wir die junge Generation betrachten. In ihr zeigt sich das Denken, zeigen sich die grundlegenden Anschauungen einer Zeit in konzentrierter Weise. Junge Menschen neigen zur Uniformierung des Denkens, sie tendieren dahin, sich mit dem Zeitgeist zu verschwistern, und sie erliegen allzu leicht der Versuchung, ihre Positionen zu radikalieren. Diese junge Generation ist nun aber zum großen Teil von einer tiefen Traurigkeit geprägt, von einem erbarungswürdigen Pessimismus, von einer abgründigen Mutlosigkeit. Ohne Hoffnung und ohne Zukunft sind sie, viele von ihnen, das ist nicht übertrieben.

Ein sprechender Ausdruck dafür ist das Anwachsen der Süchte und der Kriminalität oder, weniger extrem, die Verweigerung der Leistung sowie die Anfälligkeit für politische Utopien. Hier ist aber auch daran zu erinnern, dass die Zahl der Suizide im Ansteigen begriffen ist, ganz allgemein, im Besonderen aber bei den Jugendlichen.

Der gemeinsame Nenner des Denkens und des Handelns vieler junger Menschen ist die Religionslosigkeit oder die Gottlosigkeit. Mit ihr verbindet sich die Gesetzlosigkeit, worin nicht nur einzelne moralische Normen in Frage gestellt werden, sondern alle. Die Krise der Moral ist nicht eine Krise der moralischen Werte, sondern der Moral als solche. Wer es anders sagt, beschwichtigt die Situation in unverantwortlicher Weise. Das Gleiche gilt mutatis mutandis von der Krise der Religion.

Innerhalb der „sanften Verschwörung des Wassermanns“, die seit einigen Jahrzehnten wirksam ist in allen Ländern der Erde, mehr oder weniger, deren Destruktivität und deren missionarische Kraft im Allgemeinen verkannt wird, sieht man in der Religionslosigkeit und in der Gesetzlosigkeit die Grundlage für das Paradies auf Erden, dem in dieser Bewegung alle Aktivitäten letztlich dienen sollen, worin freilich der, der noch ein wenig Vernunft hat, den Weg ins absolute Chaos erkennt.

Atheismus und Freude schließen einander aus wie Feuer und Wasser. Das Gleiche gilt von der Unmoral. Auch sie führt in die Traurigkeit und in die Verzweiflung, wenngleich die Gottlosigkeit und die Unmoral stets die Freude, ja, das höchste Glück, versprechen. Wer nicht auf Gott vertraut und wer sich der Verklavung durch die Triebhaftigkeit überlässt, der hat indessen auch wirklich keinen Grund, sich zu freuen und auf eine schöne und große Zukunft zu setzen.

Für Beide, für die Atheisten und für die Libertinisten - so können wir die zweite Kategorie von Menschen bezeichnen, um die es hier geht - gibt es wohl Freuden im Sinne von augenblicklichen Genüssen, im Sinne von Sinnenrausch oder einfach als Ablenkung und Sensation, nicht aber Freude im Sinne der Erfüllung, im Sinne der tiefsten Erfahrung der Sinnhaftigkeit des Daseins, im Sinne des Ausruhens im Glück. Die Kirchenväter sprechen von der „hilaritas animi“, von der Heiterkeit der Seele. Davon kann hier nicht die Rede sein. Diese Freude oder dieses Glück ist ein Geschenk, das Gott uns gibt. Die Freude im Herrn wird uns geschenkt, wenn wir unser Leben im Angesichte Gottes führen, wenn wir die Wahrheit Gottes lieben und ihr gemäß leben und die Lügen und die Irrtümer der Menschen mit wachem Blick erkennen. Wenn sie uns aber geschenkt wird und wenn wir sie bewahren, ist sie für uns eine unerschöpfliche Quelle der Kraft.

Im Johannes-Evangelium lesen wir: „Die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh 8, 32). In der Tat wird sie uns frei machen, sofern die Lüge die Menschen immer zu Sklaven macht, äußerlich und innerlich. Die Wahrheit und die Freiheit gehören aufs Engste zusammen, und zusammen sind sie der Urgrund der Freude. Daher können wir auch sagen: Die Wahrheit macht uns frei, und sie macht uns froh, die

Wahrheit, die Gott uns mitteilt und die er uns in der Kirche der Jahrhunderte und in unserem Gewissen bezeugt und die wir in unserem Leben verwirklichen.

Die Freude im Herrn ist unsere Kraft. Bei diesem Wort fällt dem, der mit den Psalmen, dem großen Gebetbuch der Kirche, vertraut ist, der Psalmvers ein: "Voll Freude war ich, da sie mir sagten: Zum Hause des Herrn wollen wir zieh'n" (Ps 123, 1).

Die Freude im Herrn aber will sich ausdrücken. Sie findet Gestalt im regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes - allein, auch da ist das wachsende Desinteresse unverkennbar -, im Gebet im Alltag und im Zeugnis des Lebens in der Nachfolge Christi. Die Nachfolge Christi führt zur Freude im Herrn, und sie muss diese immerfort bezeugen.

Die Freude drängt natürlicherweise nach außen. Man kann sie nicht in seinem Herzen einschließen. Sie ist auf Mitteilung aus und auf Gemeinschaft. Freude zu bezeugen, das ist aber weniger ein intellektueller Vorgang als eine Sache des Lebensvollzugs.

Wenn wir die Freude im Herrn in uns verlebendigen und sie für uns eine Quelle ungeahnter Kräfte wird, wenn es wirklich so ist, dass die Freude im Herrn unsere Kraft ist, dann muss der Funke immer wieder überspringen.

Die Mutlosigkeit einer Generation ohne Gott ist zu einem großen Teil, nicht nur, aber zum Teil, auch die Schuld der Inkonsequenz der noch Gläubigen. Eine äußere Praxis, die nicht vom Geist getragen ist, kann nicht von Dauer sein. Allzu leicht wird sie dann in der nächsten Generation völlig aufgegeben.

\*

Ohne Freude gibt es keine Zukunft, ohne sie bleiben nur die Resignation und die Mutlosigkeit. Die Freude im eigentlichen Sinn aber kann nur Gott uns schenken. Gott ist unsere Freude, damit aber auch das Geheimnis unserer Kraft in allen Niederlagen und in aller Vergeblichkeit unseres Lebens wie auch in dem Zeugnis, das wir der Welt präsentieren und zu präsentieren haben.

Wenn uns die (erste) Lesung des heutigen Sonntags ermahnt „weint nicht, denn die Freude im Herrn ist unsere Stärke“, so ist das für uns ein Auftrag, diese Freude zu leben, die Freude, die nicht direkt angestrebt werden kann, die die Gott uns schenkt, die hervorgeht aus der Erkenntnis der Wahrheit und aus einem Leben in der Wahrheit und in der wahren Freiheit. Amen.

PREDIGT ZUM 2. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 14.  
JANUAR 2007 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„TUT ALLES, WAS ER EUCH SAGT“

Maria vertraut auf die Hilfe ihres göttlichen Sohnes. Sie weiß: Auch in einer Notlage, von der nicht viel abhängt, kann er und will er helfen. Dabei macht sie ihren Einfluss bei ihm geltend für andere. Und sie gibt sie den Dienern den guten Rat: „Tut alles, was er euch sagt“. Das Vertrauen Mariens auf ihren Sohn ist beispielhaft für uns alle. Ihr Eintreten für andere in der Not ist ihr zur zweiten Natur geworden. Auch darin ist sie beispielhaft für uns. Und ihre Mahnung, den Willen ihres Sohnes zu erfüllen, sie gilt nicht nur für die unmittelbare Situation des Evangeliums. Damit haben wir drei Gedanken, die uns das Evangelium des heutigen Sonntags nahe legt, drei Gedanken, über die wir heute morgen eine Weile nachdenken wollen: Das Vertrauen zu Jesus und seiner Macht in allen Lagen des Lebens und seien sie noch so banal, die Fürsprache Mariens für uns Menschen und die Erfüllung des Willens Jesu als Voraussetzung für sein Eingreifen.

\*

Unser Vertrauen auf Gottes Hilfe ist im Allgemeinen nicht sehr stark entwickelt. Bei vielen von uns ist es so, dass sie beten oder zu Gott rufen in der Not, aber nur, wenn sie nicht mehr ein noch aus wissen. Aber auch dann tun sie das noch mit vielen Zweifeln, mit einem nur schwachen Glauben, mit einem Glauben, der oftmals nicht mehr ist als eine Rückversicherung für den Fall des Falles. Darum brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn Gott unsere Gebete nicht erhört.

Wir sprechen von einem bergeversetzenden Glauben, weil Jesus einmal seinen Jüngern erklärt hat: Wenn wir einen ganz starken Glauben habt, dann könnt ihr zu einem Berg sagen: Erheb dich und begib dich an einen anderen Ort, so tut er das (vgl. Mt 17, 19). Das ist ein wenig übertrieben, gewiss, aber es will uns unmissverständlich klar machen, dass Gott sich durch unseren Glauben und durch unser Vertrauen bewegen lässt, wunderbar in unser Leben einzugreifen, vorausgesetzt, dass wir ganz fest auf ihn bauen. Ein solcher Glaube oder ein solches Vertrauen ist eigentlich schon deshalb angemessen, weil wir Gott unseren Vater nennen und wie Kinder auf diesen unseren Vater schauen dürfen, auf einen Vater, der allmächtig ist und der uns mehr liebt als die Menschen uns lieben, als Menschen uns überhaupt lieben können.

Bestürmen wir daher Gott mit unseren Bitten! Damit können wir ihm dann nicht nur unseren Glauben und unser Vertrauen bekunden, damit können wir ihm dann auch unsere Liebe sagen. Und er wird uns seine Liebe in wunderbaren Taten schenken. Er wird sich uns als Vater erweisen in unseren alltäglichen Sorgen, auch in den kleinen Verlegenheiten, die uns ängstigen und die uns zu schaffen machen, vor allem aber in den großen Anliegen der Zeit, die stets einen höheren Stellenwert haben müssen in unseren Gebeten als unsere alltäglichen Sorgen. So sollen wir immerfort zu Gott beten in den Anliegen seines Reiches, dass er denen seine Macht zeigt, die ihn verachten, dass er sein Reich in dieser Welt baut gegen alle Destruktion und alle Perfidie derer, die sich eigentlich als sein loyalen Bauarbeiter erweisen sollten.

Wenn wir täglich Gott unsere Bitten vortragen, vertrauensvoll, unsere kleinen Nöte und die großen Nöte der Kirche und der Welt, dann werden wir nicht nur immer wieder Zeugen der Großtaten Gottes, dann finden wir auch außergewöhnliche Sicherheit und Geborgenheit in unserem Leben, vor allem aber wird unser Leben dann immer tiefer in Gott verankert. Wir dürfen dann allerdings nicht die Hände in den Schoß legen, denn Gott wirkt nicht ohne uns, immer wirkt er vielmehr mit uns zusammen.

Auch heute noch erweist Gott sich als wunderbar, auch heute noch wirkt er seine Wunder. Diese Erkenntnis wird uns zu einer alltäglichen Erfahrung, wenn wir nur überzeugt sind von der Hilfsbereitschaft Gottes und von seiner Macht, wenn wir wirklich glauben und vertrauen und uns immer wieder betend Gott zuwenden.

Im Alten Testament heißt es im Buch der Weisheit: „Dein Wort erhält die, die auf dich vertrauen“ (Weish 16, 26).

Unser Vertrauen muss sich aber auch auf Maria, die Mutter Jesu, richten. Denn sie veranlasst ihren Sohn und mit ihm den himmlischen Vater einzugreifen, nicht nur im heutigen Evangelium tut sie das, auch sonst tut sie das immer wieder, wo

wir Menschen uns vertrauensvoll an sie wenden. Damit haben wir den zweiten Gedanken, den das heutige Evangelium uns nahe legt, über den wir nachdenken wollten heute morgen. Immer wieder, wo Menschen sich vertrauensvoll an Maria wenden, veranlasst sie ihren Sohn und mit ihm den himmlischen Vater, einzugreifen und Wunder zu wirken in dieser Welt. Sie ist nämlich nicht nur die Mutter Jesu, sie ist auch unser aller Mutter.

Zu allen Zeiten haben die Christen Maria mit großem Vertrauen angerufen, vor allem in Zeiten, die stark waren im Glauben. Auch heute tritt sie ein für uns, immerfort, und zwar nicht vergeblich. Davon zeugen viele Wallfahrtsorte, davon zeugt vielleicht auch unsere eigene bescheidene Erfahrung: Wir haben Maria angerufen in einer besonderen Not, und Gott hat geholfen.

Der heilige Bernhard von Clairvaux - er lebte im 12. Jahrhundert, er ist der Begründer des Zisterzienserordens, der in damaliger Zeit den Benediktinerorden reformierte, der es damals beinahe so nötig hatte wie heute - der heilige Bernhard von Clairvaux hat uns ein Gebet hinterlassen, in dem er feststellt, dass es noch nie vorgekommen ist, dass jemand Mariens Hilfe vergeblich angerufen hat, er meint, wenn jemand wirklich mit einem ganz großen Vertrauen die Mutter Jesu angerufen hat. Das Ergebnis seines Vertrauens zu Maria sind an die 200 Zisterzienserklöster, die er in seinem nicht besonders langen Leben - 63 Jahre ist er alt geworden - in Europa gegründet hat.

Maria ist so nahe bei Gott, dass unser Gebet zusammen mit ihrer Fürbitte wirksamer ist, als wenn wir uns direkt an Gott und an den menschengewordenen Sohn Gottes wenden.

Die Voraussetzung dafür, dass Gott uns hilft, ist nicht nur ein kindliches Vertrauen, sondern auch die Tatsache, dass wir den Willen Gottes erfüllen, dass wir tun, was er uns sagt. Damit haben wir den dritten Gedanken, den das Evangelium uns nahe legt, über den wir nachdenken wollten.

Wir können nicht mit Gottes Hilfe rechnen, wenn wir ein weites Gewissen haben, wenn wir tun, was uns gefällt, wenn wir unverantwortlich leben, wenn wir all das nachreden, was uns eine gottentfremdete Welt vorredet, wenn wir einfach mit den Wölfen heulen.

Gott spricht zu uns durch sein Wort, das die Kirche uns in den Jahrhunderten verkündigt. Wenn wir nicht darauf hören, dann können wir uns auch unser Bittgebet ersparen.

Und noch ein Weiteres ist hier zu beachten: Gott erwartet von uns, dass wir nicht beten und dann die Hände in den Schoß legen. Beten und arbeiten müssen wir. Gott greift erst dann ein, wenn wir uns nicht geschont haben, wenn wir all unsere Kräfte eingesetzt haben, wenn wir so gearbeitet haben, als käme es allein auf uns an, aber ein solches Vertrauen gehabt haben, als käme es allein Gott an.

\*

Das Evangelium des heutigen Sonntags erinnert uns daran, dass unser Leben von einem starken Gottvertrauen getragen sein muss, weil Gott unser Vater ist und weil er uns in seinem menschengewordenen Sohn seine große Liebe geschenkt hat. Es erinnert uns daran, dass Maria, die Mutter Jesu, eine mächtige Fürsprecherin ist für uns und dass wir gut daran tun, auch ihr großes Vertrauen entgegenzubringen. Und es erinnert uns endlich daran, dass wir Gottes Hilfe nur dann erlangen können, wenn wir tun, was er uns sagt, und wenn wir uns nicht schonen und die Kräfte, die er uns geschenkt hat, voll einsetzen. Amen.



PREDIGT ZUM FEST DER HEILIGEN FAMILIE, GEHALTEN AM 7.  
JANUAR IN RECKLINGHAUSEN, ST. MICHAEL

„ER WAR IHNEN UNTERTAN“

*(Diese Predigt ist identisch mit der Predigt vom 31. Dezember 2006)*

Die Familie ist die Urzelle der Gesellschaft und auch die Urzelle der Kirche. Nach dem Willen Gottes geht der Mensch aus der Familie hervor und findet er seine Erfüllung in der Familie, normalerweise. Er geht hervor aus der Familie seiner Eltern und geht hinein in die Familie, die er selber begründet. Und unreflektiert sehen wir in der Familie das Urbild einer jeden idealen Gemeinschaft. Durch die Familie wird der Mensch am nachhaltigsten geprägt, vor allem in der ersten Phase seines Lebens. Ist eine intakte Familie die beste Vorbereitung auf das Leben, so ist eine gestörte eine Hypothek für das ganze Leben.

Wenn heute die Familie in einer Krise ist, wenn sie heute von den verschiedensten Seiten zerstört und grundsätzlich als Institution in Frage gestellt wird, hat das unabsehbare Folgen für die Betroffenen, für die Gesellschaft und nicht zuletzt für die Kirche. Die Krise der Familie zeigt sich heute vor allem darin, dass mindestens jede dritte Ehe geschieden wird, in der Regel schon nach wenigen Jahren, und dass immer mehr junge Menschen keine Ehe und keine Familie mehr wollen, wenn sie nicht gar durch ihre Lebensweise unfähig geworden sind für eine Ehe und für eine Familie.

Das Grundproblem ist hier die Desorientierung durch den Zeitgeist und durch die Massenmedien, welche die Kirche weithin nicht aufzufangen in der Lage ist, weil es ihr an innerer Kraft fehlt.

Viele wissen nicht mehr, was Liebe ist, ja, sie sind liebesunfähig geworden und stellen ihre Geschlechtlichkeit ausschließlich in den Dienst ihrer persönlichen Bedürfnisse. In der Öffentlichkeit vermarktet man die Geschlechtlichkeit des Menschen, leugnet das göttliche Gebot der Beherrschung der Geschlechtskraft und macht es gar lächerlich.

Das steht im Kontext einer generellen In-Frage-Stellung jeder Moral infolge der Abwendung vom Christentum und von der Religion überhaupt, die stets die Hüterin der Moral gewesen ist.

Jene, die verkünden, man hätte heute neue moralische Normen gefunden, die Moral werde keineswegs als solche in Frage gestellt oder von der Praxis der Lebensführung der Menschen überrollt, sie täuschen sich. Es ist töricht zu behaupten, die Moral werde in der Postmoderne nicht als solche in Frage gestellt und es werde heute nicht auf breiter Front die Religion als solche abgelehnt, es gehe heute vielmehr um eine neue Moral und die Ablehnung der Religion richte sich nur auf deren überkommene Gestalt. Mit solchen Diagnosen betrügt man sich selbst und bringt man sich um die rechte Therapie.

Mit der Religion stirbt die Moral. Und mit der Moral stirbt die Religion. Der Zerstörung der Religion folgt die Zerstörung der Moral, aber irgendwie geht sie der Zerstörung der Religion auch voraus. Denn die Religion gründet ja in der Tugend der Gottesverehrung, die in der Demut wurzelt und der eine tief innerliche Gewissensentscheidung vorausliegt.

Es ist sicher, dass es auf die Dauer ohne die Religion keine Moral und ohne die Moral keine Religion gibt. In jedem Fall ist die Zerstörung der Moral ein Generalangriff auf das Menschsein des Menschen. Da wird der Mensch nicht mehr

Mensch, sondern weniger. Denn seiner Natur nach ist der Mensch nicht nur ein moralisches, sondern auch ein religiöses Wesen.

Der Zusammenbruch der Geschlechtsmoral muss im Zusammenhang mit der allgemeinen Demoralisierung und der allgemeinen Entchristlichung gesehen werden. Ihre augenscheinlichste Folge ist die Krise der Familie. Aber im Grunde hängen alle gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Probleme damit zusammen. Zu erinnern ist hier vor allem auch an die Krise des Vertrauens, die unser geistiges Klima aufs Äußerste belastet, die aus dem wachsenden Egoismus und aus der zunehmenden Dominanz der Lüge hervorgeht.

Die Gesundung der Familie ist zu einer existentiellen Frage geworden für uns alle. Das ist sicher. Wenn sie nicht erfolgt, gehen wir dem allgemeinen Chaos entgegen.

\*

Das heutige Fest der heiligen Familie zeigt uns das Ideal einer gesunden Familie. Wird sie zum Leitbild, werden viele, ja, im Grunde alle Probleme zu einer Lösung geführt.

Die heilige Familie von Nazareth ist geprägt, um es auf eine Formel zu bringen, von selbstloser, das heißt wahrer Liebe, von unverbrüchlicher Treue und von demütiger Frömmigkeit. Dadurch wird sie zum Vorbild der christlichen Familie, wird sie im Grunde zum Vorbild einer jeden Familie.

Die Liebe, das erste bestimmende Element der christlichen Familie, meint die Bejahung, die Wertschätzung und das Wohlwollen, das Menschen einander entgegenbringen. Lieben im eigentlichen Sinne kann man nur Personen, nicht Sachen oder Eigenschaften oder Taten. Die Liebe ist geprägt vom Miteinander, nicht vom Gegeneinander. Sie gründet in der Erkenntnis des inneren Wertes von

Personen. Von ihrem Wesen her ist sie selbstlos. Sie ist geduldig, und sie lebt vom Opfer und vom Verzicht. Und einer geliebten Person gegenüber trägt man Verantwortung. Wahre Liebe darf nicht, kann nicht zeitlich begrenzt sein. Zeitlich begrenzte Liebe erweist sich als Lüge. Wenn man einen Menschen in seinem Wert erkannt hat, behält er diesen Wert bis zum Tod, selbst wenn dieser verdunkelt wird durch neu hervortretende Eigenschaften oder durch unheilvolle Taten. Wahre Liebe ist endgültig und unwiderruflich. Die Treue ist daher ein Wesensmoment der Liebe, die absolute Treue.

Liebe und Treue gelten für jede Form der Liebe, aber auch vorteilslose Bejahung, unbegrenztes Wohlwollen, Selbstlosigkeit Geduld und Opferbereitschaft, das alles gilt für jede Form der Liebe, in ganz besonderer Weise aber für die eheliche Liebe, in der alle Formen irdischer Liebe ihre höchste Aufgipfelung erfahren.

Dass der Mensch zur Liebe befähigt ist und zur Treue und dass er dazu berufen ist, das ist bedingt durch seine Geistigkeit. Dieses Können, diese Berufung, ist ein Zeichen seiner Größe und seiner Würde. Gelingen kann das letztlich nur, wenn es von der Tugend der Frömmigkeit getragen ist, von der Liebe zu Gott. In der Gottesliebe oder in der Frömmigkeit geben wir Gott die Antwort auf seine Liebe. Unserer Liebe zu Gott geht stets die Liebe Gottes zu uns voraus. Dass Gott uns zuerst geliebt hat, dass Gott seine Schöpfung und vor allem die Krone seiner Schöpfung, den Menschen, mit göttlicher Liebe liebt, das ist der Grundgedanke der Offenbarung des Alten wie des Neuen Testaments. Aus unserer Liebe zu Gott folgen das Gebet und die gewissenhafte Erfüllung seiner Gebote.

Eine gesunde, demütige Frömmigkeit ist das bedeutsamste Fundament der christlichen Ehe und der christlichen Familie. Sie war das tragende, das entscheidende Element der heiligen Familie von Nazareth. Das ergibt sich aus den wenigen Andeutungen, die uns die Heilige Schrift gibt, ebenso wie die Tatsache, dass sie von der Liebe und von der Treue geprägt war.

Wenn eine gesunde Frömmigkeit, wenn die Gottesfurcht, von der wir so oft in der Heiligen Schrift hören, dass sie der Anfang der Weisheit ist, die Liebe und Treue

prägt in der Ehe, dann wird sie gelingen. Das ist freilich nicht modern, unsere Zeit weist in eine andere Richtung, aber das allein hat Zukunft, für den Einzelnen und für uns alle.

Das gemeinsame Gebet in der Ehe und in der Familie ist das wichtigste Fundament echter und dauerhafter Liebe. Und eine schlichte religiöse, eine gläubige Atmosphäre in der Familie ist der größte Reichtum, den man den Kindern mitgeben kann.

\*

Wenn Gott in einer Familie Mensch werden wollte, wenn er neun Zehntel der Zeit seines Erdenlebens in der Familie verbrachte, so bekennt er sich damit unmissverständlich zur Institution der Familie. Die heilige Familie von Nazareth, in der der menschengewordene Gott das Zentrum gewesen ist, hat Vorbildcharakter für uns alle. Sie lehrt uns wahre Liebe und unverbrüchliche Treue und demütige Frömmigkeit. Allein auf dieser Grundlage gibt es eine menschliche Zukunft, für den Einzelnen, für unsere Gesellschaft und nicht zuletzt auch für die Kirche. Amen.

PREDIGT ZUM FEST DER ERSCHENUNG DES HERRN, GEHALTEN AM  
6. JANUAR 2007 IN GELSENKIRCHEN, ST. JOSEPH

„ALLE KOMMEN SIE VON SABA UND BRINGEN GOLD, WEIHRAUCH  
UND MYRRHE“

Der heutige Festtag ist so etwas wie ein zweites Weihnachtsfest. Beim ersten Weihnachtsfest vor zwölf Tagen kommen die Hirten aus der Nähe zum göttlichen Kind von Bethlehem, heute kommen die Weisen aus der Ferne zu ihm. Könige hat man sie auch genannt wegen der Geschenke, die sie mitbringen. Aber Weise sind ja immer auch Könige, weil sie durch ihre Weisheit über den Dingen stehen, weil sie dank ihrer Weisheit nicht Knechte, sondern Herren sind.

Wenn heute die Weisen aus der Ferne kommen, um das Kind anzubeten, dann wird dadurch unser Blick darauf gerichtet, dass Gott Mensch geworden ist, um

alle Menschen zu erlösen, dass er für alle gekommen ist, für alle, die bereit sind, ihn aufzunehmen.

Durch die Ausweitung des Blickes tritt die göttliche Natur des Kindes von Bethlehem stärker hervor, der Glanz, der mit dieser Geburt in die Welt gekommen ist.

Wenn das Weihnachtsgeheimnis in den Bildern von Licht und Finsternis veranschaulicht wird, so gilt das erst recht für den heutigen Tag, für das zweite Weihnachtsfest. Christus ist als das Licht in die Dunkelheit der Welt gekommen. Deshalb müssen wir uns erleuchten lassen und selber Licht werden für die Welt. Daran erinnert uns heute der Stern, der die Weisen nach Bethlehem führt, daran erinnert die Lesung mit ihrer Aufforderung an die Kirche, das neue Jerusalem, und damit an uns alle, Licht zu werden: „Auf, werde Licht, Jerusalem“, so beginnt die Lesung aus dem Propheten Jesaja.

Weil Christus als das Licht in die Dunkelheit der Welt gekommen ist, deshalb müssen wir uns erleuchten lassen und selber Licht sein für die Menschen.

\*

Die Lichtsymbolik ist für uns nicht mehr so eindrucksvoll wie für die Menschen früherer Zeiten, die noch kein elektrisches Licht kannten. Einst war die Dunkelheit ein echtes Problem für die Menschen, für uns ist sie das nicht mehr. Mit unseren technischen Mitteln können wir die Nacht zum Tag machen, ja, können wir ganze Städte in Licht eintauchen. Dennoch können wir es vielleicht noch nachempfinden, wie man früher die langen Nächte fürchtete und wie dankbar man war für das Licht der Sterne, wenn sie leuchteten, und für das Licht des Mondes, wie man dankbar war, wenn nach einer langen Nacht im Morgengrauen wieder das Licht hervorbrach. So ist die Dunkelheit zum Inbegriff des Schreckens und der Sünde geworden. Deshalb sagt auch Jesus, wenn er vom Untergang der Welt spricht, dass die Sonne sich verfinstern wird, dass der Mond seinen Schein nicht mehr geben wird und dass die Sterne vom Himmel fallen werden.

Nicht nur im Judentum und im Christentum ist das Licht ein Symbol für das Leben, für die Gnade, für die Freude, für die Nähe Gottes, in sehr vielen Religionen begegnet uns das Symbol des Lichtes. Das Licht vertreibt alle Furcht, alle Sorge und alle Schuld. Nur müssen wir uns diesem Licht zuwenden, wir müssen uns erleuchten lassen. Darum ist es jedoch schlecht bestellt bei uns, bei vielen von uns.

„Die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht“, sagt Jesus mit dem Unterton von Enttäuschung in seinem Gespräch mit dem Schriftgelehrten Nikodemus, der auf seiner Seite stand (Joh 3, 19). Später nennt er seine Jünger Kinder des Lichtes (Joh 12, 36). Darüber hinaus bezeichnet er sich immer wieder selber als das Licht der Welt, als das Licht, das die Finsternis der Sünde und des Todes vertreibt (Joh 12, 46). Er ist das wahre Licht, und er ist gekommen, um Zeugnis abzulegen für das Licht. So betont es der Evangelist Johannes (Joh 1, 8 f).

Die unerlöste Welt liebt die Finsternis mehr als das Licht. Und wir alle neigen dazu, die Finsternis mehr zu lieben als das Licht. Das ist das Erbe der Ursünde, das wir überwinden müssen, indem wir uns Christus und seiner heiligen Kirche zuwenden.

Die unerlöste Welt nennt das Licht Dunkelheit und die Dunkelheit Licht. Auch wir neigen oftmals dazu, sofern wir uns von dem Geist der Welt gefangen nehmen lassen, sofern wir auf das maskenhafte Lächeln des Teufels hereinfallen, sofern wir ihn nicht entlarven, sofern wir uns faszinieren lassen durch seine Intelligenz, durch seine Freizügigkeit, durch seine Freundlichkeit, durch seine Überlegenheit. Das ist vielfach Unwissenheit, gewiss, aber nicht nur. Wenn wir uns der Welt anpassen, sind wir nicht ohne Schuld, denn „wer die Wahrheit tut“, so sagt Jesus in jenem bedeutenden Gespräch mit Nikodemus, „der kommt zum Licht“ (Joh 3, 21). Und Jesus unterstreicht diesen Gedanken noch einmal, wenn er feststellt, dass jeder, der das Böse tut, das Licht hasst (Joh 3, 20) und, so können wir ergänzen, der verdunkelt seinen Verstand. Die Verblendung des Geistes ist eine der unheilvollen Folgen der Sünde.

Das bequeme Leben ist es also, das unseren Verstand verdunkelt, das uns den Pferdefuß des Teufels nicht erkennen lässt, des Teufels, der sich schon immer als Engel des Lichtes verkleidet hat.

Wir müssen uns erleuchten lassen, das bedeutet, dass wir die Nähe Gottes suchen, dass wir Christus fragen, wie einst Paulus ihn gefragt hat: Herr, was willst du, das ich tun soll (Apg 9, 6)? Das bedeutet, dass wir unsere Armut erkennen und damit aus dem Gefängnis unseres Stolzes befreit werden. Dann erkennen wir auch die wahren Freunde Christi und seiner Kirche. Wir werden gleichgültig gegenüber der Anerkennung der Menschen, empfindsamer für das eine Notwendige. Wir bekommen wieder ein Empfinden für unsere Berufung, Kinder Lichtes zu sein und damit für das große Unglück der Sünde, für die Notwendigkeit des ständigen Strebens nach der Vollkommenheit und - nicht zuletzt - für das Geschenk des Bußsakramentes.

Sind wir aber selber Kinder des Lichtes, nicht nur dem Namen nach, sondern in der Tat und in der Wahrheit (1 Joh 3, 18), dann können wir auch Licht sein für die anderen. Dann dürfen wir den unsichtbaren Christus vertreten und an seiner Stelle Salz der Erde und Licht der Welt (Mt 5, 13). Ein Licht stellt man nicht un-ter den Scheffel (Mt 5, 15). Unser Licht muss leuchten vor den Menschen, damit sie unsere Werke sehen und den Vater preisen (Mt 5, 16), das heißt: damit sie zur Einsicht kommen und damit sie ihre Verantwortung vor Gott und vor den Menschen erkennen. Wie der Mond und die Sterne von der Sonne angestrahlt werden und das Licht der Sonne weitergeben, so müssen wir das Licht der Sonne weitergeben, so müssen wir das Licht Christi in die Dunkelheit der Welt hineinbringen.

\*

Die Aufforderung der Lesung „auf, werde Licht, Jerusalem“, die an das alte Israel gerichtet ist und an das neue Israel, die Kirche, sie gilt einem jeden von uns. Wir müssen Licht werden, das heißt: Wir müssen uns konsequent auf die Seite Gottes

stellen, auf die Seite des Gottes der Offenbarung, und dürfen das Licht, das Gott uns schenkt, nicht verbergen.

Das bedeutet, dass wir abrücken von der weltlichen Welt, dass wir Gott suchen im Gebet und in der treuen Erfüllung seines heiligen Willens, dass wir die Kirche lieben und dass wir in der Nähe Gottes leben. Das bedeutet, dass wir gleichgültig werden gegenüber der Anerkennung der Menschen und empfindsamer für das eine Notwendige, dass bedeutet, dass wir das Böse erkennen und dass wir ihm bewusst und tatkräftig widerstehen. Amen.



PREDIGT ZUM NEUJAHRSTAG, GEHALTEN AM 1. JANUAR 2007  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„SIE GABEN IHM DEN NAMEN JESUS“

Der Beginn des bürgerlichen Jahres ist für das Kirchenjahr von sekundärer Bedeutung. Das heißt: Dieses Datum markiert kein spezifisches Heilsgeheimnis. Es steht allerdings im Kontext der Ankunft Gottes in unserer Welt, im Kontext der Geburt unseres Erlösers Jesus Christus. Denn der heutige Tag ist der Oktavtag von Weihnachten. Zudem zählen wir das neue Jahr wie alle Jahre im Rückblick auf jenes große Ereignis, in dem Gott einst in menschlicher Gestalt in dieser unserer Welt erschienen ist.

\*

Die Liturgie der Kirche erinnert uns am heutigen Tag an das Geheimnis des Namens Jesu und an das Geheimnis der Mutterschaft Mariens. Machen wir diese zwei Geheimnisse zur Grundlage unseres Lebens, dann brauchen wir uns nicht zu fürchten vor dem Jahr 2007, das heute wie ein undurchdringliches Dunkel vor uns liegt.

Das göttliche Kind erhält den Namen Jesus. Durch eine Offenbarung hat Gott ihn seiner Mutter mitgeteilt. In Israel ist der Name mehr als nur ein Name, in Israel ist er ein Programm. Jeshua wird dieser Jesus gerufen, in der Kurzform Jeshu. Jesus ist die griechische Version dieses Namens, die sich später durch-gesetzt hat. Der Name Jeshua war keineswegs ungewöhnlich in Israel, viele trugen diesen Namen. Er bedeutet soviel wie „Gott rettet“, in freierer Übersetzung: Gott ist unser Heil.

Genau das war die Aufgabe Jesu, die Rettung der Menschheit durch Gott. Sie sollte er verkünden und vollziehen. In seinem Leben und in seinem Sterben sollte er den Menschen das Heil bringen. Unsere Vorfahren haben ihn deshalb gern den Heiland genannt. Das ist gewissermaßen die Übersetzung des Namens Jesus ins Deutsche.

Wenige Tage nach dem Tod und nach der Auferstehung Jesu, als sich die junge Kirche in Jerusalem soeben konstituiert, bekennt der Apostel Petrus vor dem Hohen Rat, der ihn und Johannes zum Schweigen verurteilt hat: „Es gibt keinen anderen Namen unter dem Himmel, in dem wir gerettet werden“ (Apg 4, 12).

Der Name Jesus, er sollte uns auf all unseren Wegen begleiten in diesem neuen Jahr, dann brauchen wir weder die Gefahren des Leibes noch die Gefahren der Seele zu fürchten, die auf uns lauern. In Stoßgebeten sollte er uns präsent bleiben, dann wird alles Schwere, das uns widerfahren wird in dem vor uns liegenden Jahr - und Solches wird es geben, das ist sicher -, dann wird alles Schwere, das uns widerfahren wird in dem vor uns liegenden Jahr, uns zum Heil gereichen, es wird uns dann dem Ziel unseres Lebens, der ewigen Gemeinschaft mit Gott, näher bringen.

Wir blicken am Beginn des neuen Jahres nicht nur auf das Geheimnis des Namens Jesus, sondern auch auf das Geheimnis der Mutterschaft Mariens, das heute neben dem Geheimnis des Namens Jesus steht, das in gewisser Weise dieses Geheimnis überschattet.

Es ist ein „specificum“ katholischer Frömmigkeit, dass sie den Erlöser nicht von seiner Mutter isoliert. Der Sohn und die Mutter, sie gehören zusammen. Der Sohn Gottes verweist uns auf die Mutter Gottes, auf seine irdische Mutter, durch die er seine menschliche Natur angenommen hat. Darum führt sie uns zu unserem Retter, zu unserem Heiland, und zwar authentisch. „Per Mariam ad Jesum“, „durch Maria zu Jesus“, das ist bedeutendes Axiom katholischer Frömmigkeit. Maria war

einst der Weg Jesu in unsere Welt, sie ist heute unser Weg zur Vollendung des Himmels.

Wenn wir in diesem neuen Jahr die Liebe zu Maria pflegen, dann werden wir sie darin als eine liebende Mutter erfahren, als die Trösterin der Betrübten, als die Hilfe der Christen, als den Sitz der Weisheit und als die Ursache unserer Freude.

Wie ihr göttlicher Sohn für uns der Weg zum Vater ist, so ist sie, seine irdische Mutter, für uns der Weg zu Christus. Durch die Nachfolge Mariens gelangen wir zur Nachfolge Christi. Einen sichereren Weg gibt es nicht.

Auch Maria sollte uns im Jahr 2007 präsent sein, in Stoßgebeten sollten wir uns immer wieder an sie erinnern, vor allem in schweren Stunden. Sub specie aeternitatis, im Blick auf die Ewigkeit, macht uns nichts reicher als ihre mütterliche Zuneigung, als ihr Gebet und ihr Beispiel.

Wenn wir bewusst die Verbindung mit Jesus und Maria suchen im neuen Jahr, dann wird uns der Geist der Dankbarkeit nicht verlassen, dann wissen wir, dass Gott der Geber aller guten Gaben ist, wie es im Jakobus-Brief heißt (Jak 1, 17), und dass die natürlichen wie auch die übernatürlichen Gaben, die Gott uns schenkt, unzählbar sind, vor allem dann, wenn wir ihm die Treue halten. Wie viele Gnaden, natürliche und übernatürliche, hat Gott uns in dem hinter uns liegenden Jahr und in den vielen Jahren geschenkt, die diesem vorausgegangen sind seit dem Tag unserer Geburt? Die Dankbarkeit - sie hat die Demut und die Liebe zur Wahrheit zur Voraussetzung - bestärkt uns im Vertrauen, und sie macht uns wahrhaft froh.

\*

In dieser eucharistischen Feier und in jeder eucharistischen Feier danken wir Gott für die Großtaten der Erlösung, dafür, dass er uns seinen Sohn gesandt hat, der

uns in seinem Tod und in seiner Auferstehung den Himmel wieder aufgeschlossen hat. Dabei wird das, worauf sich unser Dank konzentriert, der Tod Jesu am Kreuz, geheimnisvoll gegenwärtig durch das Wirken des Heiligen Geistes, dann, wenn Brot und Wein in den Leib und in das Blut des auferstandenen Christus verwandelt werden. Heute morgen sollten wir mit der eucharistischen Danksagung, mit dem Dank für die Großtaten der Erlösung unseren persönlichen Dank verbinden für die unzähligen Gaben und Wohltaten, die Gott uns im vergangenen Jahr und in den vielen Jahren geschenkt hat, die wir in unserem Leben durchschritten haben. Ja, schon die Tatsache, dass wir Gott noch danken können, dass er uns bis zur Stunde im Dasein erhalten hat, ist Grund genug, dass wir uns ihm immerfort mit dankbarem Herzen zuwenden. Die Tugend der Dankbarkeit ist eine Schlüsseltugend und mehr als das. In ihr finden viele Tugenden einen gesunden Nährboden. Amen.

PREDIGT ZUM FEST DER HEILIGEN FAMILIE, GEHALTEN AM 31.  
DEZEMBER 2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„ER WAR IHNEN UNTERTAN“

Die Familie ist die Urzelle der Gesellschaft und auch die Urzelle der Kirche. Nach dem Willen Gottes geht der Mensch aus der Familie hervor und findet er seine Erfüllung in der Familie, normalerweise. Er geht hervor aus der Familie seiner Eltern und geht hinein in die Familie, die er selber begründet. Und unreflektiert sehen wir in der Familie das Urbild einer jeden idealen Gemeinschaft. Durch die Familie wird der Mensch am nachhaltigsten geprägt, vor allem in der ersten Phase seines Lebens. Ist eine intakte Familie die beste Vorbereitung auf das Leben, so ist eine gestörte eine Hypothek für das ganze Leben.

Wenn heute die Familie in einer Krise ist, wenn sie heute von den verschiedensten Seiten zerstört und grundsätzlich als Institution in Frage gestellt wird, hat das unabsehbare Folgen für die Betroffenen, für die Gesellschaft und nicht zuletzt für die Kirche. Die Krise der Familie zeigt sich heute vor allem darin, dass mindestens jede dritte Ehe geschieden wird, in der Regel schon nach wenigen Jahren, und dass immer mehr junge Menschen keine Ehe und keine Familie mehr wollen, wenn sie nicht gar durch ihre Lebensweise unfähig geworden sind für eine Ehe und für eine Familie.

Das Grundproblem ist hier die Desorientierung durch den Zeitgeist und durch die Massenmedien, welche die Kirche weithin nicht aufzufangen in der Lage ist, weil es ihr an innerer Kraft fehlt.

Viele wissen nicht mehr, was Liebe ist, ja, sie sind liebesunfähig geworden und stellen ihre Geschlechtlichkeit ausschließlich in den Dienst ihrer persönlichen Bedürfnisse. In der Öffentlichkeit vermarktet man die Geschlechtlichkeit des Menschen, leugnet das göttliche Gebot der Beherrschung der Geschlechtskraft und macht es gar lächerlich.

Das steht im Kontext einer generellen In-Frage-Stellung jeder Moral infolge der Abwendung vom Christentum und von der Religion überhaupt, die stets die Hüterin der Moral gewesen ist.

Jene, die verkünden, man hätte heute neue moralische Normen gefunden, die Moral werde keineswegs als solche in Frage gestellt oder von der Praxis der Lebensführung der Menschen überrollt, sie täuschen sich. Es ist töricht zu behaupten, die Moral werde in der Postmoderne nicht als solche in Frage gestellt und es werde heute nicht auf breiter Front die Religion als solche abgelehnt, es gehe heute vielmehr um eine neue Moral und die Ablehnung der Religion richte sich nur auf deren überkommene Gestalt. Mit solchen Diagnosen betrügt man sich selbst und bringt man sich um die rechte Therapie.

Mit der Religion stirbt die Moral. Und mit der Moral stirbt die Religion. Der Zerstörung der Religion folgt die Zerstörung der Moral, aber irgendwie geht sie der Zerstörung der Religion auch voraus. Denn die Religion gründet ja in der Tugend der Gottesverehrung, die in der Demut wurzelt und der eine tief innerliche Gewissensentscheidung vorausliegt.

Es ist sicher, dass es auf die Dauer ohne die Religion keine Moral und ohne die Moral keine Religion gibt. In jedem Fall ist die Zerstörung der Moral ein Generalangriff auf das Menschsein des Menschen. Da wird der Mensch nicht mehr

Mensch, sondern weniger. Denn seiner Natur nach ist der Mensch nicht nur ein moralisches, sondern auch ein religiöses Wesen.

Der Zusammenbruch der Geschlechtmoral muss im Zusammenhang mit der allgemeinen Demoralisierung und der allgemeinen Entchristlichung gesehen werden. Ihre augenscheinlichste Folge ist die Krise der Familie. Aber im Grunde hängen alle gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Probleme damit zusammen. Zu erinnern ist hier vor allem auch an die Krise des Vertrauens, die unser geistiges Klima aufs Äußerste belastet, die aus dem wachsenden Egoismus und aus der zunehmenden Dominanz der Lüge hervorgeht.

Die Gesundung der Familie ist zu einer existentiellen Frage geworden für uns alle. Das ist sicher. Wenn sie nicht erfolgt, gehen wir dem allgemeinen Chaos entgegen.

\*

Das heutige Fest der heiligen Familie zeigt uns das Ideal einer gesunden Familie. Wird sie zum Leitbild, werden viele, ja, im Grunde alle Probleme zu einer Lösung geführt.

Die heilige Familie von Nazareth ist geprägt, um es auf eine Formel zu bringen, von selbstloser, das heißt wahrer Liebe, von unverbrüchlicher Treue und von demütiger Frömmigkeit. Dadurch wird sie zum Vorbild der christlichen Familie, wird sie im Grunde zum Vorbild einer jeden Familie.

Die Liebe, das erste bestimmende Element der christlichen Familie, meint die Bejahung, die Wertschätzung und das Wohlwollen, das Menschen einander entgegenbringen. Lieben im eigentlichen Sinne kann man nur Personen, nicht Sachen oder Eigenschaften oder Taten. Die Liebe ist geprägt vom Miteinander, nicht vom Gegeneinander. Sie gründet in der Erkenntnis des inneren Wertes von

Personen. Von ihrem Wesen her ist sie selbstlos. Sie ist geduldig, und sie lebt vom Opfer und vom Verzicht. Und einer geliebten Person gegenüber trägt man Verantwortung. Wahre Liebe darf nicht, kann nicht zeitlich begrenzt sein. Zeitlich begrenzte Liebe erweist sich als Lüge. Wenn man einen Menschen in seinem Wert erkannt hat, behält er diesen Wert bis zum Tod, selbst wenn dieser verdunkelt wird durch neu hervortretende Eigenschaften oder durch unheilvolle Taten. Wahre Liebe ist endgültig und unwiderruflich. Die Treue ist daher ein Wesensmoment der Liebe, die absolute Treue.

Liebe und Treue gelten für jede Form der Liebe, in ganz besonderer Weise aber für die eheliche Liebe, in der alle Formen irdischer Liebe ihre höchste Aufgipfelung erfahren.

Dass der Mensch zur Liebe befähigt ist und zur Treue und dass er dazu berufen ist, das ist bedingt durch seine Geistigkeit. Dieses Können, diese Berufung, ist ein Zeichen seiner Größe und seiner Würde. Gelingen kann das letztlich nur, wenn es von der Tugend der Frömmigkeit getragen ist, von der Liebe zu Gott. In der Gottesliebe oder in der Frömmigkeit geben wir Gott die Antwort auf seine Liebe Gottes. Unserer Liebe zu Gott geht stets die Liebe Gottes zu uns voraus. Dass Gott uns zuerst geliebt hat, dass Gott seine Schöpfung und vor allem die Krone seiner Schöpfung, den Menschen, mit göttlicher Liebe liebt, das ist der Grundgedanke der Offenbarung des Alten wie des Neuen Testaments. Aus unserer Liebe zu Gott folgen das Gebet und die gewissenhafte Erfüllung seiner Gebote.

Eine gesunde, demütige Frömmigkeit ist das bedeutsamste Fundament der christlichen Ehe und der christlichen Familie. Sie war das tragende, das entscheidende Element der heiligen Familie von Nazareth. Das ergibt sich aus den wenigen Andeutungen, die uns die Heilige Schrift gibt, ebenso wie die Tatsache, dass sie von der Liebe und von der Treue geprägt war.

Wenn eine gesunde Frömmigkeit, wenn die Gottesfurcht, von der wir so oft in der Heiligen Schrift hören, dass sie der Anfang der Weisheit ist, die Liebe und Treue prägt in der Ehe, dann wird sie gelingen. Das ist freilich nicht modern, unsere Zeit

weist in eine andere Richtung, aber das allein hat Zukunft, für den Einzelnen und für uns alle.

Das gemeinsame Gebet in der Ehe und in der Familie ist das wichtigste Fundament echter und dauerhafter Liebe. Und eine schlichte religiöse, eine gläubige Atmosphäre in der Familie ist der größte Reichtum, den man den Kindern mitgeben kann.

\*

Wenn Gott in einer Familie Mensch werden wollte, wenn er neun Zehntel der Zeit seines Erdenlebens in der Familie verbrachte, so bekennt er sich damit unmissverständlich zur Institution der Familie. Die heilige Familie von Nazareth, in der der menschengewordene Gott das Zentrum gewesen ist, hat Vorbildcharakter für uns alle. Sie lehrt uns wahre Liebe und unverbrüchliche Treue und demütige Frömmigkeit. Allein auf dieser Grundlage gibt es eine menschliche Zukunft, für den Einzelnen, für unsere Gesellschaft und nicht zuletzt auch für die Kirche. Amen.

PREDIGT ZUM STEPHANUSTAG, GEHALTEN AM 26. DEZEMBER 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WAS TOBEN DIE HEIDEN, UND WAS ERSINNEN DIE  
VÖLKER NICHTIGE PLÄNE“

Stephanus sieht den Himmel offen und Christus zur Rechten Gottes. Auch das ist ein Weihnachtsbild, eine Umschreibung des Geheimnisses der Menschwerdung Gottes, ein Weihnachtsbild, das ein wenig herber ist als die gewohnten Weihnachtsbilder. Stephanus sieht den, den er verkündet hat, wohl nur wenige Wochen hindurch, für den und mit dem er nun sterben muss. Er sieht den, der schon in seiner Geburt zum Zeichen des Widerspruchs geworden ist, erst recht am Ende seines Lebens und nach der Erfüllung seiner irdischen Mission.

Es gibt zwei Psalmen, die man schon immer als ausgesprochen weihnachtlich verstanden hat, diese sind der Psalm 2 und der Psalm 109. Aus diesen zwei Psalmen möchte ich nur je einen Vers zum Gegenstand unserer Besinnung machen in dieser heiligen Messe, und zwar jeweils den ersten Vers.

Psalm 2 beginnt mit den Worten: „Was toben die Heiden, und was ersinnen die Völker nichtige Pläne, die Herrscher der Erde tun sich zusammen wider den Herrn und seinen Gesalbten“? Ps 109 beginnt mit den Worten: „Es sprach der Herr zu meinem Herrn: Setze dich mir zur Rechten, und ich lege deine Feinde dir als Schemel zu Füßen“.

Psalm 109 scheint so etwas wie die Antwort auf Psalm 2 zu sein, aber, wenn wir beide Psalmen ganz lesen würden, wir würden sehen, dass sie in all ihren Versen eigentlich den gleichen Tenor haben. Aber nun zu den beiden Versen.

\*

„Was toben die Heiden, und was ersinnen die Völker nichtige Pläne, die Herrscher der Erde tun sich zusammen wider den Herrn und seinen Gesalbten“. Der Widerstand gegen Gott und seine Geheimnisse, die er uns verkündet durch seine Kirche, vor allem gegen das Geheimnis seiner Menschwerdung, ist ein bedeutendes Moment in der individuellen Geschichte des Einzelnen, in der persönlichen Geschichte eines jeden von uns wie auch in der Geschichte der Völker.

Der Widerstand gegen Gott und seine Geheimnisse hat verschiedene Gesichter. Im Extremfall erfolgt er in der Form der blutigen Verfolgung der Boten Gottes, wie das bei Stephanus der Fall ist. Es gibt aber auch subtilere Formen. Das Spektrum ist hier sehr breit. Letztlich ist aber jede Sünde Widerstand in diesem Sinne, so dass wir den Widerstand gegen Gott und seine Geheimnisse nicht nur erfahren, sondern auch leisten.

Gott lässt sich den Widerstand der Menschen gefallen. Er lässt dem Menschen die Freiheit, er lässt es geschehen, dass er ohnmächtig erscheint in dieser Welt. Die Wahrzeichen dieser seiner Ohnmacht sind die Krippe und das Kreuz. Jeder von uns könnte aus eigenem Erleben etwas dazu beisteuern, zum Thema des Widerstandes wider den Herrn und seinen Gesalbten. Wir könnten darüber berichten, wie wir den Widerstand erfahren und wie wir ihn selber geleistet haben

Wenn wir ihn selber leisten, diesen Widerstand, dann gibt es nur Eines für uns, die demütige Umkehr. Wenn wir ihn erfahren, dann ist der Glaube gefragt, der bewusste und lebendige Glaube, der durch den Nebel der Ohnmacht Gottes hindurch dessen überlegene Macht erschaut.

In Psalm 2 heißt es im 4. Vers: „Der in den Himmeln wohnt, er lacht, es spottet ihrer der Herr“. Dann wird ausgeführt, wie Gott sich als der Stärkere erweist und wie er als der Messias, als der König hervortritt. Wie er sich als der Stärkere er-

weisen wird und wie der Messias als der König hervortreten wird, so ist es richtiger, denn es geht hier um die Zukunft.

Das ist auch die Antwort des Psalms 109 auf unsere Frage: Gott wird sich als der Stärkere erweisen, und der Messias wird als der König hervortreten.

In diesem Psalm wird sogleich im 1. Vers die Zukunft beschworen, in der Gottes Ohnmacht sich als Macht erweist, in der der Messias sein Herrscheramt antreten wird: Da heißt es: „Es sprach der Herr zu meinem Herrn: ‚Setz dich mir zur Rechten. Und ich lege deine Feinde dir als Schemel zu Füßen‘“.

Daraus folgt: Unser christlicher Glaube, der Glaube der Kirche, lebt von der Zukunft, vom Vertrauen. Er hat die Struktur der Hoffnung. Die Ankunft Christi im Fleisch, das Geheimnis der Menschwerdung Gottes weist uns hin auf die Vollendung des Mensch Gewordenen in seiner Wiederkunft, in seiner Parusie, wenn er kommen wird auf den Wolken des Himmels.

Deshalb gehört zum Glauben des Christen die Geduld, das Wartenkönnen und die Überlegenheit, jene souveräne Überlegenheit, in der wir tiefer schauen, weil wir nicht nur dem Vordergründigen verhaftet sind, weil wir wissen, dass unsere immanente Welt in der Transzendenz ruht.

In einer uns vielleicht ein wenig befremdenden Formulierung heißt es im 6. Vers des Psalms 109: „Könige wird er zertreten am Tag seines Zorns“, der Messias, der menschgewordene Gottessohn. So ist es: Wer gegen den menschgewordenen Sohn Gottes kämpft, der wird am Ende unterliegen. Im 7. Vers unseres Psalms heißt es dann: „Unter den Heiden hält er Gerichtstag“. Auf Erden herrscht er, der menschgewordene Gottessohn, durch die Macht seiner Wahrheit und seiner Liebe, bewegt er die Herzen der Menschen, auf dass sie sich ihm in Freiheit unterwerfen, am Ende aber wird er seine göttliche Macht offenbaren, wird er seine Getreuen erheben und seine Feinde zunichte machen.

Die Ankunft Gottes im Schweigen der Nacht, in der Unscheinbarkeit des Stalles, weist uns hin auf seine Ankunft auf den Wolken des Himmels, da er kommen wird mit großer Macht und Herrlichkeit, wie es immer wieder der Schrift heißt.

Das Kind von Bethlehem ist der Herr der Welt, ihm müssen alle huldigen. Das aber soll nach dem Willen Gottes in Freiheit geschehen. Wo wir diese Aufgabe sehen und erkennen und sie erfüllen, da bringt sie uns das Heil, in der jenseitigen Welt, aber eigentlich schon in diesem Leben. Wo wir uns aber dieser Aufgabe entziehen, wo wir das Kind von Bethlehem schmähen und verfolgen, statt ihm zu huldigen, da bereiten wir uns das Unheil, auch das eigentlich schon in diesem Leben, denn die Ohnmacht Gottes, die scheinbare Ohnmacht Gottes, ist zeitlich begrenzt. Ihre äußerste Grenze ist die Wiederkunft Christi.

\*

„Was toben die Heiden und was ersinnen die Völker nichtige Pläne, die Herrscher der Erde tun sich zusammen wider den Herr und seinen Gesalbten“, Psalm 109.

„Es sprach der Herr zu meinem Herrn: ‚Setze dich mir zur Rechten, und ich lege deine Feinde dir als Schemel zu Füßen‘, Psalm 2.

Unsere erste Sorge muss es sein, dass wir uns als die Freunde des Gesalbten des Herrn erweisen, dass wir ihm huldigen, dass wir ihm die Ehre geben, dass wir ihm in Treue dienen und dass wir streiten für ihn mit den Waffen des Geistes. Amen.

PREDIGT ZUM HOCHHEILIGEN WEIHNACHTSFEST 2006, GEHALTEN  
IN FREIBURG, ST. MARTIN,

„DENEN, DIE IHN AUFNAHMEN, GAB ER DIE MACHT, KINDER GOTTES  
ZU WERDEN“

Noch sind die Höhepunkte des Jahres die christlichen Feste, obwohl unsere Öffentlichkeit nicht mehr christlich ist, und es auch nicht mehr sein will. Längst ist das Christentum weithin nur noch ein äußerer Mantel, der die arbeitsfreien Tage umgibt. Die christliche Substanz ist vielfach dürftig geworden, die übernatürlichen Wirklichkeiten sind nicht selten verloren gegangen, und an ihre Stelle ist häufig billige Sentimentalität getreten. Heute trifft das in zunehmendem Maß gar auch für die kirchliche Öffentlichkeit zu. Auch im kirchlichen Raum sind die Feste oftmals veräußerlicht, sind sie vielfach wie taube Nüsse geworden. Das wird besonders deutlich bei jenem Fest, das wir am heutigen Tag feiern, weil es in den Jahrhunderten mehr als andere Feste gemüthhaft ausgestaltet worden ist, weil es der Kirche gelungen ist, dieses Fest wie kein anderes mit einer reichen Symbolik zu umgeben und es so tief in den Seelen der Menschen zu verankern.

Viele Menschen, auch solche, die sich noch Christen nennen, sind heute weit weg von dem Verstehen des Weihnachtsgeheimnisses. Sie leben ihrem Vergnügen und ihrer täglichen Erlebniswelt und sind dabei nicht selten gar von Hass erfüllt gegen das Christentum und halten Karl Marx und viele andere Propheten des Diesseits, lebendige und tote, für bedeutender als den, dessen Geburt wir heute feiern.

Viele, die den Kern des Weihnachtsfestes verloren haben, kultivieren unechte Gefühle, wenn sie nicht gar bereits über diese Phase hinausgekommen sind.

Für den Glauben des Gläubigen bedeutet Weihnachten die Menschwerdung Gottes, der gekommen ist, um unsere Welt zu erlösen. Was ist damit gemeint?

\*

Dass Gott in einer geschichtlichen Stunde auf die Erde gekommen ist und einen menschlichen Leib angenommen hat aus Maria, der Jungfrau, dass der Stifter des Christentums der ewige Sohn des Vaters ist, die zweite Person der göttlichen Dreieinigkeit, dass er durch das Wirken des Heiligen Geistes aus Maria hervorgegangen ist und als Mensch keinen menschlichen Vater gehabt hat, das ist für den christlichen Glauben das Grunddatum, das ist die Grundgegebenheit der christlichen Verkündigung seit den Anfängen der Kirche, seit den Tagen der Apostel.

Wir sprechen hier von dem Mysterium der Inkarnation, das zusammen mit dem Mysterium des dreieinigen Gottes von Anfang an das Fundament der christlichen Verkündigung gewesen ist.

Der menschengewordene Gottessohn hat gut drei Jahrzehnte in unserer Welt zugebracht. Er hat dabei die Menschen beeindruckt und auch ihre Zustimmung gefunden, aber häufiger erfuhr er ihre Ablehnung und ihre Feindseligkeit, und am Ende starb er den Tod eines Verbrechers. Abgelehnt wurde er schon in seiner Geburt, die draußen vor der Stadt erfolgte, in einem Stall. Und er wird abgelehnt in den Jahrhunderten bis in die Gegenwart hinein. Abgelehnt wird er, unterschwellig, zum Teil auch in der Kirche, in der er fortlebt, die heute mehr als je zuvor zu einem Stein des Anstoßes geworden ist.

Dass dieser Mensch Gott gewesen ist, das glaubt der Gläubige, weil so viele Zeichen der Göttlichkeit in seinem Leben erkennbar sind. Er hat sich in vielfältiger Weise als der Sohn Gottes ausgewiesen, davon zeugen die Evangelien.

Die Tatsache, dass Gott ein Mensch geworden ist, begründet für uns die unübertreffliche Würde eines jeden Menschen. Unübertrefflich ist die Würde des Menschen schon deshalb, weil Gott ihn nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen hat. Unvergleichlich überhöht wird sie aber dadurch, dass Gott selber eine Men-

schennatur angenommen hat, nicht nur vorübergehend, sondern für immer, denn Christus bleibt in Ewigkeit der Gottmensch. Mit seiner verklärten Menschheit lenkt und leitet er die Geschicke der Menschen für immer.

Indem die zweite göttliche Person sich für immer mit der menschlichen Natur verbunden hat, hat sie die menschliche Natur und die ganze Schöpfung in unvorstellbarer Weise geadelt.

In jeder heiligen Messe ist bei der Bereitung der Opfertage die Rede davon, dass Gott den Menschen wunderbar erschaffen und noch wunderbarer erneuert hat, in der neuen Liturgie freilich weniger deutlich als in der alten.

Aber bedeutsamer ist es für uns, dass Gott als Mensch in unsere Welt gekommen ist, um uns und die Welt zu erlösen.

Erlösung bedeutet, Befreiung und Errettung. Befreiung und Errettung angesichts der Not und des Elends, die unsere Welt und unser Leben prägten, die unsere Welt und unser Leben auch heute noch prägen, wo immer der Mensch sich der Erlösung widersetzt.

Allein, mit dem Begriff der Erlösung können viele heute nichts mehr anfangen. Deshalb, weil sie die Augen verschließen vor der Verlorenheit der Welt und vor der Unheilsgeschichte der Menschheit. Sie aber ist ein Faktum, das auch der natürlichen Vernunft nicht verborgen bleibt. Durch das Alte Testament erfahren wir, dass das Unheil, das die Geschichte der Menschheit begleitet, mit der Ursünde begann, die dann zur Erbsünde wurde.

Wider besseres Wissen leugnen viele den Bruch in der Schöpfung und im Menschen, von dem die Menschheit seit eh und je überzeugt war, wenn sie behaupten, mit der Welt und mit dem Menschen sei alles in Ordnung, der Mensch sei gut, die Unterscheidung von gut und böse sei Erfindung der Menschen und sie habe kein

Fundament in der Wirklichkeit. Sie wollen die Not der Sünde und die Not der Gottesferne nicht wahr haben.

Man braucht jedoch nicht gläubig zu sein, um zu erkennen, dass mit unserer Welt und mit dem Menschen etwas nicht in Ordnung ist, dass ein tiefer Riss durch diese Welt und durch die Menschheit geht, dass die Welt und die Menschheit so von Gott nicht geschaffen worden sein können.

Es ist ein Faktum, dass Leid und Tod das Gesetz dieser Welt sind, dass uns unendlich viel Unordnung begegnet in der Welt, auch unabhängig vom Menschen, dass es Widersinniges in Menge gibt, zumindest scheinbar Widersinniges, dass wir jeden Tag mit Unglück, Not, Krankheit und Tod konfrontiert werden. Die Geschichte der Menschheit ist - so hat man unsere Situation oftmals beschrieben - eine Geschichte von Blut und Tränen.

Es geht ein Riss nicht nur durch die Welt, er geht auch durch die Menschheit und durch die Seele eines jeden Menschen. Wie oft erfahren wir es, dass das Böse uns leichter fällt als das Gute, und wie oft wollen wir das Gute, tun aber das Böse! Das Böse ist übermächtig in uns. „Das Herz des Menschen ist zum Bösen geneigt von Jugend auf“, heißt es im 1. Buch des Alten Testaments (Gen 8,21). Und wie viel Friedlosigkeit und Grausamkeit gibt es in unserem Leben und in unserer Welt, auch unabhängig von der menschlichen Schwäche und Bosheit!

Die Antwort auf die Frage, warum das so ist, gibt uns die Heilige Schrift, wenn sie uns von der anfänglichen Katastrophe der Ursünde berichtet, die fortwirkt in der Welt. Von dieser Katastrophe wissen fast alle Religionen zu berichten, von dieser Katastrophe und von der Sehnsucht nach der Erlösung, die sich aus ihr ergibt. Die Erlösungssehnsucht ist beinahe Gemeingut aller Religionen. Ja, sogar in manchen philosophischen Systemen spielt der Erlösungsgedanke eine Rolle.

Die Erlösung der Welt, sie hat begonnen mit der Menschwerdung Gottes, vollendet wurde sie durch den Tod des Erlösers, den dieser drei Jahrzehnte vor den To-

ren der Stadt Jerusalem gestorben ist, knapp 100 Kilometer entfernt von jenem Ort, an dem er in diese Welt eingetreten war.

Sie ist keine Magie, die Erlösung. Christus hat sie uns gleichsam als einen Weg geschenkt, als ein Geschenk, das er uns nicht aufdrängen wollte. Deshalb entfaltet die Erlösung ihre Kräfte nur dort, wo der Mensch sie annimmt, wo er sie sich zu Eigen macht.

Es genügt nicht, dass wir darum wissen, dass Christus uns erlöst hat. Mit dem Wissen darum ist es nicht getan, ja, selbst mit dem Glauben an die Erlösung ist es nicht getan. Auf das Handeln kommt es an.

Die Erlösung durch Christus wird uns zuteil nur dann, wenn wir ihn aufnehmen, wenn wir ihn eintreten lassen in unser Leben, wenn wir ihm nicht die Türen verschließen, wie man ihm die Türen verschlossen hat, als er in einem Stall geboren wurde.

Wenn wir den Erlöser einlassen, wird uns in der Erlösung mehr geschenkt als nur die Befreiung von der Ursünde und ihren Folgen, dann wird uns darin die Teilnahme am Leben Gottes geschenkt, werden wir in ihr der göttlichen Natur teilhaftig, so sagt es der 2. Petrusbrief (2 Petr 1,4), werden wir Söhne und Töchter Gottes und wird uns damit die Verheißung des ewigen Lebens geschenkt, gemäß der wir in die ewige Gottesfamilie aufgenommen werden.

Die Erlösung verpflichtet uns, ihr gegenüber können wir nicht passiv bleiben. Hier gilt das Wort des Johannes-Evangeliums: „Denen, die ihn aufnahmen, gab er die Macht, Kinder Gottes zu werden“ (Joh 1,12).

Wenn wir erlöst sind und in der Gnade der Erlösung leben - wir können die Gnade der Erlösung verlieren, solange wir noch im Pilgerstand sind -, wenn wir erlöst sind und in der Gnade der Erlösung leben, dann sind wir der Not des Er-

eignishaften enthoben. Dann bleiben zwar die Folgen der Ursünde, Unglück, Leid, Krankheit und Tod, es bleibt die Negativität, die Unordnung, die Tragik dieser Welt, es bleiben die Übel, viele Übel, aber wir können sie dann mit anderen Augen sehen, und vor allem wissen wir dann, dass der Erlöser, der bei uns ist alle Tage, uns durch sie hindurchführt und dass sie aus seiner Perspektive Stationen sind auf unserem Heilsweg.

\*

Die Menschwerdung Gottes erfolgt um der Erlösung der Menschheit willen. Wir werden dieser Erlösung teilhaftig, wenn wir den menschengewordenen Gott aufnehmen, wenn wir hören auf ihn und auf seine Kirche und wenn wir ihm nachfolgen in unserem Leben und mit ihm immerfort im Gebet verbunden sind. Amen.

PREDIGT ZUM 4. ADVENTSSONNTAG, GEHALTEN AM 24. DEZEMBER  
2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„SELIG BIST DU, WEIL DU GEGLAUBT HAST, DASS SICH ERFÜLLEN  
WERDE, WAS DIR VOM HERRN GESAGT WURDE“

Maria sieht der Geburt ihres göttlichen Kindes entgegen, in freudiger Erwartung. Voll menschlicher Wärme ist die Szene des Lukas-Evangeliums, in der Maria sich aufmacht zu ihrer Verwandten - in drei Tagereisen konnte sie die Distanz von etwa 80 Kilometern bezwingen -, um mit ihr zu sprechen über all das, was sie bewegt, vielleicht auch, um ihr ein wenig zu helfen und beizustehen. Diese aber weiß bereits alles, zur Überraschung ihrer Besucherin, und rühmt sie als die Mutter des Erlösers. Ja, sie selbst hat in unerhörter Weise die schenkende Güte Gottes empfangen, worüber sie zu sprechen das Bedürfnis hat, nicht anders als

ihre jüngere Verwandte. Die Begegnung der zwei Frauen, die immer wieder die Kunst inspiriert hat, gipfelt in dem Ausspruch der Älteren: „Selig bist du, weil du geglaubt hast, dass sich erfüllen werde, was dir vom Herrn gesagt wurde“. Der Glaube Mariens ist das Fundament ihrer Erwählung. Er findet seinen Ausdruck in ihrer Antwort an den Engel der Verkündigung: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn“.

\*

Glaube ist Gehorsam gegenüber dem Wort Gottes. Der Gehorsam ist das entscheidende Element des Glaubens. Er ist auch der Kern der Menschwerdung Gottes: Im Gehorsam gegenüber dem Vater wählt der Sohn die Selbstentäußerung. Davon ist in der Lesung heute die Rede.

Wie Jesus gehorsam ist gegenüber dem Vater, so ist auch Maria gehorsam, gehorsam gegenüber dem Wort des Vaters, das ihr durch den Engel verkündet wurde. Dem Wort Mariens „siehe, ich bin die Magd des Herrn“ entspricht das Wort Jesu „ich bin gekommen, den Willen des Vaters zu erfüllen“ (Joh 5, 30; vgl. 4, 34; 6, 39; Ps 39, 9).

Durch den Gehorsam des Erlösers wurden wir also erlöst, und im Gehorsam werden uns die Gnaden der Erlösung geschenkt. Auf den Gehorsam kommt es an, auf den Glaubensgehorsam, der in der Erfüllung des Willens Gottes besteht und in unserem Leben immer mehr Gestalt annehmen muss. Maria hat sich den Gehorsam Jesu in beispielhafter Weise zu Eigen gemacht und ist deshalb seine erste Jüngerin geworden, vorbildlich für uns alle.

Glaube ist Gehorsam, und auf den Gehorsam kommt es an. In diesem Sinne ist es der Glaube, der selig macht, und nur er allein macht uns selig, in dieser, vor allem aber in der jenseitigen Welt, der wir entgegengehen. Das wird immer wieder betont in den Schriften des Neuen Testaments (vgl. Apg 16, 31; Mk 16, 16; Apk 22, 7; 1 Kor 1, 21).

Glauben heißt überzeugt sein von dem, was man nicht sieht, heißt von etwas überzeugt sein auf das Wort Gottes hin (Hebr 11, 1). Glauben meint hören, hinhören. Gehorchen ist dann eine Steigerung von hinhören. Das ist etwas anderes, als sich eine persönliche Meinung bilden, als sich selber einen Reim auf das menschliche Leben und auf die Welt machen.

So aber ist es bei vielen heute. Viele verstehen den Glauben heute als meinen, als sich einen Reim machen auf sein Leben und auf die Welt. Daher biegen sie den Glauben zurecht nach ihrem eigenen Geschmack und merken nicht, dass sie ihn schon lange verloren haben. Sie wählen aus dem, was die Kirche als ihren Glaubensschatz übernommen hat aus der Offenbarung Gottes und aus ihrer zweitausendjährigen Geschichte, sie wählen davon aus, was ihnen gefällt, wie sie es sonst in einem Warenhaus tun. Deshalb hat man hier von einem Warenhaus-Katholizismus oder auch von einem Auswahlchristentum gesprochen.

Dieses Auswahlchristentum finden wir heute in allen Bevölkerungsschichten. Und die Massenmedien unterstützen es in vielfältiger Weise, indem sie das Vertrauen zur Kirche und zu den Glaubenswahrheiten, genauer gesagt: zu den Glaubenswirklichkeiten, zerstören.

Dem Warenhaus-Katholizismus unserer Tage liegt eine grenzenlose Anmaßung zugrunde, in den meisten Fällen unbewusst, aber die Auswahl ist als solche grenzenlos anmaßend. Man übersieht dabei, dass das Glaubensgebäude entweder als Ganzes im Gehorsam angenommen wird und werden muss, freilich in einem vernünftigen Gehorsam, oder dass es in sich zusammenfällt, weil dann Menschenweisheit an die Stelle der Weisheit Gottes gesetzt wird, Menschenweisheit, die nur als willkürlich bezeichnet werden kann.

Wir können lediglich fragen, ob Gott gesprochen hat in der Offenbarung des Alten und des Neuen Testaments oder ob die Offenbarung aus dem Geist des Menschen hervorgegangen ist und ob die Kirche der fortlebende Christus oder nur

eine rein menschliche Institution ist. Wenn diese zwei Fragen mit „nein“ zu beantworten sind, dann kann wirklich jeder nach seiner Façon leben.

Ein Glaube, der Gehorsam ist gegenüber Gott, ein solcher ist heute jedoch nicht mehr zeitgemäß, ja, er ist ein besonderes Ärgernis für den modernen Menschen. Aber er ist die Voraussetzung für unsere Erlösung. Sie, die Erlösung, ist inde-ssen der Kern des Christentums und der eigentliche Grund für das Kommen Gottes in unsere Welt, damals wie auch heute noch wie auch in der Zukunft. Wo der Protest und der Eigensinn das Sagen haben, da findet die Erlösung nicht statt, da gibt es keine Erlösung.

Im Gehorsam hat Christus uns erlöst, und im Gehorsam hat Maria die Erlösung angenommen, beispielhaft und in gewisser Weise auch stellvertretend für uns. Gott ist zu uns gekommen, damit wir zu ihm kommen können. Immer neu kommt er zu uns, wenn wir Maria, die gehorsame Jungfrau, nachahmen, wenn sie uns zum Vorbild wird. Gott kommt nicht in eine Welt, die sich ihm verschließt. Er könnte auch das, aber er tut es nicht. Er hat uns die Freiheit geschenkt, als Ausdruck seiner Liebe.

Erlösung geschieht nur da, wo der Mensch auf Gott hört, wo er sich nicht einen eigenen Entwurf macht, sondern den Entwurf Gottes annimmt. Nicht die eigene Meinung und die Selbstbehauptung bringen das Heil, sondern der demütige Gehorsam.

Zudem ist das, was wir stolz als unsere eigene Meinung bezeichnen, nicht selten eine Meinung, die uns aufgedrängt worden ist von anderen, ohne dass wir es gemerkt haben, die uns aufgedrängt ist von denen, die die öffentliche Meinung beherrschen, die immer neue Verdächtigungen und Schmähungen gegenüber der Kirche und gegenüber dem Statthalter Christi auf Erden und gegenüber den Wahrheiten des Glaubens hervorbringen, die Misstrauen säen gegen die Kirche und dabei noch den Eindruck erwecken wollen, als ginge es ihnen um das Wohl der Kirche, die bemüht sind, die Autorität der Kirche zu schwächen, damit sie sie

umso leichter manipulieren, damit sie sie umso leichter in Dienst nehmen können für ihre persönlichen Interessen.

Ob diese Kritik berechtigt ist, das kann man oft schneller feststellen, wenn man sich die Kritiker anschaut, als wenn man ihre Kritik genauer untersucht.

\*

Wir versperren Gott den Weg, wo immer wir nicht hören auf ihn, wo immer wir an die Stelle seines Wortes unsere eigenen Interessen setzen, wo immer wir selbstherrlich nach unserem eigenen Geschmack leben.

Der Stolz steht gegen den Gehorsam. Er ist das Wesen der Ursünde und jeder persönlichen Sünde.

Wenn wir nicht hören auf Gott, wenn wir nur auf uns selber hören, geht das Drama der Erlösung spurlos an uns vorüber. Das ist jedoch eine Katastrophe für uns, denn wenn wir die Ewigkeit verlieren, haben wir alles verloren.

Zwei Sätze erinnern uns an das, was entscheidend ist für unsere Erlösung, das gilt bis zum Jüngsten Tag: Zum einen das Wort Christi „ich bin gekommen, den Willen des Vaters zu erfüllen“ und zum anderen das Wort Mariens „siehe, ich bin die Magd des Herrn“.

Objektiv gilt die Erlösung, die mit der Menschwerdung Gottes begonnen hat, allen, objektiv gilt sie allen, nicht jedoch subjektiv. Amen.



PREDIGT ZUM 3. ADVENTSSONNTAG, GEHALTEN AM 17. DEZEMBER  
2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„FREUT EUCH, WIEDERUM SAGE ICH EUCH: FREUT EUCH,  
UM NICHTS MACHT EUCH SORGEN“

Eine doppelte Aufforderung ergeht an uns in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags. „Freut euch“ und „macht euch keine Sorgen“. Die Sorgen erfüllen uns mit Furcht, die Furcht aber vertreibt die Freude. Daher ist es das Gleiche, ob die Aufforderung lautet „macht euch keine Sorgen“ oder „fürchtet euch nicht“.

\*

Die Freude jedoch ist mehr als die Abwesenheit von Furcht. Sie schließt das Freisein von Furcht in sich. Aber freuen kann sich eigentlich nur der, der eine gute Zukunft hat, der einen Sinn hinter seinem Leben entdeckt hat, einen unvergänglichen Sinn, einen absoluten Sinn.

Nicht besitzen, genießen und Macht und Einfluss haben macht froh. Das meinen heute viele, weil der Glaube schwach geworden ist, weil das Nachdenken aus der Mode gekommen ist und weil es uns die Medien unermüdlich einflüstern, direkt oder indirekt, die Medien und zusammen mit ihnen die Reklame, die vielfach nicht weniger gewissenlos ist: Wenn du reich bist, wenn du dir ein bequemes Leben machen und dir deine Wünsche erfüllen kannst, wenn du befehlen kannst und Anerkennung findest, dann kannst du froh sein, dann kannst du dich freuen. Das

mag eine Weile stimmen, aber dann überkommt einen die Langeweile, der Ekel, die Verzweiflung, wenn man keine Zukunft hat, wenn man nur von einem Tag zum anderen hoffen kann. Zudem reicht diese Freude nicht hin, wenn große Erschütterungen und Enttäuschungen in unser Leben eintreten. Und wer ist schon sicher davor?

Die Freude, die aus dem Haben hervorgeht, hat keine Wurzeln, ja, sie ist eigentlich nur ein Zerrbild der Freude. Die wahre Freude braucht einen Grund, ein Fundament. Dieser Grund aber ist das Sein. Das weiß Paulus, der die Worte der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags unter dem Eindruck der Ungewissheit und der Entbehrungen seiner ersten römischen Gefangenschaft geschrieben hat. Deshalb stellt er im Anschluss an die Aufforderung zur Freude fest: Denn der Herr ist nahe. Damit will er sagen: Wir gehen einer großen Zukunft entgegen. Die Philipper, die Adressaten des heiligen Paulus, sie wussten das, hatten es aber nicht mehr so präsent, wir haben das weithin total vergessen im Banne unseres Neuheidentums.

Heute gibt es viele Menschen bei uns, die keine Zukunft haben. Man sieht es ihren Gesichtern an. Sie schauen gelangweilt aus, gleichgültig, traurig und zuweilen gar verzweifelt. Viele sind schon in jungen Jahren vergreist. Es gibt kein Leuchten in ihrem Antlitz, keine Freude, keine Begeisterung. Müde ziehen sie auf den Straßen ihres Lebens dahin, abgehärmt und resigniert, und sie kennen nur eine Liebe, die Selbstliebe, ein Zerrbild der Liebe, die sich dann nicht selten hinter der geschlechtlichen Liebe verbirgt, der man sich ausgiebig widmet.

Obwohl sie alles haben und sich alles leisten und darüber hinaus sich alles herausnehmen und keine Wünsche unerfüllt lassen und sich weder um Gott noch um den Teufel kümmern, sucht man in ihren Gesichtern vergeblich nach der Freude. Richtiger muss es heißen: Gerade deshalb ist es so. Ihr Leben ist fade, und im Tiefsten ist es von Sorgen und Ängsten bestimmt. Nach außen geben sie sich vielleicht selbstsicher, aber ihre Selbstsicherheit ist eine Maske, mit der sie allerdings viele erfolgreich täuschen. - Wer keine Zukunft hat, wer nur der Vergänglichkeit dieser Welt lebt, der hat in der Tat nicht viel zu lachen.

Wenn Paulus mit der Aufforderung zu Freude den Hinweis auf den Grund dieser Freude verbindet, der Herr ist nahe, so bezieht er sich damit zugleich auf die unmittelbare und auf die fernere Zukunft.

Christus, der Grund unserer Freude, kommt immer wieder verborgen in unser Leben, wenn wir ihm die Tür öffnen im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe und wenn wir ihm begegnen in der Sakramenten der Kirche, in besonders intensiver Weise kommt er freilich - daran müssen wir in diesen Tagen erinnern -, wenn wir das Geburtsfest des menschengewordenen Gottessohnes in der rechten Gesinnung feiern. Am Ende dieser Zeitlichkeit aber kommt er dann unverhüllt, in Macht und Herrlichkeit, wie es die Heilige Schrift ausdrückt.

Eine gute Zukunft wird nicht all unsere Sorgen und all unsere Ängste vertreiben können. Aber sie wird sie in den Hintergrund treten lassen, ihnen gleichsam den Stachel ziehen und uns Gelassenheit schenken. Es mag Schweres und Dunkles bleiben, aber im Licht der guten Zukunft, die uns verheißen ist, tritt es zurück. Das Licht der guten Zukunft wird es überstrahlen.

Paulus verbindet mit seiner Aufforderung zur Freude nicht nur den Hinweis auf den Grund dieser Freude, er erinnert auch an die Verpflichtung, die sich aus diesem Grund für uns ergibt, an die Verpflichtung, dass wir allen Menschen unsere Güte kundmachen und dass wir dankbar sind gegenüber Gott und vertrauensvoll unsere Bitten vor ihn hintragen. Das Bemühen um selbstlose Güte, um die Dankbarkeit und um das Vertrauen gegenüber Gott vertieft dann wiederum die Freude, die die Hoffnung auf das Kommen Christi uns schenkt.

Das Kommen Christi ist ambivalent, es ist doppeldeutig, Christus kommt als Erlöser und als Richter, das muss heute betont werden. Das gilt für sein Kommen in der Zukunft, am Ende unserer Zeitlichkeit, das gilt aber auch für sein immer neues Kommen in der Gegenwart.

Unsere Hoffnung auf das Kommen Christi wird zur Vermessenheit, zum Selbstbetrug, wenn wir uns nicht auf dieses Kommen vorbereiten. Aus unserer Hoffnung kann nur dann die Freude hervorgehen, die wahre Freude, wenn sie zu Werken im Dienste Gottes und der Menschen führt. Wir werden ernten, was wir säen, das gilt grundsätzlich (Gal 6, 8 f).

Ein oft zitiertes Sprichwort lautet: Schadenfreude ist die schönste Freude. Wer das erfunden hat, der weiß nicht, was Freude ist. Die wahre Freude geht aus einem guten Gewissen hervor. Sie stellt sich dann ein, wenn wir in rechter Weise über unsere Zukunft denken, das heißt, wenn wir in der Hoffnung auf das Kommen Gottes leben und wenn wir das Gute tun, wo immer wir die Möglichkeit dazu haben.

Darum muss die Aufforderung zur Freude eigentlich als eine Aufforderung dazu verstanden werden, dass wir die Voraussetzungen für die Freude schaffen.

Die Freude können wir nicht anstreben, so wenig, wie wir das Glück anstreben können. Sie ist eine Gabe, sie ist ein Geschenk, wie das Glück ein Geschenk ist. Sie geht hervor aus der Hoffnung auf das Kommen Christi, die indessen begründet sein muss. Sie findet diese ihre Begründung in unserer Güte zu den Menschen, in unserer Dankbarkeit Gott gegenüber und in unserem Vertrauen zu ihm. Sie findet, so können wir es auch sagen, diese ihre Begründung in unserer demütigen Selbstlosigkeit gegenüber Gott, gegenüber unseren Mitmenschen und gegenüber unserem eigenen Ich.

Im Grunde gibt es nur einen Weg zur wahren Freude, den Weg der Hingabe an Gott und an den Erlöser, der immer neu in unser Leben kommen will, um uns zu bereiten für seine endgültige Ankunft.

\*

Die wahre Freude kann man als solche nicht suchen, man kann sie nicht anstreben, es ist vielmehr so, dass sie das gute Werk begleitet, die selbstlose Güte, das demütige Wohlwollen, die Dankbarkeit gegenüber Gott und das Vertrauen zu ihm. Denn darin erhält die Hoffnung auf das Kommen Gottes und auf das Kommen Christi in unsere Welt ihr Fundament, ihr tragfähiges Fundament.

Die Aufforderung des heiligen Paulus zur Freude ist von daher eigentlich eine Aufforderung zum Glauben und zum Leben aus dem Glauben, eine Aufforderung dazu, dass wir immerfort in der Hoffnung auf das Kommen Gottes leben und dass wir das Gute tun, wo immer wir die Möglichkeit dazu haben. Amen.

PREDIGT ZUM 2. ADVENTSSONNTAG, GEHALTEN AM 10. DEZEMBER  
2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„BEREITET DEM HERRN EINEN WEG, MACHT  
EBEN SEINE PFADE“

Zwei große Gestalten gehen mit uns durch den Advent, wenn wir ihn in diesen Tagen mit der Kirche begehen: Maria und Johannes, der Täufer. Es muss unsere Sorge sein, dass sie mit uns durch den Advent gehen, durch den liturgischen Advent, aber auch durch den Advent unseres Lebens. Der liturgische Advent ist ein Abbild unseres Lebens.

Auf je verschiedene Weise leben Maria und Johannes in eindrucksvoller Weise die Hoffnung und die Erwartung und die Hinkehr zu Gott: Maria von der Öffentlichkeit nicht beachtet, abseits von den Schauplätzen des Lebens, Johannes im Rampenlicht der Öffentlichkeit, im Rampenlicht einer relativen Öffentlichkeit jedenfalls.

Durch ihre Worte und ihre Taten zeigen sie uns, worauf es ankommt in unserem Leben, nämlich darauf, dass wir unsere ganze Hoffnung auf den ewigen Gott set-

zen, dass wir alles in Beziehung setzen zu Gott und zu der neuen Welt, die er uns verheißen hat, dass all unser Tun und Lassen geprägt ist von dem Ziel unserer christlichen Berufung, von der ewigen Gemeinschaft mit Christus und mit dem Vater im Himmel und mit den vollendeten Erlösten, die uns vorausgegangen sind.

Am vergangenen Freitag begingen wir das Fest der Unbefleckten Empfängnis Mariens, da trat Maria besonders hervor in der Liturgie der Kirche, heute ist es Johannes der Täufer, der uns geistiger Weise vor Augen geführt wird.

Sein großes Thema ist die Umkehr, das, was wir für gewöhnlich unter Buße tun verstehen, was aber eigentlich ein Umdenken meint: die Abkehr vom Bösen, von der Sünde, die Hinkehr zu Gott im Zeichen der Hoffnung und der Erwartung.

\*

Wir wissen nicht, wie Johannes im Einzelnen sein Thema verdeutlicht hat, sein Thema von der Umkehr. Gewiss, er hat gesagt: Wir sollen dem Herrn einen Weg bereiten, eine gerade Straße bauen, die Täler ausfüllen und die Höhen abtragen, weil alle Menschen Gottes Heil schauen sollen. Wir sollen uns daher von der Sünde abwenden und uns dem Guten zuwenden. Aber worin das im Einzelnen besteht, was das inhaltlich bedeutet, wie diese Abkehr und diese Hinkehr konkret zu bewerkstelligen sind, wie der Täufer das im Einzelnen erklärt hat, darüber erfahren wir nichts in den Evangelien. In seinen Worten erfahren wir es nicht, wie unsere Umkehr sich darstellen soll in diesen Wochen des liturgischen Advents und im Advent unseres Lebens, umso eindrucksvoller erfahren wir es jedoch in seinem Leben, im Leben dieses gewaltigen Propheten vom Jordan, der den großen Propheten des Alten Testaments ebenbürtig ist, ja, der noch größer ist als sie, als Mose, als Jesaja und als Jeremia.

Drei Grundhaltungen bestimmen sein Leben und veranschaulichen so, was mit der Abkehr von der Sünde und der Hinkehr zu Gott gemeint ist, wie der Geist der Buße diese Wochen der Vorbereitung auf die Ankunft Gottes in unserer Welt in

der Gestalt des geschichtlichen Jesus von Nazareth und in der Gestalt des wiederkommenden Christus am Ende der Tage, am Ende unserer Tage und am Ende aller Tage, unser Leben prägen muss: Da geht es um den Geist des Verzichtes und der Entsagung, um die Liebe zur Stille und zur Einsamkeit, die der geistige Raum für das Gebet sind, und um das freimütige Bekenntnis zur Wahrheit Gottes.

Johannes der Täufer führte ein anspruchsloses Leben, er lebte aus der Begegnung mit Gott, den er nicht im Lärm des Alltags suchte, und er liebte die Wahrheit mehr als sein Leben.

Unser Leben ist weithin vom Konsum bestimmt. Der Konsum hat unsere Gesellschaft und unsere Zeit krank gemacht.

Die Bequemlichkeiten, die Annehmlichkeiten und die Vergnügungen nehmen viele von uns so sehr in Anspruch, sie belegen viele von uns so sehr mit Beschlag, dass sie Gott dabei vergessen. Sie vergessen dabei aber nicht nur Gott, sondern auch ihre Mitmenschen und werden dabei immer einsamer. Wer das Glück im Konsum sucht, wird nicht glücklich.

Die Gier nach den materiellen Gütern ist übergroß bei vielen von uns. Das ganze Sinnen und Trachten ist bei vielen von uns ganz auf das Irdische gerichtet.

Da ist das einfache Leben eine Forderung der Stunde. Nicht zuletzt lernen wir es in der Schule des Täufers vom Jordan. Die Faszination der irdischen Dinge überwinden wir durch den bewussten Verzicht, durch den Geist der Entsagung, durch das Opfer, das wir uns immer wieder freiwillig auferlegen.

Dadurch wird unser Blick geschärft für das Wesentliche, dadurch werden wir offen für die Transzendenz, für das Bleibende, für den ewigen Gott, der uns in der Zeit erlöst hat.

Der Konsum macht müde und träge, durch den freiwilligen Verzicht aber bereiten wir uns für das, was nicht der Vergänglichkeit unterliegt.

Der Verzicht macht uns feinfühlicher, verständnisvoller und offener für Gott, für Gott, aber auch für die Menschen. Wenn wir Gott wieder finden, finden wir auch die Menschen wieder.

Wer Gott verliert, verliert auch die Menschen. Das ist eine herbe Erfahrung, die wir heute mehr denn je machen können, wenn wir uns dieser Erfahrung nicht verschließen.

Die Instabilität der Ehen, das wuchernde Übel der außerehelichen Sexualität und das Zerschneiden so vieler Freundschaften sind ein beredtes Zeugnis für den Verlust Gottes, der nicht selten schon bald den Verlust des Menschen zur Folge hat. Ebenso die Tatsache, dass es in allen Gemeinschaften gleichsam gärt, dass beinahe überall der Streit und die Rivalität dominieren.

Die Abtötung ist das Eine, die Flucht aus dem Lärm und der Betriebsamkeit in die Stille, sie ist das andere. In ihr finden wir Gott, sie ist der notwendige Rahmen einer neuen Hinwendung zum Gebet.

Die Umkehr setzt Stille und Einsamkeit voraus. Der Lärm ist heute wie ein eiserner Vorhang, der uns abschirmt gegenüber Gott, aber damit auch gegenüber dem Nächsten.

Viele fliehen heute die Einsamkeit und die Stille, sie fürchten sich davor geradezu und entziehen sich damit der läuternden Wirkung des Schweigens, das die Voraussetzung ist für die Hinwendung zu Gott im Gebet.

Gerade wenn wir sie schwer ertragen können, die Stille, so haben wir sie umso notwendiger.

Unser Gottesdienst und unser Gebet werden formalistisch und hohl, wenn wir darin nicht still werden.

Der Täufer lebt in der Einsamkeit der Wüste, er bleibt dort, und die Menschen kommen zu ihm. Sein Element ist die Kontemplation und er führt in sie hinein.

Von der Liebe Jesu zur Einsamkeit berichten uns die Evangelien wiederholt. Immer wieder hat Jesus sie gesucht. Und mit ihm haben alle Heiligen sie geliebt und gesucht.

In einem modernen Zukunftsroman, in dem die Menschen areligiös genormt werden sollen, heißt es programmatisch: Wir lehren die Menschen, die Einsamkeit zu hassen. Diese Kunst braucht man sie heute nicht mehr zu lehren. Darauf verstehen sie sich geradezu exzeptionell. Je mehr sie jedoch die Einsamkeit hassen, umso mehr wird sie indessen ihr Schicksal, ihr schmerzliches Schicksal. Das ist fatal.

Johannes sieht nicht auf die Gunst der Menschen, kompromisslos verkündet er die Rechte Gottes. Darum stirbt er durch die Hand des Henkers. Im Namen Gottes fordert er die absolute eheliche Treue und hält Herodes die Verwerflichkeit seiner sexuellen Praktiken vor.

Die Umkehr setzt den Verzicht voraus, die Liebe zur Einsamkeit und zur Stille und nicht zuletzt den prophetischen Freimut, in dem uns die Wahrheit mehr bedeutet als unser irdisches Leben.

Sie setzt voraus, dass wir nach Maßgabe unserer Möglichkeiten der Welt und ihrem Treiben den Spiegel vorhalten, gerade auch im Hinblick auf ihre sexuellen Praktiken.

Die Menschenfurcht ist bei uns oft größer als die Gottesfurcht. Viele von uns sind aufs Äußerste darauf bedacht, dass sie nicht anstoßen mit ihren christlichen Auffassungen, sofern sie überhaupt noch solche haben. Sie gehen lieber den Weg des geringsten Widerstandes und sagen und denken, was sie alle sagen und denken.

Anders hat es der Täufer gemacht und mit ihm Christus selber und mit ihm die Heiligen der Kirche in 20 Jahrhunderten.

Hier sollten wir nicht das Jesus-Wort vergessen: „Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel bekennen“ (Mt 10, 32).

Es gilt, dass wir in der Kraft Gottes die Rechte Gottes vertreten und fordern. Das setzt freilich die Gnade Gottes voraus. Aber diese wird uns gegeben, wenn wir Gott in Demut darum bitten und wenn wir ein inneres Leben führen.

\*

Johannes der Täufer verkündet die Umkehr formal mit kraftvollen Worten und inhaltlich durch sein Leben. Die Umkehr zu verkünden und zu leben, das ist auch unsere Aufgabe.

Umkehren kann man nicht ein für allemal und sich dann zur Ruhe setzen. Die Umkehr ist ein fortwährender Prozess, ein Leben lang müssen wir sie einüben, die Abkehr von der Welt, die Hinkehr zu Gott.

Es ist nicht leicht, sich jeden Tag aufs Neue von der Sünde abzuwenden und sich zu Gott und zu seinem heiligen Willen hinzuwenden.

Das verlangt von uns, dass wir immer neu in geistiger Weise mit Christus sterben.

Wie das geschehen soll, das zeigt uns der Täufer in eindrucksvoller Weise durch sein Leben.

Die Umkehr setzt die Selbstüberwindung voraus, die Liebe zur Stille und zur Einsamkeit und damit die Hinwendung zur Begegnung mit Gott im Gebet und den furchtlosen Einsatz für Gottes Rechte und für die Wahrheit.

Unsere Abkehr von der Sünde und unsere Hinwendung zu Gott, sie ist das entscheidende Thema des Advents, des liturgischen Advents und des Advents unseres Lebens. Das Bemühen darum gilt es innerlich zu füllen im Blick auf die Gestalt des Täufers, im Blick auf sein Leben und in der vertrauensvollen Bitte um seine Fürsprache. Amen.

PREDIGT ZUM 1. ADVENTSSONNTAG, GEHALTEN AM 3. DEZEMBER  
2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WENN DAS ALLES GESCHIEHT, DANN ERHEBET  
EURE HÄUPTER“

„Wenn das alles geschieht, dann erhebet eure Häupter“. Das ist der entscheidende Gedanke der Liturgie des 1. Adventssonntags, und das ist zugleich der Tenor des neuen Kirchenjahres, das mit dem heutigen Sonntag beginnt. Ja, immerfort sollen wir als Christen aus der Hoffnung leben auf die Vollendung bei Gott, der das Ende unserer vergänglichen Welt vorausgeht. In den Leiden der Zeit sollen wir die Geburtswehen der Ewigkeit erkennen und darin Trost finden.

Das Evangelium, das wir soeben vernommen haben, spricht von der Eskalation der Schrecken, die dem Zusammenbruch des Kosmos vorausgehen, und von der Wiederkunft Christi, die den neuen Äon herbeiführen wird, und von der Hoffnung auf den Erlöser, in der wir alle Ängste überwinden können und sollen.

\*

Wenn wir in Wahrheit Christen sind, leben wir aus der Vergangenheit in die Zukunft hinein. Das, was Gott an der Menschheit, was er an uns getan hat, ist uns dann eine Garantie im Hinblick auf das, was er an uns tut und was er an uns tun wird. Aus dem Glauben an die Heilstaten Gottes geht unsere Hoffnung hervor, unsere Hoffnung auf die ewige Gemeinschaft mit Gott.

Diese wird jedoch zur Vermessenheit, wenn sie nicht mit der Bereitschaft verbunden ist, für Gott und für die Ewigkeit zu leben. Unsere Hoffnung auf das Kommen Gottes und Christi wird gegenstandslos, wenn sie nicht heute und morgen unser Leben prägt.

Für die Menschheit als Ganze beginnt die Ewigkeit mit dem Untergang der Welt und mit der Wiederkunft Christi, für den Einzelnen beginnt sie frühestens mit

dem persönlichen Tod. Im einen wie im anderen Fall gilt, dass das Ende wie ein Dieb in der Nacht kommt (Mt 24,43; 1 Thess 5,2), trotz der Vorzeichen, die uns gegeben wurden von Gott und die uns immer wieder gegeben werden von ihm. Wie ein Dieb in der Nacht, das heißt: ohne Voranmeldung. Darum ergeht die Mahnung des Evangeliums: „Wachet und betet, damit ihr vor dem Menschensohn bestehen könnt“.

Wer schläft, der merkt nicht, was um ihn herum vorgeht, der hört nichts und sieht nichts. Der Schlaf ist hier ein Bild für unsere Trägheit, für unsere Gedankenlosigkeit, für unsere religiöse Gleichgültigkeit und für unser Verstricktsein in irdischen Sorgen und in Sünden, vor allem in solchen, die wir nicht einmal mehr beachten.

Nicht wachsam ist, wer sein Herz beschwert durch Ausschweifung, durch Völlerei und durch Trinkgelage und durch die Sorgen des alltäglichen Lebens. Wachsamkeit bedeutet also: ein zuchtvolles Leben führen, innere Ordnung schaffen und sich nicht der Triebhaftigkeit ausliefern, sie bedeutet, sich an Gott orientieren.

Dazu gehört für uns wesentlich die Übung des Verzichtes - wir sprechen hier von der Askese -, dazu gehört für uns wesentlich die Übung des Verzichtes auf Erlaubtes, damit wir der Faszination des Unerlaubten widerstehen können, damit wir nicht der verführerischen Kraft des Bösen erliegen.

Auf Erlaubtes verzichten, damit man verzichten kann, wenn es zur strengen Forderung Gottes wird, das ist von grundlegender Bedeutung für unsere Selbsterziehung und für die Erziehung unserer Kinder.

Ein zuchtvolles Leben muss sich in der immer größeren Liebe zu Gott äußern, die nicht zuletzt ihre Gestalt findet in der Übung des Verzichtes.

Wachen, das bedeutet: gewissenhaft leben, sich nicht das Gesetz des Handelns von den anderen aufdrängen lassen.

Viele berufen sich heute gern und häufig auf ihr Gewissen, sind aber gleichzeitig erschreckend gewissenlos und gleichgültig im Alltag. In vielen Fällen kann man sagen: Je gewissenloser sie sind, umso häufiger berufen sie sich auf das Gewissen. Das gilt nicht nur für solche, die ohnehin nicht viel vom Christentum und von der Kirche halten. Ein bewährtes Mittel zur Einübung der Gewissenhaftigkeit ist da der regelmäßige Empfang des Sakramentes der Buße.

Die Ermahnung zur Wachsamkeit meint, dass wir uns in unserer Lebensführung an Gott und an seinem Wort orientieren. Sie meint, dass wir umkehren und auf Gott hin leben, dass wir Gottes Gebote zur Grundlage unseres Lebens machen und keine Angst davor haben, dass wir die Welt provozieren. Sie meint, dass wir uns um ein heiliges Leben bemühen und so der inneren Erosion des Christentums und der Kirche in der heutigen Welt widerstehen.

Zum Wachen muss das Gebet hinzukommen, das tägliche Gebet, wenigstens am Morgen, am Abend und zu den Mahlzeiten. Erst das Gebet ermöglicht uns die Orientierung an Gott und an seinem Wort in unserer Lebensführung. Die heutige Krise des Glaubens, von der man des Öfteren spricht in der Gegenwart, wirkt sich in erster Linie aus als eine Krise des Gebetes.

Es gilt, dass wir das persönliche Gebet verlebendigen, aber auch das gemeinschaftliche Gebet liegt heute sehr im Argen, das Gebet der Eheleute mitein-ander und das Familiengebet.

Dabei müssen wir uns klar machen, dass uns nichts so sehr innerlich verbindet wie das gemeinsame Gebet. Es löst nicht nur das Problem unserer Entfremdung von Gott und des Zugangs zu ihm, auch das Problem der Entfremdung von den Menschen und des Zugangs zu ihnen löst es, wirksamer als alles andere.

Viel kostbare Zeit, die wir dem Gebet widmen könnten, raubt uns das Fernsehen, rauben uns die modernen Massenmedien, ganz zu schweigen von den Inhalten, die uns auch noch den Geschmack am Gebet rauben und überhaupt den Sinn für das Ewige. Die Mahnung zu wachen und zu beten ist daher auch eine Mahnung, hier Disziplin zu üben und streng zu sein.

\*

Als Christen leben wir aus der Hoffnung auf unsere Vollendung bei Gott, der das Ende unserer vergänglichen Welt vorausgeht oder unser irdischer Tod. Unsere Hoffnung auf das Kommen Gottes und Christi ist jedoch gegenstandslos und vergeblich, wenn sie nicht heute und morgen unser Leben prägt. Das ist gemeint mit der Mahnung Jesu im Evangelium des heutigen Sonntags, allezeit zu wachen und zu beten. Wachen und beten, das ist überhaupt die entscheidende Lebensmaxime des Christen. Dass wir sie neu einüben und dass wir sie immer konsequenter leben, das ist der tiefste Sinn einer christlichen Feier des Advents. Amen.

